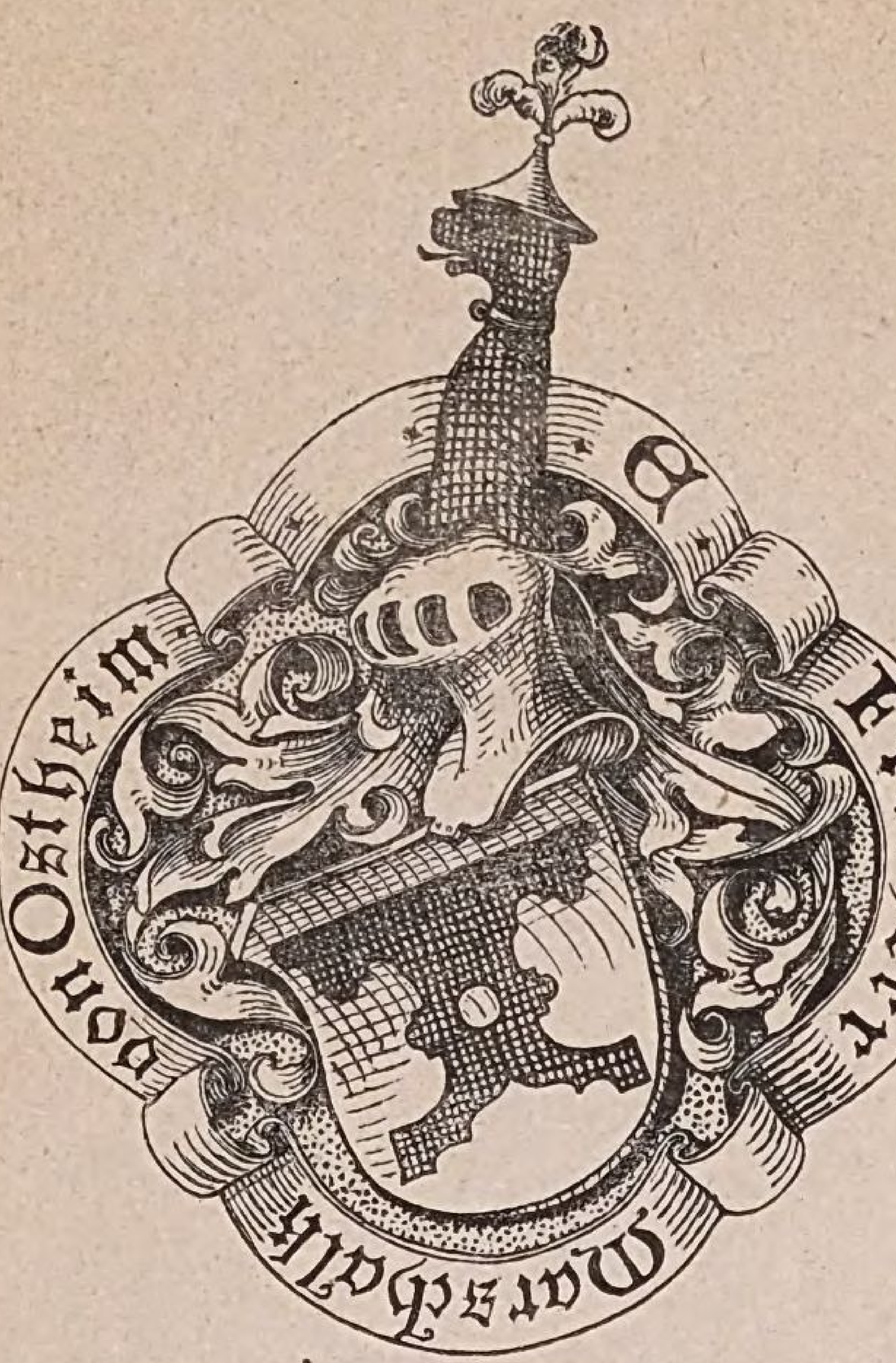

Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Aus der

Rothenburger Chronik.

Zwei Erzählungen

von

Leonhard Wolff.

Rothenburg o/T., 1868.

Verlag der P. J. Beck'schen Buchhandlung.

Schnellpressendruck von Schneider & Schmidt in Rothenburg.

Inhalt.

Heinrich Toppler's Ende.

Ein Bild mittelalterlichen Lebens.

Einleitung.

„Ein Jeder reit't sein Steckenpferd." Dieses alte Sprüchwort hat mich schon öfters nachdenklich gemacht. — Der Erfinder desselben hat doch gewiß damit sagen wollen: Jedermann hat seine Liebhabereien, Eigenheiten oder Angewohnheiten, die er mit besonderer Vorliebe pflegt, oder von denen er eingenommen ist. —

Warum aber der Erfinder dieses Sprichwortes zu seiner Analogie das Steckenpferd gewählt hat, das kann ich nicht recht einsehen; denn das Steckenpferd, dieses erste folgsame Roß des Knaben, muß hingehen, wohin sein Reiter will, während wir in der Regel hinmüssen, wo eben unser Steckenpferd hinwill. Alle unsere Steckenpferde haben etwas Störriges, Eigensinniges, was in der Raçe dieser Thiergattung zu liegen scheint. — Nun, wenn sie nur nicht beißen, nicht ausschlagen, oder gar mit ihrem Reiter durchgehen.

Ich habe auch so ein Thierchen im Stalle stehen und mache mit ihm manchmal einen kecken Ritt. Vor dem Durchgehen brauche ich mich nicht zu fürchten, denn dazu fehlen ihm die nöthigen Pegasusflügel, ein Mangel, den ich ihm um so lieber nachsehe, als deshalb kein empfindliches Herunterfallen zu befürchten ist. Wenn die verehrten Leser mein Leibthierchen kennen werden, werden sie sagen: „Ja, ja, das ist ein wirkliches Steckenpferd und noch dazu ein recht hölzernes."

In Stunden der Muße, das heißt nicht in Stunden, die ich dem Dienste der Musen widme, sondern in solchen, die

mir mein täglicher Beruf übrig läßt, weiß ich mir nichts Besseres, als in alten Chroniken und Handschriften herumzustöbern, die oft ganz vergilbten und unleserlichen Worte zu entziffern und so einen Blick in das graue Alterthum zu thun. Ich weiß es wohl, daß dies eine wenig nutzbringende Beschäftigung ist und man Besseres thun kann.

Der Herwegh'sche Vers:

„Laß, was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen"

hat Recht; allein, — es ist eben mein Steckenpferd, und das Eingangs erwähnte Sprichwort mag hier zur Entschuldigung dienen.

So kam mir unlängst ein großes, dickes Chronikbuch in die Hand, vervollständigt durch eine Menge Belege, als: Urkunden, Briefe, Notizen und andere Dokumente. Daraus ersah ich, daß in meiner Vaterstadt Rothenburg vor langer Zeit, — vor einem halben Jahrtausend — ein Mann gelebt hat, der es wohl verdient, daß sein Name hie und da wieder einmal genannt und bei den Bewohnern der Stadt, in welcher er in einer bewegten und bedeutenden Zeit lange und mit großen Erfolgen gelebt und gewirkt hat, in steter Erinnerung erhalten werde. Nachfolgende Blätter sind für diesen Zweck bestimmt. Möge es ihnen gelingen, die Manen dieses außerordentlichen Mannes den Blicken der Gegenwart würdig und dem Verdienste entsprechend vorzuführen.

Das Leben unseres Helden bis kurz vor seinem Tode ist geschichtlich behandelt und zu dieser Darstellung wurden Bensen's Mittheilungen über Toppler in den Annalen des historischen Vereins für Mittelfranken, Jahrgang 1842, hauptsächlich benützt. — Topplers Ende jedoch soll mit treuer Beibehaltung der historischen Wahrheit dem Leser im Gewande der Dichtung vorgeführt werden.

I.

Toppler's Wirken.

Heinrich Toppler war von dem Jahre 1377 bis 1408 Mitglied des hohen Rathes der Reichsstadt Rothenburg und über die Hälfte dieser Zeit Bürgermeister.

Fast jede der alten Reichsstädte hatte ihre Fugger und Wullenweber; denn die mittelalterlichen, geschichtlich merkwürdigen Zeitabschnitte großer Gemeinden waren ganz dazu angethan, hervorragenden und starken Charakteren Geltung zu verschaffen.

Toppler vereinigte in sich Eigenschaften, die ihn vor Allen befähigten, der Erste seiner Vaterstadt zu sein und genannt zu werden. Er war reich, von edler Geburt, verständig, unerschrocken und tapfer.

Der berühmte Cultur- und Social-Historiker Riehl, der erst vor Kurzem auf seinem Gange durch das Tauberthal auch die Stadt Rothenburg und deren Vergangenheit einer eingehenden Besprechung gewürdigt hat, nennt Toppler einen Mann von großen Fähigkeiten, einen klugen Staatsmann, einen tüchtigen Kriegshelden. — Heinrich Bensen, der bekannte Verfasser des „Bauernkrieges“ und anderer weitverbreiteten historischen Werke, zeichnet an vielen Stellen Toppler als eine außergewöhnliche Erscheinung seiner Zeit, und das Urtheil so anerkannter Autoritäten wird gewiß Gewicht haben und Glauben verdienen.

Außer den hervorragenden männlichen Eigenschaften, die in jener rauhen, fehdereichen Zeit besonders hervortraten, zeichnete Toppler sich auch durch milde, sanfte Sitten, durch Liebe zur Natur und zu den heitern Künsten des Friedens und der Musen aus. Schon im Jahre 1386 erwirkte er sich vom Rathe die Erlaubniß, eine wildschöne Stelle des damals noch wüsten Tauberthales aufzuräumen.

Dies vollbrachte er mit viel Sinn für Naturschönheit. Er dämmte den Fluß ein, der, wenn der Schnee von den Bergen schwindet, oder wenn starke Regengüsse fallen, mit aller Kraft eines Wildwassers einherstürmt und der bisher jedes Jahr sein unregelmäßiges Bett sich selbst gerissen hatte. Er befreite den Thalgrund und die Berge von dem wuchernden Gestrüppe und pflanzte an die sonnigen Höhen Reben und Obstbäume. In die Biegung des Thales baute er sich zum einstigen Ruhesitz ein thurmartiges Schlößchen, legte Rosengebüsche und anderes blühende und duftende Gesträuche an und nannte dann diese Schöpfung sein Rosenthal, welchen Namen diese Thalseite heutigen Tags noch führt. So reich gesegnet er mit Ehren und Macht und irdischen Gütern war, ebenso war er es in seiner Familie; denn drei rüstige Söhne und fünf blühende Töchter umstanden ihn und seine würdige Hausfrau Margarethe. — Toppler war für seine Zeit ein reicher Mann. Ueberall besaß er Güter und Einkünfte. Sein steuerbares Vermögen wird auf 80,000 Gulden berechnet. Viele Landleute waren ihm durch dargeliehene Kapitalien verpflichtet, zahllose Vasallen folgten ihm als ihrem Lehnsherrn. Mit den benachbarten Fürsten und Herren ging er als ein Gleicher um. Rastlos war seine Thätigkeit und erfolgreich, wohin sie sich wendete. Im oberen Tauberthale hatte er die Mineralquellen gefaßt, welche man dort zuerst nach einem Erdbeben bemerkt haben wollte, und ein Haus für die Badegäste aufgeführt. Zur Vollendung des trefflichen Baues der St. Jakobskirche (begonnen 1373) trug er

viel bei und stiftete einen Altar nach dem Namen seines Geschlechts.

Ein späterer Chronist sagt: „Toppler war einer der reichsten unter seinen Mitbürgern, galt als eben so kühn im Kriege, wie klug im Staatswesen. Er war einer von den hochbegabten Menschen, die nach vielen Seiten hin die Fülle ihrer Thätigkeit verbreiten und unter deren Händen Alles wächst und gedeiht, so daß sie das Glück gebannt zu haben scheinen." Noch jetzt erzählt die Sage manches Wunderbare von ihm, und Werke werden ihm zugeschrieben, die gewiß anderen Zeiten angehören.

Um jedoch die Wirksamkeit Topplers richtig zu beleuchten, müssen wir erst die damalige Lage der Stadt berücksichtigen.

Rothenburg, früher unter den Hohenstaufen, dann von dem Kaiser Rudolph I. im Jahre 1274 als freie Reichsstadt erklärt, hatte damals schon seine jetzige Größe erreicht und war mit tüchtigen Ringwällen und Mauern umgeben; nur die Basteien an den Thoren sind später erbaut worden. Ein Gebiet aber außer ihrer Markung — mit Ausnahme von zwei freien Höfen — besaß sie damals noch nicht. Auch die ursprüngliche Markung, welche einst die Herzöge der Bürgerschaft gegen die Grundabgabe eines Zehnten überlassen hatten, war von geringem Umfange. Erst durch das Hinzukommen beträchtlicher Strecken, die man von den Fluren benachbarter Dörfer abriß, wuchs sie an. Doch war die Stadt durch ihre wohlhabende und kriegerische Bürgerschaft stark und beträchtlich genug.

Die Einwohner hatten sich zumeist in der Zeit der Hohenstaufen gesammelt, besonders als Friedrich der Reiche, des Rothbart's Neffe, hier seinen glänzenden Hof hielt. Unter ihnen befanden sich viele Geschlechter von edler Abkunft, die sich für immer hier niedergelassen hatten und dann die eigentlichen Vollbürger ausmachten. Andere zogen nur zeitweise in die sicheren Mauern der Stadt, um nach ihren Fehden der Ruhe

zu pflegen; jedoch auch diese mußten das Bürgerrecht annehmen. So waren die Gewerbsleute, welche in anderen Städten schon Zünfte ausmachten und als solche Ansprüche auf Antheil am Stadtregiment erwarben, hier noch ohnmächtig geblieben und kommen bei der Verwaltung der Stadt wenig in Betracht.

Natürlich wollten die Vollbürger keinen Unterschied zwischen ihnen selbst und den Adeligen gelten lassen, welche rings um die Stadt auf ihren Gütern saßen. Denn gleich diesen zogen sie in vollem Harnisch aus, wenn der Reichsdienst es verlangte; mit ihnen saßen sie als Urtheilssprecher oder Schöppen auf dem kaiserlichen Landgerichte, wie es zu Rothenburg gehegt wurde, und Jeder lebte von dem Ertrage seiner Grundbesitzungen und von dem, was ihm außerhalb der Stadtmarkung hörige Bauern zinsten, ohne jemals ein Gewerbe zu berühren. Aber die Eifersucht der Beiden war nicht gering. Die landgesessenen Edeln, welchen der Unterhalt ihrer Burgen, der Knechte und Rosse nicht wenig kostete, die sich in gegenseitigen Fehden schwächten und die der Reichsdienst in viele Schulden verwickelte, sahen mit Neid auf die Bürger, welche, sicher durch ihre Mauern und ihre Eintracht, an Wohlhabenheit und Macht sichtlich zunahmen. Vollends die Junker oder Edelknechte, alle diese jüngeren Brüder ohne ein Besitzthum, welche an dem Tisch gebieterischer Verwandten gespeist wurden, denen sie oft als Reisige dienten, mußten sich sehr unbehaglich fühlen einem selbständigen Bürger gegenüber, dessen Wohnung mit Allem ausgestattet war, was damals als reich und prächtig galt. Vergebens rühmten sie ihre weiten Jagden und freien Fehdezüge, wie die edlen Kampfspiele, die sie allein besuchten. Der übelverhehlte Groll brach bei jeder Gelegenheit hervor.

Auch hier entzündeten sich Fehden zwischen den Städtern und dem Adel, dessen Burgen von allen Anhöhen herabsahen. Das mächtigste Geschlecht in der Umgegend waren damals die Ritter von Nordenberg, durch die goldene Bulle Küchenmeister

des Reiches und seit längerer Zeit belehnte Burgvögte von Rothenburg. Ohngeachtet sie große Alloden besaßen, und ihre verschiedenen Zweige manche schöne Herrschaft zum Lehen trugen, sahen sie doch die Hinterburg der Stadt als ihr Hauptschloß an; denn auf ihm beruhten ihre besten Rechte.

Auf dem Meierhofe, der zu dieser Burg einst gehörte, hatten sie schon länger als ein Jahrhundert ein Dominikanerkloster gestiftet, und die Glieder der Familie wetteiferten, dasselbe reich zu begaben. Das stund nun in genauer Verbindung mit der Gesittung jener Zeit. Wenn das Besitzthum einer adeligen Familie vornehmlich aus einem Lehengute bestand, so konnte das Erbtheil der jüngeren Töchter nur gering sein, denn jenes fiel dem ältesten Sohne zu. Gern brachte man sie daher in einem anständigen Kloster unter, welches einen sicheren Unterhalt gewährte, und zu weiterer Unterstützung kaufte man ihnen ein Leibgeding, indem ihr Erbtheil an das Kloster gegeben wurde.

Eine solche Versorgungsanstalt für adelige Fräulein war auch das hiesige Dominikanerkloster. Den ehrbaren Bürgern gereichte aber dasselbe nicht selten zum großen Aergerniß. Denn, obgleich innerhalb der Ringmauern, machte es doch auf die Rechte einer Freiung Anspruch. Das Würfelspiel, in der Stadt so arg verpönt und nur an Jahrmärkten in den Spielbuden erlaubt, wurde hier täglich getrieben, und der Wein, in der Stadt mit einer Tranksteuer belegt, hier wohlfeiler ausgeschenkt. Ueberdies hatten die Klosterfrauen mit dem Schleier keineswegs den weltlichen Freuden entsagt. Nicht nur die jüngeren patricischen Bürger sollen oft hier verführt worden sein, sondern auch die lieben Vettern vom Lande lagen täglich im Kloster und thaten sich gütlich.

Wenn ein Zwist zwischen den Städtern und dem Landadel war, so warfen die Klosterfrauen Briefe über die nahen Stadtmauern und verriethen, was hier vorgenommen wurde.

So brach der Streit nie ab. Wie aber die Nordenberger immer mehr verschuldeten, griffen sie auch ungescheut nach dem Klostergute, während sie sonst für baare Geldsummen ihre Güter dorthin verpfändet hatten. Besonders der Schirmvogt Lupold von Bielried, aus dem Geschlechte der Nordenberger, trieb es arg.

Nicht nur, daß er dem Kloster mit seinen Knechten, Rossen und Jagdhunden beständig überlästig war, so herrschte er auch dermaßen zornig und gewaltthätig in demselben, daß selbst seiner Base, der Priorin Gutta von Selteneck, die Geduld ausging. Auf ihren Betrieb wurde endlich die Schirmvogtei der Stadt übergeben.

Auf dieses hin sagte der größere Theil des Landadels, der sich in seinen Rechten benachtheiligt glaubte, der Stadt Rothenburg ab. Dies geschah im Jahre 1377, in demselben, wo Heinrich Toppler in den Rath trat. Was diesem Manne nun unmittelbar zuzuschreiben sei, läßt sich nicht mehr in allen Fällen bestimmen. Sichtbar aber ist es, daß sofort alle Angelegenheiten der Stadt mit weit mehr Umsicht und Kraft geleitet wurden, als früher.

Aus der Fehde wurde anfangs nicht viel. Die Sippe der Edeln von Seinsheim, welche sich vor Allen beeilt hatten, über die Heerden der Stadt herzufallen, geriethen in einen Hinterhalt und erlitten eine tüchtige Schlappe, die sie etwas abkühlte. Bald aber sollte die Stadt durch diese Fehde in weit größere Dinge verwickelt werden.

Kaiser Karl IV. hatte, seinen eigenen Gesetzen zuwider, große Geldsummen und Versprechungen aufgewendet, um die Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen Kaiser durchzusetzen. Die freien Städte, welche sehr wohl begriffen, daß diese Wahlkosten durch ihre Verpfändung gedeckt werden sollten, wurden bedenklich. Vierzehn oder sechszehn Städte in Oberschwaben verbündeten sich zum gegenseitigen Schutz, und Rothenburg, vom

Adel bedrängt, schloß sich an sie an. Karl wollte diese Städte durch den Grafen Ulrich von Würtemberg unbedingt unterwerfen. Jedoch wurde Ulrich von den Ulmern zurückgetrieben und sein Sohn bei Reutlingen gänzlich geschlagen. Jetzt dachte der alte Kaiser auf gütliche Beilegung.

Wenzel wurde nach Rothenburg gesendet, um hier den Landfrieden in Franken zuerst herzustellen. Heinrich Toppler nahm ihn gastlich auf und der achtzehnjährige Fürst scheint an dem klugen und männlichen Benehmen desselben großes Wohlgefallen gefunden zu haben; denn er blieb ihm fortwährend gewogen. Damals wurde auch der Plan zu jener Anlage im Tauberthal gefaßt.

Wie nun die Fehde im Jahre 1378 von dem Kaiser vertragen schien; wie nach dessen Tod aber sogleich durch Wenzel's Charakterlosigkeit, indem er gegen alle Versprechungen wiederholt Pfandschaften ausstellte, der Kampf zwischen den Städten und dem Adel weit heftiger ausbrach und mit abwechselndem Erfolge noch Jahre lang geführt wurde, indem die Gunst des Königs nach dem Siege der Partheien sich bestimmte, ist an anderen Orten zu lesen.

Rothenburg hielt unerschütterlich an der Einigung der Städte. Deshalb wurde es auch von dem Landadel, aus dessen alten Turniergesellschaften jetzt eigentliche Kriegsbündnisse hervorgingen, grimmig angefeindet. Alle früheren Vereinigungsbande mit der Stadt, welche Verwandtschaft, Kaufverträge und zeitiges Bürgerrecht geknüpft hatten, lösten sich. Nicht nur die nächsten Nachbarn und Vettern bekämpften sich wie erbitterte Feinde, sondern oft standen selbst dieselben Geschlechtsnamen auf verschiedenen Seiten, je nachdem der Zweig des Geschlechts das Leben auf der Burg oder in den Ringen der Stadt vorzog. Nicht selten ließen sich freie Hauptleute durch guten Sold bewegen, müssige Junker für die Stadt anzuwerben. Diese dienten dann neben den kriegerischen Söhnen der rathsfähigen

Geschlechter in vollem Harnisch zu Roß und fochten unbekümmert gegen ihre Vettern. — Eine Zeitlang schlug man sich ohne Entscheidung; bis die Hülfe der Städter den Rothenburgern die Uebermacht gab.

Um Martini des Jahres 1381 zogen die von Augsburg nach dem Ries aus, sammelten Zuschuß von allen verbündeten Städten und kamen hieher mit 1400 guten Lanzen (eine zu 4 Mann gerechnet) und über 500 Fußknechte stark. Von diesem festen Punkt aus überfielen sie die Güter der Adeligen und brannten viele feste Schlösser, Wasserhäuser und lustige Gebäude nieder, wohl sechs Meilen in der Runde. Nur die stärksten Burgen widerstanden ihrem Anfall und schon damals wurden die meisten kleinen Festen im Umkreise der Stadt zerstört. Herr Toppler, bereits Bürgermeister, hatte sich hierbei als ein so tüchtiger Kriegsmann bewährt, daß ihn die verbündeten Städte zu einem ihrer obersten Hauptleute erwählten und ihm den vierten Theil aller Mannschaften übertrugen.

Unter seiner Leitung nahm der Krieg eine andere Gestalt an. Früher waren in einer Fehde von den sechs Wachten, in welche die Bürger zerfielen, gewöhnlich drei auf vierzehn Tage ausgerückt; dann kamen wieder die drei andern dran. Wie vielen Werth man aber darauf legte, nächtlich wieder innerhalb der Mauern zu sein und sicher schlafen zu können, ersieht man aus der Bestimmung, daß eine einzige nächtliche Feldwacht einem vierzehntägigen Auszug gleichgeachtet ward.

Erst Toppler gewöhnte die Seinigen an weite Unternehmungen und langwierige Belagerungen. Er war so kühn, sagt eine Chronik, daß er sich nicht scheute, über dreißig Meilen weit, ja bis an den Rhein zu ziehen, um dort seinen Feind zu suchen oder eine Feste zu brechen.

Wie unerbittlich er aber auch einen Feind verfolgte, bewies er sattsam nach der Eroberung Schwarzachs! Er verbrannte nicht nur das Städtchen, sondern ließ selbst den Würz-

burgischen Befehlshaber, einen Edlen von Seinsheim, auf dem Markte enthaupten.

Welchen Verlust an Gut und Zeit die Bürger durch diese Kriegszüge erlitten, wie sie in der Bearbeitung ihrer entlegenen Aecker, im Austreiben der Heerden, im Reisen und in Geschäften aller Art gehindert waren, läßt sich leicht ermessen. Ihre Unlust wurde noch durch die strenge Kriegsordnung vermehrt. Nach dieser mußten sie nicht nur Harnisch und Wehr stets im guten Stand halten, Stroh und Heu in sichern Orten bergen, sondern bei jeder Fehde sich auf ein halbes, zuweilen auf ein ganzes Jahr mit Korn, Mehl und Salz zuvor versehen. Dazu kam die beschwerliche Bewachung der Stadt, welche Nachts 40 Hauptleuten mit einem Zusatz von Bürgern anvertraut ward. Dieses Alles wurde mit solcher Härte zumal gehandhabt, daß man einem Hauptmanne, weil er seinen Eid nicht strenge genug hielt, die Augen ausstach und einen andern, der in den Verdacht der Verrätherei kam, enthauptete und viertheilte.

Wie sehr aber unter dem Landadel die Erbitterung stieg, mag ein Beispiel beweisen. Im Jahre 1389 hatten 132 Knechte der Stadt dem Burggrafen von Nürnberg das schöne Dorf Jochsberg verbrannt. Mit Beute beladen zogen sie fröhlich und sorglos heim und waren schon nahe an den Mauern der Stadt, als an 200 Lanzen des benachbarten Adels über sie herfielen. Ueber sechzig wurden sogleich niedergerannt und viele gefangen. Dann ritt Hans von Selteneck, der auf einem kleinen Pferde saß, über die Wahlstatt und fragte einen Jeden, ob er wohl noch genesen möge, und wenn Einer antwortete: o weh, ja! so durchbohrte er ihn nochmals mit der Lanze. Alle Gefangenen wurden gleichfalls umgebracht.

Heinrich Toppler war überdieß, was man jetzt einen Geldmann nennen würde. Zahlreiche Urkunden thun dar, wie viele Güter er überall an sich brachte, wie er Zehnten, Gülten, Renten (alle zu zehn Procent) zusammenkaufte. Wahrscheinlich

rührt auch von ihm der gute Plan her, welcher weit geeigneter war, der Stadt zu großer Macht über den Adel zu verhelfen, als Kriegszug und Söldnerheer. Wir sahen schon, daß die Stadt lange Zeit Nichts besaß, als ihre Markung; daß der verschuldete Landadel aber anfing, einen Theil seiner Güter zu veräußern. Bereits hatten die Burggrafen von Nürnberg durch kluge Benutzung der Umstände ein Fürstenthum zusammengehandelt.

Auf einmal trat Rothenburg als erster Käufer auf, und zwischen den Jahren 1383 bis 1406, wo Topplers Ansehen blühte, hatte es die Herrschaften und Rittergüter Nordenberg, Endsee, Gammesfeld, Insingen, Selteneck, Gailnau u. a. erkauft und die Vogteien Detwang unter sich gebracht, zusammen ein Gebiet von mehr als sechs Quadratmeilen. (Nach Toppler ist nur wenig mehr erworben worden.) Die Stadt lag gerade im Mittelpunkte des Gebietes und die starken Festen der ausgekauften Ritter zogen sich in einem schönen Kranz um dieselbe. Diese Erwerbungen waren blos das Werk klügerer Geldwirthschaft. Sobald einer von den edlen Grundbesitzern, von Noth gedrängt, eine Pfandsumme auf sein Besitzthum aufnehmen wollte, war die Stadt sogleich mit einem Angebot bereit. Nicht selten schossen mehrere Bürger das Geld zusammen, was man aus ihren Händen unbesorgt annahm, da sich von ihnen weniger eine dauernde Behauptung des Pfandgegenstandes erwarten ließ. Unversehens aber traten sie ihre Rechte an die Stadt ab, und die Sache endigte sich meistens mit einem Kaufvertrag über das Hauptgut, an welches sich die herrschaftlichen Rechte knüpften, oder mit einem Zuschuß zu der Pfandsumme, was den festen Kauf endlich nach sich zog. Sobald derselbe geschlossen war, fing der Rath an, einzelne Gutstheile an seine Bürger abzutreten. Hierbei sah er keineswegs auf Geldgewinn, sondern verkaufte oft verhältnißmäßig wohlfeiler, als er erworben hatte. Dadurch aber, daß er sich die besten Herrschaften

vorbehielt, die Käufer für ihre Erben verpflichtete, stets das Bürgerrecht anzunehmen, und das Verkaufsrecht behauptete, verstärkte er die Macht der Stadt, und, indem er ihr Gebiet erweiterte, erleichterte er seinen Bürgern den wohlfeilen Gütererwerb und erhielt in kurzer Zeit das aufgewendete Kapital zurück, um es auf gleiche Weise anzulegen.

Kaum jedoch wäre dieses Verfahren gelungen, wenn nicht die Stadt durch Heinrich Toppler's Vermittlung die Gunst des Königs Wenzel in so hohem Grade gewonnen hätte.

Als sich dieser wankelmüthigste aller Fürsten mit den Nürnbergern im Jahre 1387 völlig entzweit hatte, saß er mit seinem Hofgesinde auf, ritt durch die Töpfergeschirre, welche auf dem Markte feil geboten wurden, und kam noch voller Zorn nach Rothenburg. Desto ehrerbietiger und prächtiger wurde er von Herrn Toppler in seinem neuangelegten Rosenthal bewirthet. Toppler nannte auch später sein Schlößchen zu Ehren des kaiserlichen Gönners „den Kaiserstuhl.“

Den besten Preis dieser Gönnerschaft trug damals die Stadt davon. — In Rothenburg bestand nämlich einstmals ein Centgericht, welches dadurch, daß das Gebiet in den unmittelbaren Besitz der Hohenstaufen kam, die Würde eines kaiserlichen Landgerichtes erhielt und regelmäßig von den Landvögten in Franken gehegt wurde. Der geldbedürftige Wenzel, welcher in dem Reiche nichts sah, als eine melkende Kuh, hatte auch dieses uralte Landgericht, an das so viele Rechte sich knüpften, mit allen Zinsen und Einkommen, welche die ehemaligen Herzöge als Grundbesitzer von Rothenburg bezogen hatten, an den Landgrafen Johann von Leuchtenberg um 8000 Gulden böhmischer Währung verpfändet. Durch eine von Toppler geschickt geführte Unterhandlung gelang es damals, die Einwilligung des Kaisers zu gewinnen, daß die Stadt, gegen Erstattung der Pfandsummen an den Landgrafen, das Landgericht mit allen Rechten an sich nehmen durfte.

Dadurch war nun viel gewonnen. — Nicht nur die Gemeinden, welche unmittelbar zur Cent Rothenburg gehörten, kamen jetzt an die Stadt, sondern auch alle die vereinzelten Rechte und Besitztitel im Gebiete wurden zu einem Ganzen vereinigt. Alle freien Gemeinden oder edeln Grundbesitzer in demselben waren dadurch unwiderruflich an die Stadt gebunden. Allerdings begab sich dieses etwas später, weil erst im Jahre 1406 der letzte Haupttheil des Gebietes erkauft wurde. Jedoch gleich anfänglich mußte die Erwerbung des Landgerichtes die Eifersucht der benachbarten Fürsten erregen.

So lange nämlich sich die Stadt nur mit dem Adel herumschlug, kümmerten sich jene wenig darum, denn das war damals so herkömmlich. Jedoch ein kaiserliches Landgericht sprach nicht nur in letzter Instanz, sondern konkurrirte auch dergestalt mit allen ähnlichen Gerichten, daß es von jedem Unterthanen eines Fürsten mit Umgehung von dessen Gericht gesucht werden konnte. Der Bischof von Würzburg, so stolz auf seine Herzogsrechte, mit dem die Stadt wegen des Umsichgreifens der geistlichen Gerichte ohnehin im Streit lag, mußte jetzt zu seinem bittern Verdrusse sehen, wie eine Bürgergemeinde, welche er nur als Widerspenstige gegen seine Sendgerichte betrachtete, jetzt seine eigenen Unterthanen vor ihr Gericht zog. Eben so war es mit den Burggrafen von Nürnberg.

Bischof Gerhard brach zuerst los, und bald nahm auch der Burggraf Friedrich Antheil an dieser Fehde gegen Rothenburg, die nun ein Zwischenspiel des großen Städtekrieges ausmachte, der Schwaben, Bayern und Franken verwüstete.

So lange Rothenburg seiner Bundesgenossen sicher war, richteten die Fürsten nicht viel aus. Die treffliche Feste Hohenlandsberg, (erworben 1387, später aber wieder aus der Pfandschaft gelöst) zu der allein 190 Burgmannen gehörten, bildete einen gar guten Ausfallspunkt in das Würzburger Land. Von hier aus verbrannten die Rothenburger dem Bischof Seligenstadt

und Eierfeld, und dem Herrn von Thüngen zerstörten sie den Reußenberg ohnweit Hammelburg. Windsheim, welches treu an Rothenburg hielt, war von dem Bischof und dem Burggrafen sieben Wochen vergebens belagert und schon vier Tage bestürmt worden, als die Nachricht kam, daß Toppler mit den Nürnbergern und Rothenburgern die Feste Zirndorf bei Nürnberg berenne. Dies bewog den Burggrafen, mit seinen 200 Lanzen abzuziehen, und die Belagerung hörte auf.

Unterdessen unterlagen die Städte in mehreren harten Gefechten in Schwaben. Auf dieses hin wendete sich Wenzel von ihnen ab und gebot ihnen, ihre Bündnisse abzuthun. Herr Toppler zwar, der Feldhauptmann, gedachte sich nicht so schnell zu fügen. Bei Windsheim hatte er unter dem Banner von Nürnberg bereits 1200 Lanzen und 1500 Knechte zu Fuß gesammelt, als der Befehl des Kaisers anlangte. Dieser gebot ihnen, bei Verlust ihrer Freiheiten heimzuziehen. Wer nicht gehorchen würde, solle außerhalb des Landfriedens im Reiche erklärt werden. Da erschracken die Städte und schworen ihr Bündniß ab, und das kleine, rüstige Heer ging ungefochten auseinander. Rothenburg gab erst nach, als Regensburg und Nürnberg von der Einigung abgefallen waren (Pfingsten 1389).

Sogleich trat Bischof Gerhard gegen die vereinzelte Stadt auf. Den Erzbischof Adolph von Mainz und den Bischof Lamprecht von Bamberg vermochte er zu einem schiedsrichterlichen Entscheid, wodurch der Stadt Rothenburg alle Rechte eines kaiserlichen Landgerichtes abgesprochen wurden, so daß nur ein Centgericht geblieben wäre. Natürlich nahm die Stadt, deren Abgesandte, unter ihnen Toppler, bei dem Schiedsgerichte nicht einmal gehört worden waren, den Spruch nicht an. Deswegen überzog sie Burggraf Friedrich und versuchte, sie durch harte Belagerung zu dessen Anerkennung zu zwingen. Hier bewies Herr Toppler die feinste Politik. Durch eine schlau eingeleitete Unterhandlung wußte er die fürstlichen Bundesgenossen

zu trennen, so daß Friedrich gegen 600 Gulden Schirmgeld jährlich selbst die Beschützung der Stadt übernahm. Jetzt mußte der Bischof wohl sich zu billigeren Bedingungen bequemen.

Durch diese Unterhandlung mit einem Stadtfeind gerieth Herr Toppler in eine etwas zweideutige Lage, besonders, da man ihn noch fernerhin Freundschaft mit dem Fürsten halten sah. Die Bürger verschmerzten das hohe Schirmgeld schwer und ihr Unmuth stieg noch, als sie sich von den Unterbeamten des Burggrafen gleich eigenen Leuten mit empörender Anmaßung behandelt sahen. Ein Burkhard von Seckendorf, welcher die Städte vor den fürstlichen Richter in Leutershausen geladen hatte, fiel in der Amtsstube über den städtischen Gesandten her, mißhandelte ihn mit Schlägen und würde ihn erstochen haben, wenn er von den Umstehenden nicht verhindert worden wäre. Von dem Richter aber, dem Heinz von Dürenbach, war kein Einsehen zu erlangen. Der Burggraf selbst ließ einen landsfriedenbrüchigen Mann, den ihm die Stadt vor sein Gericht überlieferte, um 20 Gulden wieder los, ohne einen Spruch zu thun. So erhob sich aus diesen Streitigkeiten eine neue Fehde, die bis zu Ende des Jahrhunderts dauerte.

Mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts schien Alles eine erfreulichere Wendung zu nehmen.

Burggraf Friedrich war schon im Jahre 1399 gestorben und der Waffenstillstand, den die Stadt sofort mit dessen Söhnen schloß, gedieh zur völligen Einigung.

Im Jahre 1400 ging auch der kriegerische Bischof Gerhard zu seinen Vätern und der mildere Johannes schloß nach einigen Jahren sogar ein Schutzbündniß mit Rothenburg. Zwar wurde Wenzel, welcher der Stadt so Vieles zugewendet, aber auch so manche Summe gekostet hatte, im Jahre 1400 von den Churfürsten abgesetzt; doch auch Kaiser Rupprecht, der anfänglich gar ungnädig war, bestätigte der Stadt ihre Freiheiten und selbst das kaiserliche Landgericht; nur solle Rothenburg

fernerhin die Reichssteuer zahlen. Damals hatte Toppler's Glück die höchste Blüthe erlangt. Ein Mann von solchem Kriegsruhm, so klug in der Staatsverwaltung, so glücklich in Unterhandlungen, der durch Festigkeit des Sinnes selbst dem wunderlichen Wenzel Achtung einflößte, mußte wohl das Vertrauen seiner Mitbürger gewinnen. Und verdiente er es nicht, als er einem Kaiser gegenüber, der sich im Zorne nicht gescheut hatte, selbst einen Beichtvater wegen Behauptung seiner Pflichterfüllung in die Moldau werfen zu lassen, ganz unerschütterlich blieb, obgleich ihm derselbe einmal zu Nürnberg ernstlich drohte, daß er ihm seines Widerspruchs wegen augenblicklich das Haupt abschlagen lassen wolle? Wer so kühn für die Freiheiten und Rechte seiner Vaterstadt einstand, konnte der dem Volke anders erscheinen, als ein Held?

Und Heinrich Toppler war auch ein Held!

Ein Mann von seiner Entschlossenheit, Klugheit und Tapferkeit konnte dem stärksten, listigsten Feinde Trotz bieten und ihm den Sieg abgewinnen. Aber, was kann der gewaltige Riese, dessen unbezwinglicher Arm und untrügliches Auge hundert Gegnern Widerstand leistet, dagegen thun, wenn die lauernde Natter ihm mit tödtlichem Bisse die Ferse verwundet? — Und auch unser Held wurde verwundet von der Natter des Neides, der Dummheit und des daraus entstehenden Hasses. Er theilte das Schicksal vieler seiner hervorragenden Zeitgenossen, besonders von Männern, die gleich ihm mit Weisheit und Thatkraft die Geschicke großer Gemeinden leiteten.

Das Ende dieses außergewöhnlichen Mannes, sowie die Umstände, welche dasselbe veranlaßten und begleiteten, soll uns nun im Nachfolgenden als Handlung vor die Augen geführt werden.

II.

Toppler's Ende.

1.

Der neblige, ohnehin kurze Märztag ging zur Neige, und die früher als gewöhnlich eintretende Dämmerung schien zweien Reitern, die ihrem Ziele, den Thoren der Reichsstadt Rothenburg, zueilten, nicht gerade willkommen zu sein; denn sie hatten, um ihren Weg abzukürzen, die Landstraße verlassen und waren einem Pfad gefolgt, der über öde Strecken, durch Huten und Dickicht führte und die oft weiten Krümmungen der Landstraße abschnitt.

Die schienen die Gegend genau zu kennen; denn sie ritten, um auch diesen näheren Weg noch abzukürzen, manchmal gar durch bebautes Ackerfeld, was zu damaliger Zeit Kriegsleute oft ohne viele Umstände thaten, und für solche konnte man die beiden Reiter auf den ersten Anblick halten.

Vor einer Viertelstunde noch waren, — obgleich die Entfernung fast zwei Stunden betrug, — die zahlreichen, vom Abendscheine beleuchteten Thürme der Stadt noch zu erkennen, nun aber verhüllte ein nebelartiger Schleier die Ferne, und auch die Gegenstände der nächsten Nähe erhielten nach und nach in der zunehmenden Dämmerung unbestimmte Formen.

Wenn wir die beiden Personen, die uns am Eingange unserer Erzählung begegnen, kennen lernen wollen, so müssen wir sie uns näher betrachten, ehe die völlig eintretende Dunkelheit verhindert, dies mit Erfolg thun zu können.

Es war ein ungleiches Paar. — Der eine der Reiter war von riesiger Gestalt und ritt zudem noch ein großes, starkgebautes, stahlgraues Pferd. — Wer dieser riesenhaften Erscheinung beim unheimlichen Dämmerlichte allein auf dem freien Felde begegnet wäre, der hätte sie für einen gespenstigen Recken

der Nibelungen halten können. — Er konnte seinem Begleiter, der an und für sich schon eine kurze, unscheinbare Figur war und dazu noch ein kleines, aber kräftig gebautes Rößlein ritt, wohl gerade in die Augen schauen, wenn dieser auf seinem munteren Schecken im Sattel saß und er auf ebener Erde stund.

Wie sie so im Zwielichte hinritten, der Kleine immer eine Pferdslänge hinter seinem kolossalen Begleiter, so erschienen sie wie ein Nebelbild des weiland ehrenfesten Ritters Don Quixotte mit seinem treuen Knappen Sancho Pansa, welche aber wohl zweihundert Jahre nach unserer Geschichte die Welt mit ihren Abenteuern und ritterlichen Thaten in Erstaunen setzten.

Am Tage möchte unser Vergleich nicht ganz richtig erscheinen; denn unser großer Reiter war eine lange, aber im Gegenhalte zu dem edlen Ritter von der Mancha kräftige und im vollen Ebenmaße mit ihrer Höhe stehende, jugendliche Gestalt. Das frische, in Gesundheit prangende Gesicht ließ ein Alter von ungefähr fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren vermuthen. — Sein kleinerer Begleiter hingegen hatte sich nicht der runden, tonnenförmigen Figur des vortrefflichen Knappen Sancho Pansa zu erfreuen, sondern war vielmehr schmächtig und sogar etwas verwachsen. — Dünne, stark ins Graue spielende Haare, kleine, von den Augenwinkeln strahlenförmig ausgehende Runzeln, zwei Hautfalten, die sich von den Nasenflügeln aus schlangenförmig um den meist lächelnden Mund zogen, bekundeten den Fünfziger, verriethen aber zugleich, im Vereine mit den kleinen, blitzenden Augen, den heiteren Humor ihres Besitzers.

Was aber unsere beiden Reisenden dem angeführten Bilde wieder näher brachte, ist der Umstand, daß der große Voranreitende fast ganz gewappnet, mit Stahlhaube, Brustharnisch, sowie mit Arm- und Beinschienen bekleidet war, ein großes Schwert an der Seite und einen wuchtigen Streitkolben am Sattelknopfe hängen hatte. Sogar der Kopf seines Rosses war

durch eine eiserne Maske geschützt. Der Kleine hingegen war zwar auch mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, außerdem aber nur mit einem Lederwamms und dergleichen Beinkleidern angethan und trug als Kopfbedeckung eine hohe, dicke Filzkappe. — Auf seinem Rücken hing zwar ein Gegenstand, den man in der Dunkelheit wohl für einen Schild halten konnte, — mit Bestimmtheit jedoch war dies nicht zu behaupten, und wir müssen es der Zeit überlassen, um zu zeigen, zu welchem Dienste dieses jetzt unkenntliche Geräthe bestimmt war. — Man hätte glauben können, dieses Urbild des würdigen Sancho wäre, weil er in ehrerbietiger Entfernung dem Gewappneten nachfolgte, dessen Untergebener; es war dies aber nicht der Fall, wie wir bald sehen werden, und er ritt nur deshalb hinterdrein, weil oft der Pfad zu schmal war für zwei Reiter, und weil es eben so der Brauch ist in der Welt, daß der Größere und Stärkere immer vorangeht. — Dann hielt er sich auch gerne aus weiser Vorsicht auf Armslänge von seinem Gefährten entfernt, weil es ihm hie und da passirte, daß er in ihr Zwiegespräch Redensarten einflocht, die es ihm gerathen erscheinen ließen, sich außer dem Bereiche der schweren Faust des Kameraden zu befinden.

Eine Zeit lang ritten die Beiden schweigend durch das nun gänzlich hereingebrochene Dunkel. — Der Kleine summte oder pfiff nur hie und da eine leichte Melodie, zu welcher seine mageren Finger auf dem fleischigen Halse des Schecken trommelnd den Takt schlugen. — Dem Klepper mußte die Stimmung seines Reiters behagen; denn er gab seine Zustimmung zeitweise durch leises Wiehern und durch muthwilliges Schütteln seines kurzen dicken Kopfes zu erkennen.

Da unterbrach der Vorreiter das Schweigen, indem er rief: „Blasi!" (Blasius war der volltönende Name des Kleinen) „Blasi! Bist Du noch da, oder hab ich Dich verloren?"

„Hier bin ich, Simson!" — antwortete der Angeredete.

— „Aber sag' mir, lieber Kamerad, es wird doch bei Dir nicht rappeln?" —

„Rappeln? Bei mir? Wie kommst Du zu dieser Frage?" — entgegnete Simson.

So hieß demnach der Große und es ist ungewiß, ob er diesen bezeichnenden Namen erst erhielt, nachdem er mit seinen gewaltigen Gliedmaßen schon ersprießliche Dienste geleistet hatte, oder ob er schon in Körperverhältnissen auf die Welt kam, welche geboten, ihm den Bezwinger der Philister zum Pathen zu geben.

„Nun", — entgegnete kichernd Blasius, — „Deine Frage läßt mich eben vermuthen, daß Du fürchtest, Deinen Verstand verloren zu haben."

„Warte, Knirps!" — sagte Simson, sich nach seinem Hintermann umsehend, indem er sich mit der Rechten auf das breite Kreuz seines Grauschimmels stützte. — „Nimm Dich in Acht, daß meine Faust nicht in zu nahe Berührung mit meinem Verstand kommt, für den Du Dich hältst. — Du Zwerg hättest freilich Platz in meinem Hirnkasten. — Komm aber jetzt näher; das Feld ist offen und der Weg breit genug, daß wir neben einander reiten können. Wir wollen ein wenig plaudern und uns damit die Zeit kürzen. Halte aber Deine Zunge im Zaum, das rath ich Dir; denn Du weißt, daß ich recht treffende Antworten geben kann, die Du dann länger merken wirst, als ich Deine abgedroschenen Späße."

„Recht, Kamerad!" — sagte Blasius, — „es ist, besonders in der unheimlichen Nachtzeit, immer ergötzlicher, die Reden eines Anderen, und wären es auch thörichte, anzuhören, als seinen eigenen Hirngespinnsten nachzuhängen."

Nun setzte Blasius seinen Schecken in schärferen Schritt, um an Simson's Seite zu gelangen; versäumte aber vorher nicht, den auf seinem Rücken hängenden Schild nach vorne zu ziehen.

Er führte nun einen wurstartigen Gegenstand zum Mund, und es war, als wollte er sich rasch mit einem Imbiß versehen; denn seine mageren Backen füllten sich, als sollten sie auf längere Zeit mit Mundvorrath versorgt werden, und als er nun neben Simson ritt, meinte man wirklich, der kleine Mann hätte plötzlich an Umfang und Ansehen zugenommen. — Auch den beiden Rossen mußte die Gesellschaft willkommen sein, denn Simsons Grauschimmel gab gegen seinen kleinen, langjährigen Stallkameraden seine Freude zu erkennen, indem er durch zärtliches Reiben mit seiner Nase an des Schecken Kopf diesen begrüßte.

„Siehst Du, Blasi," — sagte überlegen Simson, — „Du bist mit sammt Deinem losen Maul ein furchtsamer, abergläubischer Tropf. Ich glaube, Du würdest vor Angst und Furcht umkommen, müßtest Du einmal allein die Nacht auf der Landstraße zubringen."

„Ich will mich nicht für muthiger ausgeben, als ich bin," — erwiderte Blasius, — „und zugeben, daß ich mich Nachts lieber in meiner Kammer aufhalte, als auf dem offenen Felde oder in dem finsteren Wald, und wenn ich es einrichten kann, daß ich vor Nachts in meine sicheren vier Pfähle komme, so geschieht es gewiß." —

„Wäre ich heute nicht in Deiner Gesellschaft geritten," — sagte Simson mit leichtem Vorwurf, — „so hätte ich sicher vor Nacht noch die Stadt erreicht. Aber ich konnte ja meinen Grauen nicht gehen lassen nach Belieben, wollte ich nicht wagen, Dich sammt Deinem scheckigen Kater in irgend einen Graben stürzen zu sehen." —

„Ja, ja, es ist wahr," — erwiderte Blasius mit leichtem Spott, — „Du bist ein treuer Geselle, und ich sehe gar wohl ein, was es Dich gekostet hat, mir zu lieb Deine Sehnsucht nach Hause zu bemeistern." —

„Blasi," — drohte Simson, — „verfalle nicht in einen

Ton, von dem Du weißt, daß ich ihn nicht vertragen kann. Ich sollte meinen, Du habest noch genug an dem letzten Denkzettel, den ich Dir gegeben. Und Du weißt, daß es mir selbst hintennach Leid thut." —

„Nun, nun!" — meinte Blasius, der mit seinen scharfen Augen jede Bewegung Simson's genau beobachtete und sich in seinem Sattel so gesetzt hatte, daß er im Stande war, jede Gefahr sogleich zu pariren, — „nun, nun! Ich habe ja nichts gesagt. Es fällt mir aber eben ein, daß es uns gerade heute passiren kann, auf dem offenen Felde zu kampiren; denn Thorschluß ist bereits vorüber." —

„Das müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen," — rief Simson, — „wenn, obgleich der Einlaß zur Nachtzeit streng verboten ist, der Thorwärter zwei Leute des Herrn Heinrich Toppler nicht einlassen wollte, die der Esel doch an der Stimme erkennen muß? Und sollte der Kerl wirklich so dumm sein, so bleibt uns ja immer noch der Kaiserstuhl. — Doch jetzt sind wir auf der Landstraße, laß uns drum einen scharfen Trab antreten, denn wir haben immer noch einen langen Weg vor uns." —

„Ja wohl, einen langen Weg," — wiederholte Blasius spottend, indem er seinen Kameraden scharf beobachtete, — „und eine lange Nacht wird darauf folgen, wenn mein guter Simson nicht mehr „Gut Nacht" zu Fräulein Brigitte sagen darf." —

Mit dem Worte „Brigitte" mußte Blasius den Ton angestimmt haben, den Simson nicht vertragen konnte.

Kaum war der Name aber ausgesprochen, als sich Simson's Arm erhob und mit schwerem Schlag auf den Kopf des vorwitzigen Blasius niederfiel. — Der Schlag selbst verursachte nur einen dumpfen Schall, aber auf diesen folgte ein entsetzlicher Schrei, dessen schriller Ton schneidend durch die Nacht drang.

Simson hielt erschrocken sein Roß an und sah besorgt nach seinem Gefährten. Der Scheck aber machte einige lustige Sprünge vorwärts, und auf den Schmerzensschrei erfolgte ein lautes, unmäßiges Gelächter.

Simson war voll Angst und wußte nicht, was er denken sollte, — die Stimme Blasius' aber brachte ihn zu sich, denn dieser ließ sich im kläglichen Tone aber unter fortwährendem Gelächter hören: „Ach Simson! Mörder meines Dudelsack's, komm her und sieh, wie Du den armen Kerl zugerichtest hast!" — Simson wußte nun, daß Blasius wieder einen Narrenstreich ausgeführt habe, und sein Zorn, in den ihn die Bosheit seines Gefährten versetzt hatte, war durch den Schrecken schnell gedämpft. — Als er näher kam, sah er trotz der Finsterniß, daß Blasius Dudelsack, denn ein solcher war das Geräthe, welches er wie einen Schild auf seinem Rücken trug, mitten entzwei geschlagen war. Der Schalk hatte, als er von Simson aufgefordert wurde, an seine Seite zu reiten, zur Vorsicht seine Sackpfeife, die er immer mit sich führte, aufgeblasen und dieselbe vor sich in Bereitschaft gehalten, und als er merkte, daß er von seines erzürnten Kameraden Arm bedroht war, hielt er schnell den luftgefüllten Sack schützend über seinen Kopf. — Der Streich, den Simson führte, war stark genug, die aufgeblasene Bockshaut mitten entzwei zu schlagen und die Gewalt des Hiebes, die den guten Blasius jedenfalls von seinem Schecken herabgeworfen hätte, preßte der Pfeife den entsetzlichen Schrei aus. — Blasius erklärte nun dem Freunde seine List, bedauerte die Beschädigung seines Instrumentes, versprach aber auch zugleich, Simson nicht mehr reizen zu wollen; denn „wenn diesmal meine gute Sackpfeife nicht das Leben für mich gelassen hätte," — meinte er, — „wäre es mir wohl schlimm ergangen."

„Das will ich Dir auch rathen," — sprach Simson ernsthaft. — „Ich sag Dir ein für allemal, daß Du mir den Namen des Fräulein Brigitte nicht mehr mit dem meinigen zu-

gleich aussprichst; denn das Fräulein ist nicht dazu auf der Welt, von einem krummen Sackpfeifer ungeziemlicher Weise in den Mund genommen zu werden."

„Schon gut, Freund Simson," — begütigte Blasius, — „ich will es auf eine zweite derartige Belehrung nicht ankommen lassen. Nun komm aber, laß uns scharf reiten, damit Du, — ich will sagen, damit wir den Meister Thomas noch auf seinem Posten treffen." —

Sie setzten nun ihre Rosse in einen scharfen Trab und ritten auf der ebenen Landstraße lustig weiter, hie und da ein gleichgiltiges Wort wechselnd.

Es ist nun an der Zeit, daß wir uns über die beiden Reisenden, die wir nun ihrer Art und Weise nach kennen, noch genauer unterrichten.

Daß Beide Dienstleute Herrn Heinrich Toppler's, des berühmten und weitgefürchteten Bürgermeisters der Reichsstadt Rothenburg waren, wissen wir bereits. — Wie sie aber verschieden in Gestalt und Humor, so waren sie auch verschieden in ihrer dienstlichen Stellung im Toppler'schen Hause.

Simson war der Sohn eines Vasallen Toppler's. Er kam schon als Knabe in dessen Haus und Dienst und seine körperliche Kraft, sowie die fast kindliche Anhänglichkeit, die er für seinen Herrn empfand und äußerte, befähigten ihn, sich zur Stelle eines Leibknappen emporzuschwingen. —

Gab es Fehde, so war Simson dabei, kämpfte wie ein Löwe und hütete das Leben seines Herrn, wie seinen Augapfel. — In den Tagen der Ruhe wurde er häufig als zuverlässiger Diener zu wichtigen Sendungen und Botschaften verwendet, die er sicher bestellte und die man Niemanden unbesorgter anvertrauen konnte, als ihm, sofern sie nur in treuer Bewahrung und richtiger Ablieferung wichtiger Sendschreiben, nicht aber in Besorgung mündlicher Aufträge und Geschäfte bestunden. Denn, so gewaltig und wohlgestaltet ihn die Natur

äußerlich ausgerüstet hatte, so spärlich hatte sie ihm das ertheilt, was wir Scharfsinn und natürliche Klugheit nennen. —

Nicht daß er dumm gewesen wäre, im Gegentheil, er begriff gar wohl und richtig seine Stellung und Pflicht und kam dieser mit einer instinktartigen Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit nach, daß ihn nur selten oder nie ein Tadel treffen konnte. Jedoch über das hinaus, was ihm geboten war und was er unmittelbar wahrnehmen konnte, ging sein geistiges Streben nicht.

Er wußte, daß sein Herr in jeder Beziehung ein unfehlbarer Mann war, und daß man, wenn man dessen Befehle genau erfülle, auch das Rechte thun müsse, und so begnügte er sich mit der treuen Erfüllung seiner Pflicht und bemühte sich, wenig über Dinge nachzudenken, die Andere doch besser verstehen mußten, als er.

Seine Anhänglichkeit beschränkte sich aber nicht allein auf die Person seines Herrn, sondern dehnte sich auf dessen ganze Familie aus, und er wurde auch von sämmtlichen Gliedern derselben gleich geschätzt und von jedem durch besonderes Vertrauen ausgezeichnet.

Eine besondere Vorliebe hatte er jedoch für Fräulein Brigitte, der jüngsten Tochter des Hauses, einem reizenden Lockenkopf von achtzehn Jahren. — Daß keine anderen Empfindungen dabei im Spiele waren, als die diensteifrige Zuneigung des Dieners zu dem allgemeinen Liebling des Hauses und der Familie, versteht sich von selbst, und Brigitte ließ sich auch die besondere Sorgsamkeit des guten Simson gefallen und Eltern und Geschwister hatten ihre Freude daran.

Nur die anderen Dienstleute des Hauses neckten ihn zuweilen wegen seiner kindischen Ritterlichkeit, wie sie es nannten, und solche Neckereien konnte Simson nicht vertragen, nicht weil sie seine Person betrafen, sondern weil sie immer in Verbindung mit Fräulein Brigitte stunden. Da geschah es denn nicht

selten, daß er dafür handgreifliche Belehrungen austheilte, wie wir sie an Blasius bereits erlebt haben, und das verschaffte ihm auch immer auf längere Zeit Ruhe.

Er war, wenn er mit seiner mächtigen Gestalt im Hause umherging und ruhig seine Obliegenheiten besorgte, dem Bullenbeißer zu vergleichen, der mit furchterregendem Aeußern die beste Gemüthsart verbindet, stolz und ruhig an dem anderen Hausgethier vorübergeht, sich aber augenblicklich schmeichelnd dem schutzbedürftigen Kinde des Hauses anschließt, sobald dieses sich sehen läßt.

Freund Blasius war eine nicht minder bedeutende Persönlichkeit im Toppler'schen Hause.

In seinen Beziehungen zur Familie vielleicht in minderem Grade wie Simson, war seine Stellung zu dem Herrn aber jedenfalls eine wichtigere. Auch er war von Kindesbeinen an in dem Dienste der Familie Toppler, — vielleicht zehn Jahre jünger als das gegenwärtige Haupt derselben, — immer um dessen Person und versah bei ihm den Dienst unserer heutigen Kammerdiener.

Er hielt die Waffen und die Rüstung des Herrn im Stande, half ihm dieselbe an- und ablegen, hatte das Zimmer, welches zum ausschließlichen Gebrauche des Bürgermeisters diente, allein zu besorgen, war sein Bartscheerer, kurz er verrichtete alle jene, die Person des Herrn angehenden Dienste, welche vornehme Herren sich so gerne von ein und derselben Person leisten lassen. Es ist diese Einrichtung auch ganz erklärlich und zweckmäßig; denn Männer, welche immer mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt sind, können sich nicht um so untergeordnete und doch nothwendige Dinge bekümmern, und es wird auf diese Weise in gewohnter Art für ihre größeren und kleineren Bedürfnisse gesorgt und bleibt ihre kostbare Zeit den Anforderungen des Geschäftes und Berufes gewonnen.

Blasius war im Gegenhalte zu Simson ein listiger, ver-

schlagener Kopf und daher sehr geeignet, Aufträge zu besorgen, die eine besondere Vorsicht oder Schlauheit erforderten. Er wurde daher in vielen Fällen zu wichtigen Diensten verwendet, und da er dabei Mitwissen von der betreffenden Angelegenheit erhalten mußte, war er bis zu einem gewissen Grade der Vertraute seines Herrn, und dieser durfte aber auch sicher auf seine Verschwiegenheit rechnen. — Selbst die Gemahlin des Bürgermeisters hatte keine Ahnung davon, welchen tiefen Einblick in das wichtige politische Wirken und Treiben ihres Eheherrn dieser unscheinbare Mensch hatte.

Schon als Knabe hatte er eine große Vorliebe für Musik und erkor sich die Sackpfeife zu seinem Lieblingsinstrument. — Sein Gebieter störte ihn nicht in dieser Liebhaberei, die er so pflegte, daß seine Kunstfertigkeit sprüchwörtlich wurde. Er trug seinen Dudelsack auf allen seinen Fahrten bei sich und selbst auf Kriegszügen, bei welchen er seinem Herrn, natürlich blos zu dessen persönlicher Bedienung, ebenfalls folgen mußte, hing die Sackpfeife auf seinem Rücken. Aus allen Gefahren waren beide bisher unversehrt hervorgegangen, nur diesmal mußte das treue Instrument den Muthwillen seines Herrn büßen.

Simson und Blasius kamen eben wieder von einer Kriegsfahrt zurück. — Obgleich der Landfriede schon längere Zeit nicht mehr gebrochen wurde, so fehlte es doch nicht an Einfällen feindlich gesinnter Nachbarn in das reichsstädtische Gebiet. — In solchen Fällen zog Herr Toppler sogleich aus und züchtigte die räuberischen Friedensstörer in der Regel mit Feuer und Schwert.

Auch dieser Zug ging so zu Ende und der Sieger sandte seine beiden Dienstleute einstweilen voraus, daß sie der Stadt und den Seinigen die Nachricht von der glücklichen Beendigung des Feldzuges überbringen und die baldige Rückkehr der Streithaufen melden sollten.

Endlich, nach einem scharfen Ritt, waren sie glücklich vor

dem Stadtthore angekommen und nahmen sogleich wahr, daß der Thorwärter Thomas zugegen war; denn dieser würdige Hüter der Stadt hatte sich's zur Gewohnheit gemacht, sich die vielen einsamen Stunden durch laute Selbstgespräche zu würzen.

Simson klopfte vernehmlich an das Thor und unterbrach den Monolog des Thorwärters mit dem Rufe: „Heda, Thomas! Was habt Ihr denn da drinnen für einen Wortwechsel mit Eurem Weib? Macht auf, daß wir Euch beistehen können!“ —

„Meine Ohren sollen die lustigen Weisen von Herrn Blasius' Sackpfeife nimmermehr vernehmen, wenn das nicht die Stimme des Herrn Simson, des Knappen des gestrengen Herrn Bürgermeisters, ist!“ — hörte man Thomas sagen.

„Du hast's errathen, Thomas,“ — entgegnete Simson, — „öffne nur schnell das Thor, denn ich habe wichtige Botschaft für den hohen Rath und muß mich ihrer heute noch entledigen.“

„Aber Ihr wißt es ja selbst, lieber Herr Simson,“ — sagte der vorsichtige Thorwärter, — „wie strenge mir das Oeffnen des Thores um diese Zeit verboten ist. Der edle Herr Bürgermeister könnte mich ein solches Vergehen hart büßen lassen.“

„Wenn Dir so viel an meinen lustigen Weisen gelegen ist, Thomas, und ein Silberpfennig in Deiner Tasche noch Platz hat, so öffne und es soll Dir beides werden,“ — rief nun Blasius dem Thorwärter zu.

„Ei der Tausend!“ — ließ sich nun Thomas freundlicher vernehmen, — „Herr Blasius ist ja auch dabei. Nun, da müßt Ihr freilich Wichtiges in Eurer Tasche haben, und ich könnte am Ende durch meine Zögerung einen größeren Verstoß machen, als durch das Oeffnen.“ — Und somit schob er den schweren Riegel zurück und der wuchtige Thorflügel drehte sich knarrend in seinen Angeln.

„Nun willkommen, Ihr Herren!“ — rief er den Ein-

tretenden zu, — schloß aber sogleich wieder das Thor und ließ den dicken Querbalken in seine wagrechte Lage fallen.

„Was bringt Ihr denn Neues mit? Habt Ihr die Mordbrenner gehörig heimgeschickt und reiche Beute gemacht?

„Die Schaar mit der Beute kommt nach, Thomas" — erwiderte Simson, — „wir bringen einstweilen Nachricht von dem glücklichen Ausgang des Zuges." —

„Hier!" — sagte Blasius zu dem schmunzelnden Thomas, und ließ einige kleine Münzen in dessen abgezogene Mütze fallen, — „trink einen Becher Wein. Mit den lustigen Weisen aber mußt Du Dich auf bessere Zeiten vertrösten; da sieh meine gute Sackpfeife an, wie übel ihr mitgespielt wurde." —

„Um des Himmelswillen!" — rief Thomas aus und schlug die Hände zusammen, — „wie ist denn das zugegangen?"

„Ja," — sagte Blasius mit wichtiger Miene, — „die Sackpfeife hat diesmal den ganzen Kampf entschieden. — Während des hitzigsten Gefechts habe ich mit solcher Gewalt hineingeblasen, daß der Sack geplatzt ist und dies mit einem solchen Krach, daß die feindlichen Reisige glaubten, wir hätten eine unserer Feldschlangen bei uns und in wilder Flucht davon liefen." —

„Was Ihr sagt!" — erwiderte Thomas erstaunt. — „Aber nun ist es wohl aus mit dem Blasen für immer?" —

„Laß nur gut sein," — tröstete Blasius, — „es gibt noch mehr Böcke in der Welt, und auch die Esel sterben nicht aus, so lange Dein Weib noch die Hebamme braucht. — Aber jetzt sag Du, was es Neues in der Stadt giebt, wir sind schon zwei ganze Wochen fort." —

„Ein Todesfall hat sich zugetragen," — berichtete Thomas mit bedenklicher Miene, — „das Weib des Spitalknechtes Elias, die flinke Suse, ist plötzlich gestorben." —

„Gott hab' sie selig und tröste auch Du Dich in Deinem

letzten Stündlein," — entgegnete Blasius. — „Aber weißt Du denn nichts Neues, das in der Stadt vorgefallen ist?" —

„Ich erfahre sehr wenig hier außen, lieber Herr!" — war Thomas Antwort. — „Wenn nicht der alte Lanzenknecht Andreas, der oft herauskommt und stundenlang sich auf meiner Bank sonnt und Bolzen schnitzt, mir manchmal etwas erzählt, höre ich Nichts von dem, was drinnen vorgeht. Gestern erzählte er mir, daß dieser Tage die Schaarwacht im Dominikanerkloster wieder ein Gelage Spieler und Säufer ausgetrieben hat, und daß die dabei betroffenen Junker und jungen Herren aus der Stadt mit großem Geschrei und schweren Drohungen durch die Gassen gestürmt seien und Jedermänniglich Schrecken und Furcht eingejagt haben." —

„Da haben wir's!" — sagte Blasius zu Simson, — „das Sprüchwort bleibt immer wahr: Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse. — Dank Dir, Thomas für Deine Neuigkeit! — Komm, Simson! wir wollen trachten, unsere müden Rosse in den Stall zu bringen." — Im Weiterreiten sagte er noch zu diesem: — „Nur Geduld! In einigen Tagen ist Herr Toppler wieder da, und der wird den übermüthigen Jünkerlein schon das Zeug zurecht machen und den leichtfertigen Nonnen dazu."

Und so ritten Beide in die Stadt und in das Toppler'sche Haus ein, welches in der obern Schmiedgasse gelegen war, wo heutigen Tages das Gasthaus zum „Greifen" steht.

Zu dieser Zeit saß die Gemahlin des Herrn Toppler in ihrem Wohnzimmer, — einem mittelgroßen aber hohen Gemache, welches ringsum mit reich verzierter Eichenholzvertäfelung bekleidet war, — inmitten ihrer fünf Töchter. — Die drei Söhne des Hauses waren abwesend. Jobst, der älteste,

ein ruhiger, ernster junger Mann, war in Familienangelegenheiten verreist; — Jakob, das gerade Gegentheil seines Bruders Jobst, weil feurigen Geistes, lebhaften Temperamentes und durch und durch Kriegsmann, und der jüngste, Heinrich, das geistige und leibliche Ebenbild und deshalb auch der Liebling des Vaters, waren mit diesem bei dem Feldzug.

Die Stube, welche, außer einem, ebenfalls mit kunstvollen Holzschnitzereien verzierten offenen Schrank, auf dessen Gestellen kostbare goldene und silberne Trinkgeschirre, nebst dergleichen Schalen und sonstige Gefäße aufbewahrt wurden, keine anderen Geräthschaften aufzuweisen hatte, wurde durch zwei silberne Hängelampen, deren Flammen mit wohlriechendem Oel gespeist wurden, hell erleuchtet. —

Das obere Ende des in der Mitte der Stube stehenden Tisches, welcher mit getrockneten Früchten und labenden Erfrischungen aller Art besetzt war, nahm Frau Margarethe Toppler (eine geborene Meylerin aus Nördlingen) ein.

Sie saß in einem hochlehnigen, mit blauen Sammtpolstern versehenen Stuhle, — ihr zu beiden Seiten die verheiratheten Töchter, Katharina und Barbara, zwei blühende, junge Frauen; an diese schlossen sich Martha und Margarethe, ein Paar liebliche, dunkellockige Jungfrauen an, und am unteren Ende saß Brigitte, die jüngste, deren wir schon Erwähnung thaten, zwischen ihren beiden Schwägern.

Diese Beiden, Kaspar Wörnitzer, genannt Böhm, und Andreas Haller, zwei jugendliche Männer aus angesehenen rathsfähigen Familien, kamen mit ihren Frauen jeden Abend, um der würdigen Mutter die langen, einsamen Abende zu verkürzen.

Frau Margarethens Aussehen war das einer angehenden Vierzigerin, obgleich sie schon das fünfzigste Lebensjahr überschritten hatte. Ihre hohe, edle Gestalt und ihre geistvollen, regelmäßigen Gesichtszüge, in denen Würde und echte Weiblichkeit gepaart waren, machten sie zu einer ehrfurchtgebietenden

Erscheinung. — Sie war in ein dunkles Tuchgewand gekleidet, und die, blos den Hinterkopf bedeckende hohe Sammethaube, deren Schnippe schnabelförmig fast bis zur Stirne reichte, ließ zu beiden Seiten das zurückgestrichene, noch glänzend schwarze Haar sehen.

Die Dame saß beschäftigungslos, die eine Hand müßig in den Schooß legend, während die andere mit den weichen, herabhängenden Ohren eines mittelgroßen Hundes spielte, der, seinen Kopf auf den Arm des Stuhles stützend, die Gebieterin mit seinen treuen und klugen Augen unverwandt ansah. — Sie betrachtete mit Blicken, welche Stolz und Mutterliebe ausdrückten, den schönen Kranz ihrer blühenden, glücklichen Kinder und hörte mit Lust dem lebhaften Geplauder zu, dem sie sich selbst auch nicht ganz entzog. —

Die vier älteren Schwestern waren mit Nähereien und Stickereien beschäftigt, und Brigitte hatte vollauf zu thun, um ihre beiden Schwäger zu unterhalten, zu necken und mit ihnen zu streiten.

Als Simson und Blasius in das Haus ritten, vermuthete die Gesellschaft sogleich, wer es sein könne; denn Herr Toppler liebte es, sich vor seiner Rückkehr zu Hause ankündigen zu lassen. — Frau Margaretha ließ auch sogleich den Angekommenen gebieten, vor sie zu kommen und ihre Botschaft auszurichten. Es dauerte aber eine Weile, bis Simson, der um keinen Preis in seinem Reiterhabit vor seiner Gebieterin erschienen wäre, sich in ein leichteres und passendes Gewand geworfen hatte. Die beiden anwesenden Männer murrten schon über die Saumseligkeit des Dieners; allein Brigitte, die gar wohl wußte, was schuld an der Verzögerung sei, vertheidigte und entschuldigte ihren Ritter lebhaft, und als er endlich eintrat und, mit ehrfurchtsvoller Verbeugung die Anwesenden begrüßend, auf seine Gebieterin zuschritt, um ihr den Brief des edlen Gemahles zu übergeben, da konnte man wohl wahrnehmen, was

den aufmerksamen Diener verhindert hatte, sogleich zu erscheinen; denn es war auch nicht die kleinste Spur des nächtlichen Rittes mehr an ihm zu entdecken. —

Frau Margaretha nahm den Brief in Empfang und hörte Simson's mündlichen Bericht an, den dieser in der Regel kurz zusammenfaßte; denn er war kein Freund vom „viele Worte machen." — Als er das Zimmer wieder verließ, rief ihm Brigitte mit ihrer kindlich weichen Stimme nach: „Simson, morgen muß ich mehr wissen; lege Dir die Sache zurecht, damit ich Alles genau erfahre." —

Blasius hatte sich inzwischen, ohne Toilette zu machen, sogleich in die Küche begeben und wurde von Liesbeth, der gesprächigen Magd, schnell mit einem saftigen Stück Braten bedient, für welchen Liebesdienst er aber auch der Neugierigen die schauderhaften Scenen des Feldzuges in den lebhaftesten Farben schilderte. — Er war eben mit seiner märchenhaften Erzählung zu Ende, als auch Simson in die Küche trat, um seinen schon in Bereitschaft stehenden Imbiß zu sich zu nehmen.

Als nun Beide ihren, durch den anstrengenden Ritt und die kühle Luft lebhaft angeregten Appetit befriedigt hatten und die Küche verließen, sagte Blasius zu Simson: „Höre, Kamerad, heute ist es Mittwoch und da ist in der Schenke zum „Wallfisch" eine Gesellschaft gemüthlicher Bürger und anderer lustigen Gesellen beisammen, und es wäre gar nicht übel, wenn wir uns nach so vielen überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten noch mit einem guten Becher Wein bei heiterem Geplauder labten. Du weißt, der Wallfischwirth wohnt zu nahe bei den Franziskanern, als daß er einen schlechten Tropfen führen könnte." —

So sagte der schlaue Blasius. Ihm war es aber bei seiner Müdigkeit weder um den guten Wein des Wallfischwirthes, noch um ein heiteres Geplauder zu thun, sondern er wollte nur lauschen und hören, was sich während seiner Abwesenheit

in der Stadt zugetragen habe und ob Nichts darunter wäre, was für seinen Herrn von Wichtigkeit sein könnte.

Simson, der einem guten Glase Wein keineswegs feind war, sich sogar vor einer ganzen Kanne nicht fürchtete, auch lustigen Gesprächen gerne zuhörte, willigte sogleich ein, und so gingen sie denn der Schenke zu, um den Tag vollends gemeinschaftlich und fröhlich zu beschließen.

2.

Die Schenke zum Wallfisch war an diesem Abende wirklich wohlbesetzt mit Gästen. — Die gewölbte Decke der Stube, von dem fast erstickenden Oelrauche dicht geschwärzt, sah dunkel aus, wie der Nachthimmel, aus dem aber die, auf schmalen, an den Wänden befestigten Brettern stehenden, blankgescheuerten zinnernen Kannen und Becher wie freundliche Sterne herableuchteten.

Der größte Theil der Anwesenden waren wackere Bürger und fleißige Handwerker.

Einige von ihnen, die wohl in der Nähe wohnen mochten, saßen unter den Anderen in ihren Arbeitskleidern um die schweren eichenen Tische, was anzudeuten schien, daß sie hiehergekommen, um nach des Tages Last und Mühen sich auszuruhen, durch einige Stunden fröhlichen Geplauders sich zu erheitern und sich zu stärken für die Arbeit des kommenden Tages.

Das Gespräch war lebhaft, ja ein lärmendes zu nennen, und oft ließ ein schallendes Gelächter vermuthen, daß ein ergötzlicher Schwank oder eine kurze, derbe Scherzrede sich den Beifall der Zuhörer erworben habe. Jeder nahm mehr oder weniger Antheil an der lebhaften Unterhaltung, nur in einem Winkel in der Nähe des großen Ofens saß ein junger, dunkel gekleideter Mann still und schweigsam. — Der Platz, den er

inne hatte, wurde von dem rothen Schein der Lampe kaum erreicht, und so hörte und sah er dem Getriebe unbeachtet zu und blieb als Einer, der hier wenig verkehrt, auch von den Anderen unangefochten.

Häufig war Jonas, — der wohlbeleibte Wirth zum Wallfisch, der, fortwährend, von einem Tisch zum andern wandelnd, bemüht war, jedem Mangel sogleich abzuhelfen, — das Stichblatt des oft nicht gar zu zarten Witzes seiner Gäste. Allein seine Haut war unempfindlich gegen derlei Mückenstiche, und blos hie und da gab ein Ruck seiner gewaltigen rothen Nase, — was ein Nasenrümpfen vorstellen sollte, — zu erkennen, daß er wohl wisse, auf wen es gemünzt sei.

Selten würdigte er derlei Anspielungen auf seine Person einer Antwort, und wenn er es einmal that, so geschah es in einer Weise, daß er die Lacher auf seine Seite brachte.

Jonas war sein eigentlicher Name zwar nicht. — Man nannte ihn so, weil er eben Wallfischwirth war, und er war klug genug, sich diesen Spitznamen gefallen zu lassen, weil er wohl wußte, daß mancher Schoppen unverkauft bliebe, wenn er sich den Namen des so wunderbar geretteten Propheten verbitten wollte.

Eben war er im Begriff, mit einigen leeren Bechern aus der Stube zu gehen, als ihm Kunz Breisel, der Sattler, nachrief: „Heda, Jonas! Bring mir auch einen frischen Schoppen mit. Dein Wein ist gut, man sagt aber, er käme auf eine eben so wunderbare Weise in Deinen Keller, wie Dein Namensvetter, der Prophet Jonas, an das Gestade bei Ninive. Es heißt nämlich, Dein Wallfisch tauche allnächtlich unter, fülle seinen ungeheuren Bauch in den Kellern der Franziskaner da drüben und versorge dann Deine leeren Tonnen.“

„So muß es auch sein,“ ergänzte Thomas Strotz, der Faßbinder, — „denn Unsereiner hat wenig Plage mit der

Weinzucht im Wallfisch, und die Mostwägen, die vor diesem Hause halten, sind auch zu zählen.“ —

Jonas nahm schweigend den Becher aus der Hand des Meisters Breisel und ging seinem Geschäfte nach.

Nun, es wäre gerade kein Wunder,“ — meinte Ulrich Zabel, der Kürschner, — „wenn die guten Brüder Franziskaner auch suchten, ihren großen Weinvorrath auf eine geschickte Art an den Mann zu bringen; — thun es ja die frommen Schwestern Dominikanerinnen öffentlich und in ärgerlicher Weise.“

„Das kann uns wohl einerlei sein,“ — sagte Michael Sprenger, der Färber, nachdem er nach einem kräftigen Zug durch einen lauten Zungenschnalzer sein Wohlgefallen an dem edlen Naß zu erkennen gegeben hatte. — „Dankt es den guten Vätern, daß sie neben den höllischen Qualen, die sie uns in jeder Predigt in Aussicht stellen, doch auch für unsere irdischen Freuden Sorge tragen.“ —

Indessen kam Jonas mit seinen gefüllten Bechern wieder zurück und setzte dieselben seinen Gästen mit einem freundlichen „Wohlbekomm's“ vor. In der einen Hand trug er noch einen weitbauchigen, in einen langen, engen Hals auslaufenden Steinkrug, den er auf den Schrank setzte, welcher ihm zum Schenktisch diente. „Freund Jonas!“ hob der Sattler von Neuem an, „Du hast uns vorhin ohne Bescheid gelassen wegen Deines Wallfisches,“ — und der Faßbinder, der den Neckereien des Meisters Breisel immer etwas beisetzen mußte, sagte: „Wenn es nicht so wäre, wie das Gerede geht, so könnte man überhaupt gar nicht begreifen, wie denn eigentlich diese Schenke zu dem Namen „Wallfisch“ gekommen ist, zumal gewiß noch kein Rothenburger Kind dieses gräuliche Thier jemals mit leiblichen Augen gesehen hat.“

„Das beweist eben,“ — entgegnete Jonas, dem es darum zu thun war, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, weil am Ende doch etwas Wahres an den Vermuthungen sei-

ner Gäste war, — „das beweist eben, daß Ihr Beide doch nicht Alles wißt, obgleich Euer Maulwerk immer bereit ist, Anderen Eure Weisheit fühlen zu lassen. — Wenn aber diese Kenntniß blos fehlt, um Eure Gelehrsamkeit voll zu machen, so kann ich Euch schon aus der Noth helfen.“ —

„Gib es zum Besten!“ — riefen alle Gäste einstimmig, bis auf die beiden Angeredeten, die es schon bereueten, die Sache so weit getrieben zu haben.

„Da Ihr so genau wißt, Meister Breisel,“ — fing Jonas seine Erzählung an, — „daß mein Namensvetter, der Prophet, an dem Gestade Ninive's an das Land geworfen wurde, so wird Euch auch bekannt sein, daß er, wie ihm durch ein Gesicht befohlen war, zu Land nach dieser sündigen Stadt reisen sollte, um dem Tag und Nacht in Völlerei und gottlosem Geschrei lebenden Volke Buße zu predigen. Ferner, wie er aus Ungehorsam zu Schiff anderswohin reiste und zur Strafe dafür von dem Schiffsvolke in das Meer geworfen wurde, wo ihn ein ungeheurer Wallfisch verschlang. Dieser, der wohl wußte, was er mit dem eigensinnigen Propheten anfangen sollte, verirrte sich aber in dem Meere, und kam unversehens in die Landgewässer und so auch in unsere Tauber, die damals noch ein bedeutender Strom war und das ganze Thal füllte. — Das war freilich noch vor der Zeit, als die Klöster, die reichen Leute und die Schenkwirthe anfingen, Faßbinder in ihre Keller zu lassen, welche in verborgenen Schlauchenden den edlen Wein heimlich davon trugen und dann die halbgeleerten Fässer wieder mit Wasser auffüllten; denn seit dieses so fleißig geübt wird, ist unsere Tauber ein so kleines Wässerlein geworden, daß kaum die lustige Grundel darin Raum genug zum Spielen findet.“ —

„Recht so, Jonas!“ — unterbrachen die jubelnden Gäste den Erzähler, — „fahre nur fort mit Deiner wahrhaften Geschichte.“ —

„Schon von Weitem“ — fuhr Jonas fort, — „vernahm der verirrte Wallfisch ein großes Geschrei und schwamm darauf zu, weil er glaubte, der Lärm käme aus der Stadt Ninive. Als er aber näher kam, bemerkte er, daß er sich vor der Reichsstadt Rothenburg befand und erfuhr, daß das Gelärme und Geschrei daher rühre, weil das Sattlergewerbe Zunfttag habe. — Als er seinen Irrthum bemerkte, kehrte er schnell um und kam gerade noch zur rechten Zeit nach Ninive, ehe Jonas in seinem Leibe erstickt war, denn die Reise dauerte drei volle Tage und Nächte. — Das war das einzige Mal, daß ein Wallfisch vor die Mauern Rothenburg's kam, und von dieser merkwürdigen Begebenheit haben ich und meine Schenke ihre wohlberechtigten Namen. — So, jetzt wißt Ihr's.“ —

Schallendes Gelächter belohnte den Erzähler, der aber aus weiser Vorsicht, im Falle die beiden Getroffenen seine Geschichte übel aufnehmen sollten, jenen langhalsigen Krug, gefüllt mit etwas Besonderem, aus dem Keller mitgebracht hatte. Er fuhr, als es wieder ruhiger geworden war, fort: — „Ihr lieben Herren, laßt mir meinen Weinkeller in Ruh, denn es hängt an jedem Faß eine Geschichte, wie die eben erzählte. Damit Ihr aber nicht glaubt, ich hätte nur über eine einzige Sorte zu gebieten, so will ich Euch hier Etwas zu kosten geben, was noch nicht unter Eure Nasen gekommen ist.“ —

„Nun, hast Du etwa Wein aus dem gelobten Lande und aus der Zeit, in der sich Deine Geschichte zutrug?“ — frugen einige Gäste lachend.

„Nein, im Gegentheil,“ — entgegnete Jonas, indem er einige Becher aus dem bezeichneten Kruge füllte, — „es ist ein Kind unserer heimathlichen Flur, was ich Euch zeigen will, und hat fast das Alter eines Schmetterlings, kam aber bis jetzt noch nicht unter die Leute. — Hier, kostet einmal!“ — und mit diesen Worten vertheilte er die Becher an die verschiedenen Tische.

„Es ist echter Rosenthaler," — fuhr er mit triumphirender Stimme fort, — „wie ihn Herr Heinrich Toppler seit einigen Jahren auf seinen Bergen zieht. Er ist aus der ersten Tonne Rothenburger Weines gezapft, die in einem fremden Keller liegt, und ich habe sie durch Verwendung unseres Bekannten, Blasius, erhalten." —

„Das ist freilich etwas Seltenes," — sagte der reiche Sprenger, — „denn der gestrenge Herr Bürgermeister treibt keine Handelschaft mit seinem Gute. — Kostet Ihr ihn zuerst, Meister Strotz. Ihr müßt ja ein Kenner sein, und ich glaube auch, daß die Reben, welche Herr Toppler vom Rhein und aus Burgund hat kommen lassen, keine schlechten Trauben tragen." —

Der neue Wein wurde nun mit großer Begierde gekostet; denn Jedermann war längst gespannt, zu erfahren, welchen Wein wohl die vor kurzer Zeit noch mit Dornen und wildem Gebüsche überwucherten Berge gäben, und die Empfindung, zum ersten Male einheimischen Rebensaft zu trinken, war die der Freude und des Stolzes.

Meister Strotz, nachdem er einen kleinen Schluck von dem zu untersuchenden Wein genommen, vertheilte denselben mit geräuschvollem Geschlürfe in seiner ganzen Mundhöhle, damit jeder seiner vielgeübten Geschmacksnerven Antheil nehme an der ernsten Prüfung, schluckte die geistige Flüssigkeit hinab und zog dann gewaltsam einen Luftstrom ein, um die geschwängerten Nerven wiederholt in Thätigkeit zu setzen, — sodann sagte er, mit Kennermiene den Kopf bedeutsam neigend: „der Wein ist gut, feurig und kräftig, und wenn er auch nicht so süß und mild mundet, wie in seiner eigentlichen Heimath, so erkennen wir doch, daß unsere Berge Besseres zu geben vermögen, als herbe Schlehen." —

„Und auch das erkennen wir daran," ergänzte Matthias Schwarz, der Huf- und Waffenschmied, dessen volltönende Baß-

stimme wie Orgelton klang, „was kluger und ernster Wille und verständiges Streben zu leisten vermögen. — Ja, feurig und kräftig ist der Wein, wie der Mann, der ihn gepflanzt und gepflegt hat. — Ich sag' es und bleib dabei, was in dem Kopfe dieses Mannes entspringt und was seine Hände vollbringen, ist Alles besonderer Art und gereicht uns und unserer Stadt zum Vortheil und Glück. — Ich leere diesen Becher mit dem Wunsche, daß der Mann, der unsere Stadt so groß und beneidet gemacht hat, der so klug zu erwerben, so weise zu erhalten und so kräftig zu beschützen versteht, noch lange leben und die Früchte seines unermüdlichen Schaffens und Strebens noch im hohen Alter genießen möge!" —

Die Worte des Schmiedes fanden Beifall; die Becher wurden von Jonas wieder gefüllt und der neue Landsmann fand bei den kundigen Zechern freundliche Aufnahme.

„Ja, Ihr habt recht, wackerer Matthias!" — sagte Simon Fornberger, der Bildschnitzer, — ein feines bejahrtes Männlein, das die ganze Zeit über behaglich dem Treiben zugesehen hatte, — „Ihr habt recht! Herr Toppler ist ein Mann, der nicht seines Gleichen hat. In Allem, in den staatlichen Einrichtungen, in Verschönerung der Stadt und der Umgebung, in der kunstvollen Ausschmückung der Kirchen, überall erkennt man seine schaffende Hand. Er ist ein Mann, so weise und überlegt im Rathe, wie tapfer und siegreich im Gefechte. Die Fehde, auf die er ohnlängst ausgezogen, scheint glücklich beendigt zu sein; denn wenn ich mich nicht geirrt habe, sah ich, als ich hierherging, den großen Simson und unsern alten Blasius einreiten." —

„Ja, Fehde und nichts als Fehde!" — sagte kopfschüttelnd der Faßbinder. — „Wenn man ein Besitzthum fast täglich mit dem Blute seiner Mitbürger beschützen und durch fortwährende Kriegskosten doppelt bezahlen muß, dann ist es ungewiß, ob dessen Erwerb von Nutzen ist." —

„Ihr werdet doch nicht verlangen, daß man diese räuberischen Nachbarn ungestraft friedliche Dörfer verbrennen und Heerden wegtreiben läßt?“ — wendete verweisend der Färber ein. — „Wir haben jetzt eine Reihe von Jahren Friede, und nur die Einfälle der neidischen Ritter stören die Ruhe. Dazu bedarf es denn einer kräftigen Hand, wie die Herrn Topplers, um diesen raublustigen Adeligen das Handwerk nach und nach vollends zu legen.“

„Gewiß ist der Erwerb von Grund und Boden und von vortheilhaften Rechten von großem Nutzen für unsere Stadt und die Bürgerschaft,“ — ergänzte zustimmend der sanfte Fornberger. — „Wenn man sonst einige Schritte vor die Stadtthore machte, trat man auf fremdes Land; jetzt können wir meilenweit hinausreiten und befinden uns noch immer auf städtischem Gebiete, begegnen zufriedenen Bauern und Angehörigen der Stadt, die Gott danken, daß sie aus den Händen des übermüthigen, unersättlichen Adels befreit sind und nun unter dem Schutze eines kräftigen Regimentes getrost ihr Feld bebauen und ihres Besitzes froh sein können.“

Während dieses Gespräches, an welchem die übrigen Anwesenden insoferne Theil nahmen, als sie durch Zeichen der Zustimmung oder des Zweifels an der Richtigkeit der geäußerten Meinung sich bemerkbar machten, — waren noch zwei neue Gäste eingetreten. Der Eine der Neuangekommenen war Melchior Stramm, der Tuchmacher, eine behäbige, ansehnliche Figur, — der Andere war der Altmeister der Gerberzunft, Berthold Becher, dessen mächtige Gestalt fast der unsres Freundes Simson gleichkam. — Beide nahmen nach kurzem Gruße stillschweigend Platz und schenkten dem Gespräche die gebührende Aufmerksamkeit.

Melchior Stramm, nachdem er sich mit einem ersten, ausgiebigen Zuge aus seinem Becher gelabt hatte, mischte sich in die Unterhaltung, indem er lächelnd sagte: — „Ich kann mir wohl denken, was unser guter Strotz an dem Toppler'schen

Regimente auszusetzen hat; das sind die vielen Wachten, die ihn und uns alle um so manche Nachtruhe bringen, — und überhaupt die strenge Kriegszucht.“ —

„Und wenn dem so wäre, so bin ich es nicht allein, der keinen Gefallen daran findet,“ — entgegnete der Faßbinder. — „Was nützen uns unsere schützenden Mauern, wenn wir sie Tag und Nacht hüten müssen?“ —

„Sind wir doch selbst daran Schuld,“ ergänzte der Sattler die mißvergnügte Aeußerung des Meister Strotz, — „daß die Herren mit uns verfahren, wie es ihnen eben gut dünkt. — In Nürnberg und anderen Reichsstädten sitzen die Zünfte schon lange im Rath und nehmen Theil an der Feststellung der Ordnung und der Gesetze. Unsere Bürgerrechte bestehen jedoch einzig und allein in der Entrichtung der Steuern, in Befolgung der Kriegszucht.“ —

„Ich lobe mir das Regiment in einer starken Hand, wie die des Herrn Toppler, und wenn einmal diese fehlt, dann wird es schon von selbst dazu kommen, was Ihr wünscht, Nachbar Breisel,“ — ließ sich der Gerber vernehmen, „jedoch die Bewachung und Beschützung unserer Stadt, über die sich Meister Strotz beschwert, gehört einmal zu unseren Bürgerpflichten, und jeder Bürger muß eine Ehre darin suchen, seinen Heerd und sein Haus selbst zu bewachen und zu beschützen. — Was es werth ist, immer gerüstet und bereit zu sein, jedem äußeren Feinde kräftig zu begegnen, das haben die vielen glücklichen Erfolge bei der öfteren Vertheidigung der Stadt und unseres Besitzthumes bewiesen, und diese Erfolge haben wir den klugen Einrichtungen des Herrn Toppler allein zu verdanken.“ —

„Glaubt nicht, — wendete der Angeredete ein, — „daß ich mich gegen die bestehende Ordnung auflehnen wolle. — Ich thu meine Pflicht so gut, wie Ihr, wenn auch nicht gern. — Um's Denken kann man Niemand henken, — sagt das Sprüchwort, — und wenn ich noch dazu sag, was ich denke, so wird

das gerade auch kein Verbrechen sein. Wenn man, wie ich, häufig in die Keller der Herren vom Rath kommt, wo diesen gar oft von dem vielen Weinprobiren die Zunge geläufig und mittheilsam wird, so vernimmt man Allerlei, was auch nicht gerade zum Vortheil der Toppler'schen Einrichtungen und Handlungsweise ausschlägt, und diese Herren müssen die Sache wohl besser verstehen, als Unsereiner." —

„Wo der Neid bläst," brummte des Waffenschmied, „da kann es freilich keine Lobsprüche regnen. — Ich möchte wissen, wie es diese Herren anstellen wollten, so mit mächtigen Fürsten und selbst mit gewaltigen Kaisern umzugehen und sie ihren Absichten geneigt zu machen, wie dies Herrn Toppler gelungen ist."

„Das ist mir eine theure Freundschaft," — entgegnete der Sattler. — „Aus andrer Leute Häuten ist gut Riemen schneiden, — hat schon mein Vater gesagt, und der Stadtsäckel hat es empfunden, was solche Freundschaften werth sind."

„Ich glaube nicht, daß man nöthig haben wird, einem Rothenburger Bürger auseinander zu setzen, welche wichtige Vortheile solche nothwendige Opfer unserer Stadt gebracht haben, und der ist kein Thor, der die Wurst nach der Speckseite wirft. Aus Nichts wird Nichts, und mit Mückenblut kann man kein Scharlachkleid färben," — sagte Sprenger. —

„Ihr lieben Männer," — ließ sich nun der Kürschner geheimnißvoll und wichtig vernehmen, — „ich will keinem von Euch seiner Meinung zu nahe treten, aber Unsereiner erschnappt doch so manches Wort, welches nicht zu Jedermanns Ohren gelangt. — So wie Meister Strotz in seiner Ansicht nicht allein steht, so giebt es auch Männer, und gewichtige Männer, welche wie der wackere Breisel dort denken. Erst dieser Tage habe ich einem Herrn vom Rathe, auch ein Bürgermeister, ich könnte ihn Euch nennen, — einen reichen, kostbaren Pelzrock gemacht, und dieser Herr sagte beim Anpassen auch, daß Toppler's Um=

gang mit den großen Herren der Stadt Geld genug koste und sein Reichthum nicht abnehme.“ —

„Wir wollen die Namen dieser weisen Herren, die zu Hause im Schlafrock ihren Weibern die Suppen kochen helfen, während Andere ihr Leben für das Wohl der Bürgerschaft einsetzen, gar nicht wissen,“ — sagte der Gerber in seiner derben Weise. — „Diese Herren werden doch nicht sagen wollen, daß Herr Toppler auf Kosten der Stadt sein Schäflein scheere? Wer hätte ihn denn hindern wollen, so manche schöne Besitzung, die er auf kluge und feine Weise für die Stadt erworben hat, für sich zu behalten? Und er sucht die Freundschaft der Fürsten und Herren nicht, sondern diese suchen ihn, damit sein kluger Rath ihnen zu Statten komme und weil ein Bündniß mit ihm nur von Nutzen sein kann. — Von den klugen Herren im Pelzrock hätten die Städte wahrhaftig keinen zu ihrem Feldhauptmann gemacht. — Diese meine Meinung könnt Ihr bei nächster Gelegenheit als Unterfutter benützen, sie wird den Herrn warm halten.“ —

Bei diesem Gepolter des Altmeisters Becher wurde wieder gelacht und Meister Sprenger sagte lächelnd: — „Gevatter Zabel, des Gerbers Handwerk ist zwar mit dem eurigen etwas verwandt, aber es scheint, er versteht wenig von der Kürschnerei, wenigstens kennt er das Sprüchwort nicht: „wascht mir den Pelz und macht ihn nicht naß!“ — Ich schlage nun vor, noch einen Becher Rosenthaler zu trinken und immer so, wie heute, unsere Meinung als wackere Männer frei und offen zu äußern.“ —

Der etwas verdutzte Kürschner machte gute Miene zum bösen Spiel, und bald hatte das Gespräch eine andere Wendung genommen. — Eben, als frischer Wein auf dem Tische stund, traten unsere alten Bekannten, Simson und Blasius, ein. Sie wurden herzlich bewillkommt, hätten aber fast keinen

Platz mehr gefunden, wenn nicht bei ihrem Eintritt der Fremde neben dem Ofen die Stube verlassen hätte.

„Jonas!“ — frugen einige Gäste den Wirth, — „weißt Du nicht, wer der Fremde war, der soeben hinausging?“

Aber weder der Angeredete, noch einer der anderen Anwesenden konnte auf diese Frage Bescheid geben.

„Wahrhaftig, Ihr Herren,“ — sagte Blasius, — „Ihr habt gute Augen und wäret gut zu brauchen zum Auslugen, wenn es gilt zu erspähen, welche Stellung der Feind inne hat. — Ich habe den Schwarzen nur im Vorübergehen erblickt und ihn sogleich erkannt.“ —

„Wer ist es denn, Blasius?“ — frugen Alle zugleich, und Jonas fügte hinzu: „der junge Mann sitzt schon über eine Stunde hier im Dunkeln, ohne ein Wort zu sprechen.“ —

„Er wird wohl Ursache haben, sich nicht sehen und hören zu lassen,“ — meinte Blasius. — „Kennt Ihr denn den Sohn des reichen Bürgermeisters Hans Wehr nicht mehr, der vor zwei Jahren unsere Stadt verlassen mußte?“

„Wahrhaftig!“ sagte der Schmied, — „der ist es. — Wo mag wohl der Alte mit seinem Reichthum stecken?“

„Das kann ich Euch Alles auch sagen,“ — erwiderte Blasius. — „Wie Ihr wißt, hat dieser neidische und falsche Mann Herrn Toppler an der Ehre gekränkt. Es wurde eine Untersuchung über ihn verhängt, welche Dinge in seiner Amtsführung aufdeckte, die nicht zu seinem Vortheil waren. Er mußte die Ehrenkränkung gegen unseren edlen Herrn Toppler mit 2000 Gulden büßen und verließ mit seiner Familie und beweglichen Habe heimlich die Stadt, um der Strafe wegen seiner untreuen Amtsführung zu entgehen. Es half ihm aber wenig, denn er wurde zu Würzburg in Haft gebracht, wo er dann seine Strafe abbüßte, trotzdem der Bischof dort sich seiner auf das Eifrigste annahm.“ —

„So ergeh' es allen Feinden unseres braven Bürgermeisters

Toppler!“ — rief der Gerber und leerte seinen Becher in einem Zug. — „Aber was will denn der Junge hier?“ —

„Wer kann es wissen,“ — meinte Blasius, — „vielleicht will er Mittel und Wege zur Rückkehr machen; denn Haus und Feldgüter der Familie Wehr sind von der Stadt mit Beschlag belegt. — Wenn dieß seine Absicht ist, so zweifle ich gar nicht an dem Gelingen derselben, denn Herr Toppler weiß zu strafen, aber auch zu verzeihen.“

„Nun, das werden wir wohl später erfahren,“ — sagte der Färber, — erzählt uns nun noch Etwas von Eurem Kriegszug, das soll uns den letzten Trunk würzen, denn es naht die Stunde, in welcher uns unsere Hausfrauen erwarten.“ —

Blasius erzählte nun den ganzen Hergang und das glückliche Ende des Auszuges, zu welchem Bericht auch Simson das Seinige beitrug, und Ersterer gab auch noch das traurige Ende seines Dudelsackes zum Besten, jedoch in einer Weise, daß Simson nichts dagegen einzuwenden hatte und die Zuhörer sich an seiner Erzählung ergötzten.

Endlich leerte sich die Schenke und unsere beiden Reisegefährten blieben die Letzten.

Blasius bereute es nicht, noch hieher gekommen zu sein, denn die Anwesenheit des jungen Wehr gab ihm Allerlei zu denken; und von Jonas, dem er noch ein Fäßchen Rosenthaler in Aussicht stellte, erfuhr er so ziemlich Alles, was vor seiner Ankunft gesprochen wurde.

3.

Am nördlichen Ende der Stadt, unmittelbar an die Stadtmauer stoßend, breitet sich ein großer, freier Platz aus, der Judenkirchhof geheißen.

Dort stund zur Zeit, als sich noch eine Judengemeinde hier befand, deren Synagoge. — Um diese herum lagen zer-

streut die unscheinbaren, kleinen Wohnungen der Kinder Israels. — Heute noch tragen eine Anzahl Häuser in dieser Stadtgegend die Kennzeichen ihrer ehemaligen Bewohner; denn man findet in den Mauern derselben häufig Steine mit hebräischen Inschriften.

Zur Zeit unserer Erzählung waren nur wenig Juden in Rothenburg ansäßig. — Seit dem Jahre 1393, wo sie zum zweiten Male ausgetrieben wurden, mieden sie die Stadt, wanderten aber später wieder ein, „denn" — sagt die Chronik, — „die wohlhabenden Bürger fingen wieder an, sich Juden zu halten," — ein Beweis, daß den Geldmännern der damaligen Zeit die klugen, gewinnsuchenden Juden von Nutzen waren. — Erst hundert Jahre später, 1519, beschloß der Rath die gänzliche Vertreibung derselben.

Es war Freitag Abend, und aus den genannten kleinen Häusern, welche von Juden bewohnt wurden, leuchtete der helle Schein der angezündeten Lampen, zum Zeichen, daß der Sabbath eingegangen war.

Wie die glänzend befiederte Henne unter ihren halbnackten, ungestalteten Küchlein, gewahrte man mitten unter diesen Hütten ein zweistöckiges Haus von freundlichem, solidem Aussehen. Der saubere Anstrich der Wände und das reingehaltene Pflaster vor der Thüre zeugten von dem Ordnungssinn und der Wohlhabenheit des Eigenthümers.

An die Rückseite des Hauses stieß ein kleines Gärtchen mit wohlgepflegten Beeten, von denen die meisten mit seltenen, fremdartigen Kräutern bepflanzt waren.

Dies, sowie die gutgezogene Hecke und eine kleine dichte Laube ließ auch kundige und fleißige Hände vermuthen.

Thüre und Fenster dieses Hauses waren dicht verschlossen, kein Lichtschimmer drang durch die wohlverwahrten Läden und kein Laut verkündete, daß ein lebendes Wesen sich in diesem Hause befinde.

Und doch war ein Leben in diesen wohlverschlossenen Räumen, wenn auch ein versiechendes, nach und nach verlöschendes.

In einem wohnlich eingerichteten, in seinen kleinsten Theilen von Ordnung und Reinlichkeit zeugenden Gemach saß ein Greis in einem bequemen Lehnstuhle lesend an dem Tische, über welchem auch die zur Feier des Sabbathes angezündete Lampe hing. Der kahle Scheitel und das faltenreiche, aber immer noch schöne Antlitz des Greises zeugten von einem hohen Alter. — Die erkennbar große Gestalt des Mannes war in einen weiten, schwarzen Sammetkaftan gehüllt, und der schneeweiße, bis auf die Brust fallende Bart gab dem Dasitzenden das Ansehen eines ehrwürdigen Patriarchen oder alttestamentlichen Propheten.

Es war Gabriel der Jude und Gabriel der Christ, der da saß, eifrig lesend in den vor ihm liegenden heiligen Schriften und sichtlich tiefsinnend beschäftigt mit deren ernstem Inhalt.

Wie durch eine plötzliche Erinnerung aufgeschreckt erhob Gabriel auf einmal das Haupt und sagte mit besorgter Simme: „Aber, wo bleibt denn Hora? — Es muß schon dunkel auf den Straßen werden, es wird ihr doch nichts widerfahren sein?" — Er horchte einige Augenblicke in die lautlose Stille, und da auch nicht das leiseste Geräusch das Nahen eines menschlichen Wesens verrieth, kehrte er wieder zu seiner heiligen Beschäftigung zurück.

„Wo bleibt Hora?" hatte Gabriel gefragt. —

Er stund also doch nicht allein im Leben, der betende Alte, — es gab ein Wesen, um das er sich bekümmerte und das gewiß auch ihm mit Liebe zugethan war.

Hora, die von ihm Erwartete, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, war seine Enkelin. — Sie war schon den ganzen Nachmittag abwesend an dem Krankenbette einer lieben

Freundin, und Gabriel wußte sie gerne dorten, denn auch er nahm herzlichen Antheil an dem kranken Kinde seines alten Freundes.

Rosa, — so hieß Hora's Freundin, — war, gleich dieser, die einzige Angehörige ihres Großvaters, des Rathsdieners und Gefängnißwärters Lebrecht, der in früheren Jahren viel mit Gabriel verkehrte und fast der einzige Mensch war, den der Greis hie und da gerne bei sich sah. — Die beiden Mädchen waren Jugendgespielinnen, und eine treue Freundschaft hielt ihre jungen Herzen verbunden. —

Da wurde Rosa plötzlich krank; ein bösartiges Fieber hatte sie befallen, und Hora wurde die treue, liebevolle Pflegerin am Krankenbette.

Heute hatte Gabriel, der sich von dem Zustande der Kranken genau hatte unterrichten lassen, seiner Enkelin einen, von ihm selbst bereiteten, heilkräftigen Trank mitgegeben und hoffte, daß dieser der armen Leidenden Linderung, wenn nicht völlige Genesung verschaffen werde. —

In seinem Geschlechte vererbten sich schon seit Jahrhunderten von den Eltern auf die Kinder unschätzbare Geheimnisse der Arzneiwissenschaft, und auch Gabriel war von jeher der Arzt seines Volkes. — Aus den fremdartigen Kräutern, die er in seinem Gärtchen pflanzte, bereitete er wirksame Tränke, und aus Spezien, die er durch seine Glaubensgenossen aus weiter Ferne erhielt, untrügliche Balsame und Salben.

Das lange Ausbleiben Hora's machte Gabriel nicht nur besorgt wegen möglicher Unfälle, die ihr widerfahren konnten, sondern auch bedenklich wegen des vielleicht verschlimmerten Zustandes der Kranken.

Deshalb schob er nun auch seine Schriften zurück und sein Gesicht zeigte Spuren der Unruhe und der Besorgniß.

Da glaubte er den leisen Tritt eines menschlichen Fußes zu hören, und wirklich öffnete sich die Thür und Hora trat herein.

Die schönen Augen des lieblichen Mädchens waren vom Weinen geröthet, und mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Ach! Großvater, meine gute Rosa ist gestorben!“ sank sie vor dem Greise nieder und barg ihr Haupt in dessen Schooß.

„Gestorben?“ frug Gabriel mit bekümmerter Miene; — „Arme Rosa, so schnell! — Hat sie denn den Trank genommen, den ich Dir mitgab?“ —

„Nein, Großvater,“ sagte Hora, von Neuem in Thränen ausbrechend, — „sie durfte ihn nicht nehmen, der Arzt hat ihn zurückgeschoben und nicht erlaubt, daß sie ihn trinke.“ —

„Da siehst Du wieder, Hora,“ — sagte Gabriel seufzend, — „weil der Trank von meinen Händen kam, wurde dieses einzige und letzte Mittel zurückgewiesen. — O, diese Menschen, die sich Kinder der Religion der Liebe nennen und ihres sündigen Hasses nicht Herr werden können! — Was hilft es mich, daß ich Christ geworden bin, daß ich den Glauben meiner Väter abgeschworen, — doch nein, das habe ich ja nicht gethan,“ sprach er leise vor sich hin, — „daß ich ihre Tempel besuche und ihren Gebräuchen nachkomme, — ich bleibe in ihren Augen doch Gabriel der Jude, dessen Berührung sie verunreinigt oder gar in's Unglück bringt.“ —

„Ach, Vater, rede nicht so!“ — bat Hora, zu ihrem Großvater aufblickend, — „ich habe zu meinem großen Leid schon öfter wahrgenommen, daß die heiligen Lehren des Christenthums nicht so in Dein Herz gedrungen sind, wie sie sollten.“ —

„Sei ruhig, Hora!“ — erwiderte der Greis, die Knieende aufhebend, — „und wolle nicht rechten mit dem Gewissen eines alten Mannes, der am Rande des Grabes steht.“

„Ich sehe,“ — sagte Hora betrübt, — „Du hast heute wieder die Gebräuche Deines alten Glaubens geübt.“ —

„Warum sollte ich nicht?“ — entgegnete ernst der Getadelte, — „laß mich gewähren Kind. — Ich weiß es, Du bist eine eifrige Christin, — die Lehren dieser Religion wurden

in Dein kindliches Gemüth gepflanzt und ich ließ es geschehen, habe nie einen Versuch gemacht, Dir eine andere religiöse Meinung beizubringen, und es sei auch jetzt ferne von mir, Dein Herz mit Zweifel zu erfüllen. Aber ich, Hora, ich war schon ein Greis, als ich das Christenthum annehmen mußte, und bei einem alten Baum, in dessen Holz der treibende Saft vertrocknet ist, hält es schwer, eine fremde Frucht einzuimpfen." —

„O, Großvater!" — sagte Hora in innigen, aus dem Herzen strömenden Worten, — „das Christenthum ist so reich an Liebe, so reich an Trost! — Mit welch' seliger Freudigkeit hat Rosa, als sie ihr Ende nahen fühlte, einen Blick in das verheißene Jenseits gethan! — Wie freute sie sich, in die Arme ihres Erlösers und in die Schaar der heiligen Engel aufgenommen zu werden!" —

„Arme Rosa!" — sprach Gabriel in theilnehmendem Tone vor sich hin, — „mußtest Du so jung sterben! — Dein Leben ist zu vergleichen mit dem Grase der Wiese, — im frischesten Grünen kam der Schnitter und mähete Dich ab!" —

„O, wie ruhig stirbt der Christ in der tröstlichen Gewißheit: Christus, der Sohn Gottes ist auch für Dich gestorben. — Dieser große, unendliche Trost, der allein in diesem göttlichen Opfer liegt, muß das Christenthum über alle anderen Religionen stellen, — lieber Vater," — sagte Hora mit Begeisterung.

Gabriel aus dessen letzter Antwort zu erkennen war, daß er einen religiösen Streit mit seiner Enkelin vermeiden wollte, wurde von deren heiligem Eifer so nahe berührt, daß er, seine magere Hand auf die vor ihm ausgebreiteten Schriften legend, mit erhöhter, feierlicher Stimme sagte:

„Der Gott Abrahams, der Gott meiner Väter, der sein auserwähltes Volk aus Egypten führte und durch die Wüste leitete, — der Mosen unter dem Donnern und Flammen des Himmels seine Gebote verkündigte, ist ein großer, starker,

eifriger Gott! — Er half seinem Volke das verheißene Land gewinnen und vertilgte seine Feinde von der Erde. — Da fiel das Volk von ihm ab, vernachläßigte die gebotenen Gebräuche, verhöhnte seine Gesetze und opferte fremden Götzen.

Dafür wurde es getroffen von der Rache des Herrn, und seit tausend Jahren lebt es zerstreut in allen Ländern der Welt, verfolgt und mißhandelt. Doch, er wird es wieder sammeln und groß und herrlich machen unter allen Völkern der Erde.“ —

Hora hatte ihren Großvater nie so ernst und feierlich sprechen hören und es wurde ihr fast unheimlich bei dessen prophetischen Worten. — Sie wagte nicht, ihm zu widersprechen, sagte aber mit leiserer Stimme: „Gott ist die Liebe! Gott kennt die Rache nicht!“ —

Gabriel wollte den Streit nicht fortsetzen, glaubte aber den jetzigen Augenblick benützen zu müssen, seine Enkelin mit Begebenheiten bekannt zu machen, die er ihr bis jetzt verschwiegen hatte.

Hora wußte wohl, daß sie eine geborene Jüdin sei; sie war aber so sehr von dem Christenthum durchdrungen, daß sie sich scheute, nach den ersten Tagen ihrer Kindheit zu fragen, und auch Gabriel wollte das jugendliche, fromme Gemüth nicht betrüben mit der Enthüllung einer traurigen Vergangenheit. Doch jetzt hielt er die Zeit für gekommen, hoffte damit dem für Beide peinlichen Auftritt ein Ende zu machen und auch Hora's Schmerz über den Verlust ihrer Freundin zu mindern, wenn er ihre Seele mit etwas Anderem beschäftige.

„Höre mir zu, geliebtes Kind,“ — sagte er in wieder ruhigem Tone, — „ich will Dir erzählen von Deiner ersten Kindheit und von den Umständen, die uns Beide zu Christen machten. — Du wirst zwar manches Schmerzliche und Betrübende über Deine Eltern und Voreltern vernehmen, doch wird es, durch meinen Mund erzählt, Dich weniger betrüben, als

wenn Du es später von fremden, theilnahmlosen Menschen erfahren müßtest.

Ich bin in dieser Stadt geboren und dreimal der Verfolgung und Ermordung meiner unglücklichen Brüder entgangen.

Der große Fluch, der auf den Kindern Israels lastet, ist der, daß die Christen ihrer großen Zahl nach es für eine Sünde halten, einem Juden Gutes zu thun, und noch Dank und Dienst dafür verlangen, daß sie diese überhaupt leben lassen. Sie benützen die klugen, wohl berechnenden Söhne unseres unglücklichen Stammes zu ihren Zwecken und verfolgen, tödten und brandschatzen sie dafür. Selbst der Kaiser scheut sich nicht, von jedem Juden und Judenkinde die Erlaubniß zu leben mit dem zwanzigsten Theile ihres Vermögens sich abkaufen zu lassen. — Jede Plage, jede Krankheit, die über das Land zieht, wird diesen armen Heimathlosen zur Last gelegt und sie müssen nicht selten den Unverstand und den Aberglauben der Christen mit dem Leben büßen.

Als vor mehr denn fünfzig Jahren die große Pest durch das Land zog, wurde den Juden die Schuld gegeben, sie hätten die Brunnen vergiftet, und eine gräßliche Judenvertilgung war die Folge dieser grundlosen Beschuldigung.

Es sind nun fünfzehn Jahre her, — Du warst damals zwei Jahre alt, — da fand ein ähnlicher Aufruhr statt. Man drang nächtlicher Weile in die Wohnungen der Juden und raubte und mordete in unbarmherziger Weise. — Deine Mutter, meine unvergeßliche Tochter Belia, war wenige Wochen nach Deiner Geburt gestorben und Dein Vater Zadock kurze Zeit darauf auf einer Reise verunglückt. — So hatte ich nur noch Dich, meine kleine Riska, — wie Du damals hießest, — und meine ganze Sorge galt Dir und Deinem Wohlergehen."

Hora hatte sich zu den Füßen ihres Großvaters gesetzt und dessen herabhängende Hand erfaßt. Heiße Thränen rannen über ihre Wangen und benetzten die Rechte des Erzählers. —

Als Gabriel dies wahrnahm, sagte er mit bewegter Stimme: „Weine immerhin um Deine Mutter, gutes Kind; auch sie hat jung aus dem Leben scheiden müssen, Du bist ihr Ebenbild.“ —

Hora konnte nicht sprechen und die arme Waise schluchzte bitterlich bei dem Gedanken an ihre so früh verlorenen Eltern. — Gabriel fuhr fort: „Niemand unter uns Juden hatte damals eine Ahnung von dem nächtlichen Ueberfall, und auch ich schlief ruhig in meiner Kammer und wußte Dich in der treuen Obhut Deiner Amme Sarah.

Durch ein furchtbares Geheul und Wehklagen ward ich vom Schlafe aufgeschreckt, und ehe ich mich völlig ermannt hatte, wurde meine Thür eingeschlagen und ich, von zwei Kriegsknechten gefesselt, mit verbundenen Augen in ein Gefängniß geschleppt. — Meine Rufe nach Dir, meine Riska, blieben ohne Antwort und ich war in der finsteren, feuchten Zelle der Verzweiflung nahe.

Doch nicht lang sollte ich in Ungewißheit bleiben. Nach etwa einer Stunde wurde ich abgeholt, und als ich aus dem dumpfen Keller heraustrat, erkannte ich in der anbrechenden Tageshelle, daß ich nicht in die gräßlichen Gewölbe des Rathhauses, sondern in das Haus des Bürgermeisters Toppler gebracht worden war. — Man führte mich vor diesen gewaltigen Mann und er sprach zu mir in liebreichem Tone: — „Gabriel, ich habe Dich hieher bringen lassen, um Dich zu beschützen. Es war mir nicht möglich, das Vorurtheil und den ausgebrochenen Haß der Menge, den ich, wie Du wohl weißt, nicht theile, zu bewältigen, konnte also nichts thun, als Sorge tragen, daß Dir kein Leid widerfahre.“

„O edler Herr, Gott lohne es Euch!“ — sagte ich, weinend vor ihm in die Kniee sinkend, — „aber wo ist Riska, meine arme kleine Riska?“ —

„Auch gerettet und wohl geborgen, Gabriel,“ — fuhr er, mich erhebend, fort — „der wackere Knabe Simson hat das

Kind beschützt und es zur einstweiligen Fürsorge und Pflege in die Nähe zu den Dominikanerinnen gebracht.“ —

„Gott sei gelobt!“ — rief ich, durch diese Worte beglückt, aus. — „O bringt mich zu dem Kinde, edler Herr, ich will mit ihm die Stadt verlassen und mich verbergen vor den Verfolgern.“ —

„Das wird Dir nicht gelingen, Gabriel,“ — sagte kopfschüttelnd der ernste Mann. — „Dir allein wollte ich schon aus der Stadt verhelfen und Dich beschützen, bis Du ungefährdet wieder zurückkehren könntest in Dein Haus; aber das Kind geben die frommen Schwestern in keinem Falle jetzt zurück, Du müßtest denn mit List oder durch große Geldopfer Deinen Zweck erreichen.“

„Herr, ich weiß ja nicht, ob mir etwas geblieben ist von meinem ganzen Besitzthum, und ohne dieses Kind kann ich nicht leben, es ist mein Alles und das letzte Wesen, welches übrig ist von meinem unglücklichen Hause,“ — erwiederte ich verzweifelnd.

„All Deine Habe ist gut verwahrt und Deine Wohnung unversehrt,“ — versetzte mein edler Beschützer, und fuhr nach kurzem Nachdenken fort: — „Du bist ein alter Mann, Gabriel, und es wird Dir schwer fallen, Dein Haus und Deine Heimath zu verlassen; noch schmerzlicher würde es Dir sein, Deine Enkelin nicht mehr zu sehen. — Höre mich an, Gabriel! — Du kannst Deine alten Tage in Ruhe verleben, sicher vor Gefahren, (wie die überstandenen) sein, Deine kleine Riska erziehen und sie aufblühen sehen zur hoffnungsvollen Jungfrau, wenn Du Dich entschließen kannst, Christ zu werden.“ —

Ich erschrak bei diesen Worten. Der Glaube meiner Väter war mir heilig und mich verwundete schon die Zumuthung, ihn zu verlassen.

„Edler Herr!“ — entgegnete ich mit gesenktem Haupte, — „Ihr sagt selbst, ich sei ein alter Mann, und wie wäre

es möglich, für die wenigen Jahre, die ich noch zu leben haben werde, meine Ueberzeugung zu wechseln, die mich bisher geleitet und mir in guten, wie in schlechten Tagen ein starkes und zufriedenes Herz erhalten hat?“ —

„Gabriel, ich kenne Dich,“ — erwiderte mein Wohlthäter, — „Du stehst in Deinem Wissen, wie in Deinem Empfinden weit über Deinen Glaubensbrüdern.

Was nennst Du Ueberzeugung? Doch nicht die äußerlichen Formen und das Festhalten an herkömmlichen, wenn auch durch ihr Alter ehrwürdigen Gebräuchen?

Nein, alter Freund! Ueberzeugung, auch die religiöse, ist das klare Erkennen des Rechtes und der innere Drang, nach diesem zu handeln, — und diese Ueberzeugung soll der Christ und der Jude in sich tragen. —

Wenn Du meinen Rath befolgst, so wechselst Du nur den Namen, die wörtliche Bezeichnung, schließest Dich, Deiner inneren Ueberzeugung treu bleibend und ohne Dein Gewissen zu beschweren, der christlichen Gemeinde an, trittst in den Genuß der Rechte und Vortheile, welche das Christenthum als herrschende Religion ihren Bekennern zuwendet und verlebst Deine alten Tage in Frieden und Ruhe mit Deiner Enkelin. — Entscheide Dich schnell, denn der Aufruhr der tobenden Menge hat sich noch nicht gelegt und man kann nicht wissen, wie weit der traurige Wahn die Aufgeregten noch treibt.“ —

Ich stund, Betrübniß und Kummer im Herzen, vor dem Manne, der sich bemühte, mich zu dem Schritte zu bestimmen, der nach seiner Ansicht nothwendig war, mich vor augenblicklicher Gefahr zu beschützen und meine Zukunft zu sichern. — Ich mußte seine gute Meinung erkennen, die gewiß einem schon öfters gegen mich bewiesenen Wohlwollen entsprang; allein ich fühlte auch, daß eine, durch ein langes Leben getragene und mit uns eng verwachsene Anschauung doch etwas Anderes sei, als die bloße Gewohnheit leicht zu entbehrender Aeußerlichkeiten,

und war nicht im Stande, eine Antwort auf seine wiederholten Fragen zu geben.

Als er schließlich in mich drang, nicht durch allzulanges Bedenken neue Gefahren heraufzubeschwören, bat ich ihn, mich in meinen Kerker zurückführen zu lassen und mir, wenn auch nur kurze Zeit zu gönnen, einen Entschluß zu fassen. — Er hieß mich in ein kleines Gemach treten, ermahnte mich noch einmal, mit meinem Entschlusse nicht zu säumen und verließ mich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und jetzt sein Möglichstes zu thun, dem Aufruhr Schranken zu setzen.

Nun war ich allein mit Gedanken und Empfindungen, die sich wie ein Schlachthaufen im blutigen Gefechte, kämpfend untereinander mischten. — Ich dachte an Dich, mein Kind, mein Alles, und die Sehnsucht nach Dir, der Wunsch, das Bedürfniß, Dich in meine Arme zu schließen, wuchs von Minute zu Minute und verdrängte am Ende jeden andern Gedanken."

„Lieber, guter Großvater!" — flüsterte weinend Hora, die Hand des Greises küssend, — „was mußt Du gelitten haben!" —

„Ich wußte, daß Du lebst, mein Kind, denn ich durfte der Versicherung meines Freundes Glauben schenken, aber der Preis, den er verlangte, Dich wieder zu gewinnen, schien mir zu groß. — Doch höre weiter," — sagte Gabriel. — „Plötzlich vernahm ich von der Straße her einen Tumult, und der Ruf: „In diesem Hause steckt ein Jude verborgen!" drang zu meinen Ohren.

Es war also auch die Sicherheit meines edlen Wohlthäters gefährdet, und zwar durch mich. — Da öffnete sich die Thür, — Herr Toppler erschien und rief! „Gabriel, Dein Aufenthalt hier ist verrathen, ich kann Dich nicht länger verbergen!" — „Herr!" rief ich mit angsterfülltem Herzen, — „mache mit mir, was Du willst und rette mein Kind!"

„So komm, Gabriel!“ — sagte er, mich gütig an der Hand fassend und aus dem Gemache führend.

Auf seinen Ruf trat aus der anderen Thür Bruder Augustin, der Franziskaner, und zwischen Beiden verließ ich das Haus, vor welchem ein Haufen wüthender Männer versammelt stund, die nach mir, dem verborgenen Juden, riefen.

„Kennt Ihr diesen Mann?“ rief mit starker Stimme Herr Toppler der schreienden Menge zu.

„Das ist Gabriel, der Jude,“ — erscholl es wie aus einem Munde.

„In Kurzem wird es Gabriel der Christ und Euer Bruder sein,“ — sagte der sanfte Augustin und führte mich durch die nun schweigende Schaar unangefochten seinem Kloster zu.

Was nun weiter folgte, ist mit wenigen Worten gesagt. — Ich wurde Christ. — Und als ich Dich wieder in meine Arme schloß, warst auch Du getauft und hießest Hora! — Simson brachte Dich in das Kloster, als die Nonnen gerade zum Gebet gingen, und darum gaben sie Dir diesen Namen; — mir wurde der Name Gabriel gelassen. — Die alte Sarah hatte der Schrecken getödtet. — So, mein Kind, wurden wir Christen.“ —

Hora hatte die Erzählung ihres Großvaters, ohne sie zu unterbrechen, aufmerksam angehört. — Tief ergriffen war sie von der Beschreibung des nächtlichen Ueberfalls, — mit gefalteten Händen und unter häufig ausbrechenden Thränen folgte sie der Mittheilung ihres greisen Erziehers, und als er mit den Worten schloß: „So, mein Kind, wurden wir Christen,“ richtete sie die Augen mit frommem Blicke nach Oben und ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebete.

Eine Pause folgte dieser Erzählung, in welcher Gabriel müde sein Haupt in die Linke stützte, während seine Rechte wie segnend auf dem Scheitel seines Kindes lag.

Endlich kehrte Hora mit ihren Gedanken in die Gegenwart

zurück und richtete an Gabriel die Frage: „Wie kam es denn, Großvater, daß Herr Toppler Dich allein unter allen den Juden mit seinem Schutze bedachte?“

„Das, meine Tochter, hatte seinen Grund in dem schönen Gefühle der Dankbarkeit, welches sonst hochgestellten Menschen selten eigen ist. — Weil Du es denn fragst, sollst Du auch dieses erfahren,“ — sprach Gabriel, das Haupt erhebend. — „Ich rettete ihm einmal das Leben.“

Ich muß auch bei dieser Erzählung wieder auf eines der gräßlichen Schauspiele zurückgehen, deren ich eben Erwähnung that. —

Es war im Jahre 1351, nur wenige Jahre nach der großen Pest, als die Juden durch ein Benehmen, dessen Grund mir bis heute noch nicht klar geworden ist, einen Sturm heraufbeschworen, der vielen Hunderten von ihnen das Leben kostete.

Schon einige Zeit vorher konnte man wahrnehmen, daß die Männer meines Glaubens mit einem Geheimnisse umgingen. — Sie hatten nächtliche Zusammenkünfte und thaten sehr heimlich und vorsichtig. Sie versahen sich mit Waffen, und die Weiber verbargen und vergruben alles Geld uud werthvolle Geräthe.

Dies alles bemerkten wir jungen Leute wohl, — ich war damals zwanzig und einige Jahre alt, — aber man weihte uns nicht in das Geheimniß ein, sondern nahm uns blos das Gelöbniß ab, uns und die gemeinschaftliche Sache bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und zu helfen, wenn die Zeit dazu kommen würde.

Und die Zeit kam.

Der Charfreitag war es, ein heiterer, frühlingswarmer Tag, den sich meine unglücklichen Glaubensgenossen zur Ausführung ihres verheimlichten Vorhabens ausgesucht hatten. — Der Himmel war wolkenlos und die Natur hatte sich schon mit

ihrem Frühlingskleide geschmückt, wodurch die Stadtbewohner hinausgelockt wurden ins Freie. — In Schaaren zogen die Bürger in das sonnige Thal nach Dettwang zur Kirche und die Straßen der Stadt waren still und verlassen. — Da brachen die verblendeten Juden bewaffnet aus ihren Wohnungen und besetzten rasch den Thurm am Galgenthore und die daranstoßenden Mauern.

Fürchteten sie die drohenden Anzeichen eines wiederkehrenden Sturmes gegen sie und wollten einen festen Vertheidigungspunkt behaupten, oder handelten sie wirklich, wie ihnen nachher vorgeworfen wurde, im Einverständniß mit Bischof Albrecht von Würzburg, dem Feinde der Stadt, — ich kann es nicht sagen, — genug, die Erhebung wurde für uns von den gräßlichsten Folgen.

Es wurde Lärm gemacht und die Bürger kehrten eilig in die Stadt zurück. Der Thurm wurde erstürmt, Hunderte von Juden wurden getödtet und dann ihre Häuser niedergebrannt.

Ich war mit bei dem Kampfe. — Im Anfang, als die Erhebung der Juden bekannt wurde, sammelte sich neugieriges Volk in der Nähe des Thurmes, welches sich aber verlief, als die Stürmenden ankamen und der Kampf entbrannte. Nur ein etwa neun Jahre alter Knabe blieb und mischte sich keck unter die Stürmenden.

Ich mit noch einigen Jünglingen meines Glaubens stiegen von der Mauer herab, um den Aufgang zum Thurme zu vertheidigen, und als ich unten ankam, sah ich, wie ein mit einem langen Messer bewaffneter Jude den Knaben an sich riß und mit seiner erhobenen Waffe den Kleinen durchbohren wollte. — Mit einem kräftigen Faustschlag auf den Arm des Wüthenden entwaffnete ich ihn, entriß ihm den Knaben und eilte mit diesem aus dem Gedränge, um ihn in Sicherheit zu bringen. — Zu dem Kampfe kam ich nicht mehr; denn als ich das Kind seinen

Eltern übergeben hatte, war der Thurm genommen. — Ich hatte Heinrich Toppler gerettet, unsern jetzigen mächtigen Bürgermeister und Kriegshelden.

Diese That schützte unser Haus und die Meinigen vor dem Verderben.

Seitdem hat die starke Hand und das edle Herz dieses Mannes mich mit Wohlwollen und Schutz ausgezeichnet."

„Schon oft," — sagte Hora gerührt, — „habe ich die trefflichen Eigenschaften dieses Mannes rühmen hören und ihn deshalb bewundert, ohne gewußt zu haben, was unsere Familie ihm zu danken hat. — Nun aber werde ich täglich für ihn beten und ihn dem Schutze der heiligen Jungfrau empfehlen." —

Gabriel, welcher fürchtete, das Gespräche möchte wieder in sein voriges Geleise zurückkehren, sagte aufstehend: „Komm Hora, wir wollen schlafen gehen, ich bin müde. — Ich habe Dir Viel mitgetheilt, und was Du dabei zu erinnern haben magst, verspare es auf eine andere Stunde. Und nun schlaf wohl! Er küßte die reine, weiße Stirne des schönen Kindes, und Hora geleitete den geliebten Greis in seine Kammer, worauf auch sie ihr Lager suchte.

4.

Der Marktplatz bot fast das Aussehen eines Feldlagers, und Waffengewühl, Pferdegestampf, laute Zurufe und mitunter helles Lachen verursachten einen ungewohnten Lärm auf dem sonst stillen Platze.

Der von der Fehde heimgekehrte Haufen war angekommen und auf dem Marktplatze aufgezogen.

Als diese Neuigkeit in der Stadt bekannt wurde, eilte eine Menge Bürger aus allen Gassen dem Markte zu, theils Genaueres über den Zug zu erfahren oder die Beutewägen zu

sehen, theils um sich zu überzeugen, ob Der oder Jener glücklich aus dem Kampfe zurückgekommen sei. — Da gab es denn ein Grüßen und Fragen, ein Drängen und Treiben, und die in ihrer leichten Arbeitskleidung herbeigeeilten Handwerker, vermischt mit den bepanzerten oder doch sonst bewaffneten Streitern und Kriegsknechten, gaben dem Bilde ein buntes, lebendiges Ansehen. — Selbst einige Juden in ihren langen Röcken hatten sich, obgleich es Samstag war, durch die Neugierde herbeilocken lassen und setzten sich den Neckereien der muthwilligen Kriegsknechte aus. Einer derselben ging auf den ihm zunächst stehenden, langbärtigen Hebräer zu und fragte ihn, indem er ihm ein kleines, werthvolles Beutestück zeigte, was er dafür gäbe.

„Mein doch, Herr! Ihr wüßt ja, daß ich am Schabbes nicht handeln und kein Geld anrühren darf," — antwortete der Jude, während er den angebotenen Gegenstand mit gierigen Augen betrachtete und prüfte. — „Kommt morgen zu mir, wir werden Handels eins werden."

„Ungläubiger Schlingel!" — entgegnete der Andere, — „weißt Du nicht, daß es morgen Sonntag ist und ein guter Christ an Feiertagen sich mit keinem Juden abgiebt?"

„Nun, so kommt übermorgen" — sagte rasch der Jude, dem das Stück in die Augen sprang, — „oder ich komm zu Euch." —

„So laß es bleiben, Jud. Heute wird verkauft, wer weiß, wer übermorgen lebt'" — versetzte kurz der Reisige und wandte sich zum Gehen. Der Jude aber hielt ihn am Arm und sagte begütigend! „Nun, Herr, laßt doch mit Euch reden. Wenn Ihr nicht warten könnt bis übermorgen, so kommt mit in mein Haus. Dort hab ich auf den Tisch gelegt zwanzig vollwichtige Silbergulden schon gestern. Schenkt meiner Frau das Kettchen und nehmt dafür zwei Gulden, dann habt Ihr nichts eingebüßt." — Die Umstehenden lachten über die Vorsorglichkeit des gewinnsüchtigen Juden, der auch für mögliche

Handelsfälle am Schabbes klugerweise Bedacht genommen hatte. — Als er sah, daß er nur gefoppt worden war ging er brummend davon. — Nach und nach verlor sich auch die Menge, und der lustig plätschernde Herderichbronnen war wieder der einzige Geschwätzige auf dem Marktplatze.

Noch Jemand hatte, wenn auch verborgen, das Schauspiel mit angesehen, und das war der junge Wehr, den wir schon vom Wallfische aus kennen.

Im Hause des Senator's Gernot Schellenberg, eines vieljährigen Freundes des alten Wehr, hatte der Sohn gastliche Aufnahme gefunden. — Er stund an einem der hohen Fenster, die auf den Marktplatz gingen, als Schellenberg in das Gemach trat und dem Schauenden zurief: „Nehmt Euch in Acht, Eberhard, daß Ihr nicht gesehen werdet. — Ich habe Euch, den unerwartet Erschienenen, gern für einige Tage aufgenommen und Schutz versprochen; wenn Ihr aber so unvorsichtig seid, so kann Euch mein guter Wille nichts nutzen. Bedenkt, daß Ihr auch mich in Gefahr bringt.“

„Fürchtet Nichts, Herr Gernot,“ antwortete der Angeredete, — „mich wird Niemand erkennen. Zweijährige Abwesenheit und der veränderte Bart haben mich auch den schärfsten Augen unkenntlich gemacht; das hat sich bei meiner fast zweistündigen Anwesenheit in der Schenke zum Wallfisch mitten unter einer Menge sonst bekannter Personen gezeigt. Niemand dachte meiner.“ —

„Trau't nicht zu viel!“ — entgegnete Schellenberg kopfschüttelnd, — „und bedenkt, daß ein längerer Aufenthalt hier Euch Gefahr bringen kann und muß. — Euer Vater und Eure ganze Famlie hat der Stadt Urfehde geschworen, und der Bruch derselben würde den Tod nach sich ziehen. — Wie gerne ich

unter anderen Umständen Euch meinen willkommenen Gast nennen würde, davon werdet Ihr überzeugt sein; könnt Euch aber auch denken, daß man an einem Besuche, den man verbergen muß und dem man nicht öffentlich Ehre anthun darf, wie man möchte, keinen besonderen Gefallen hat. — Vergebt, daß ich so offen mit Euch rede. — Euer Vater ist mein Freund und auch Euch, seinem Sohne, will ich wohl; aber Herr Toppler, mit dem ich wegen eben dieser Freundschaft gerade nicht auf dem besten Fuße stehe, würde mir meine Gastfreundschaft Euch gegenüber übel vermerken." —

„Herr Gernot, ich habe Euch gestanden, was mich hierher getrieben hat, — gönnt mir nur noch einige Tage, bis ich meinen Zweck erreicht habe," — stotterte niederblickend Eberhard.

„Gerade Euer Vorhaben macht es mir zur Pflicht, auf Eure sofortige Abreise zu dringen," — sagte ernst der Senator. — „Euer Beginnen ist geradezu ein tolles, wie ich Euch schon gesagt habe. — Wie könnt Ihr hoffen, die Tochter eines Mannes zu gewinnen, der Euer Todfeind ist? — Und wenn Toppler, der nun da ist und schärfere Augen hat als andere Leute, Euch entdecken sollte, so seid Ihr verloren." —

„Lieber Herr!" — entgegnete Eberhard, dessen Gesicht eine tiefe Leidenschaft verrathende Gluth überzog, — „die Erinnerung an das Mädchen verfolgt mich nun unabläßig während der zweijährigen Verbannung. Tag und Nacht sehe ich sie, und ihr Bild erfüllt meine Seele. — Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte hieher, mußte sie wiedersehen. Ohne Brigitte kann ich nicht leben! — Wohl weiß ich, daß ich nicht vor Herrn Toppler hintreten und um die Hand seines liebsten Kindes bitten darf, aber wenn ich mir die Zuneigung Brigittens, die sich meiner als denjenigen, der ihr so viele Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben hat, wohl noch erinnern wird, erwerben kann, dann wird auch dieser Schritt nicht erfolglos sein." —

„Thörichter, verblendeter junger Mann!" — versetzte Schellenberg betrübt. — „Brigitte war ja noch ein Kind, als Ihr von hier wegzoget, und wird Eure kleinen Dienste ganz anders aufgenommen, als sie gemeint waren, und dieselben sammt Euch nun gänzlich vergessen haben." —

„Ja, Herr! sie war fast noch ein Kind," — fuhr Eberhard mit auflodernder Leidenschaft fort, — „und ist jetzt eine herrliche, unvergleichliche Jungfrau! Mit einem einzigen Blick habe ich sie gestern gesehen, als sie mit ihrer Mutter zur Kapelle zum heiligen Blut ging. — Wenn etwas mich in meinem Entschlusse bestärken kann, so ist es das Wiedererblicken dieses Engels." —

„Was wollt Ihr aber beginnen, wahnsinniger Jüngling?" — entgegnete beinahe erschrocken der alte Schellenberg. — „Wollt Ihr in die Höhle des Löwen gehen? — Wenn Ihr glaubt, Euer Ziel verfolgen zu müssen, so bestimmt Euren Vater, Schritte zur Aufhebung seiner Verbannung zu thun und ich bin fest überzeugt, daß Toppler, dem Großherzigkeit nicht abgesprochen werden darf, selbst zu Euren Gunsten sprechen wird. — Habt Ihr dies erreicht, was kann dann Eurer Bewerbung im Wege stehen? Und es wäre nicht das erste Mal, daß der Groll der Eltern durch die Liebe der Kinder ausgeglichen wurde." —

„Verzeiht, Herr Gernot, wenn ich Euch gestehe, daß ich schon Schritte gethan habe, die mich meinem Ziele näher bringen sollen. — Gönnt mir nur noch so lange zu bleiben, bis ich von deren Erfolg Kenntniß habe," — bat Eberhard.

„Ihr habt schon Schritte gethan?" — rief Schellenberg erbleichend und von dem Jüngling zurücktretend. — „Wohl bemerkte ich, daß Ihr, meinen Ermahnungen zuwider, diesen Vormittag aus dem Hause gingt; aber das laßt Euch gesagt sein, daß mein Haus kein Aufenthalt für einen Wahnsinnigen ist!" —

Mit diesen Worten verließ der Erzürnte das Gemach.

Auch Eberhard verließ das Zimmer und verbarg sich im Hause, daß selbst dessen Besitzer ihn nicht aufzufinden vermocht hätte.

Heinrich Toppler befand sich wohl und behaglich im Kreise der Seinen. — Die sorgliche Hausfrau hielt ihm, während er sich seiner Rüstung entledigte, einen bequemen, warmen Tuchrock in Bereitschaft, und Brigitte kredenzte dem Vater, sobald er in dem gewohnten Lehnsessel Platz genommen hatte, warmen, mit Gewürzen versetzten Wein in silberner Schale. —

Die beiden Söhne, Jakob und Heinrich, welche ebenfalls einer Stärkung bedurften, labten sich an einer Kanne Rosenthaler.

Heinrich Toppler war eine stattliche Figur. — Nicht über Mittelgröße, aber von starkem, kräftigem Körperbau — und die Raschheit seiner Bewegungen, die Behendigkeit seines Ganges und die Stimme voll Klang und Kraft straften seine mehr als sechzig Jahre Lügen. — Sein Haupthaar war von dichtem Wuchse und kurz geschoren und die Stirne weit hinauf unbehaart, ohne jedoch kahl zu sein. — Der dichte, dunkle Knebelbart war zwar mit weißen Haaren untermischt, rahmte aber mit dem gleichfarbigen Haupthaar ein gesund aussehendes, etwas wettergebräuntes Gesicht ein, aus dem ein Paar tiefbraune, glänzende Augen leuchteten, welche bald mild, wie die Frülingssonne, strahlten, bald drohend flammten, wie des Himmels Blitze. —

Im gegenwärtigen Augenblicke schweifte sein Blick wohlgefällig an den untadeligen Gestalten seiner blühenden Kinder vorüber und blieb mit liebevollem Ausdruck auf dem glücklichen Angesicht seiner Gattin ruhen, die mittlerweile neben im Platz genommen hatte.

Die treue Gefährtin erstattete Bericht über die nennenswerthen Vorkommnisse der verflossenen Wochen und war klug genug, ihrem Gemahl nur solche Mittheilungen zu machen, die werth waren, von ihm gehört zu werden. — Während Margaretha und Martha in der Küche für das Abendbrod besorgt waren und sowohl des Vaters, wie der Brüder Lieblingsgerichte mit besonderer Sorgfalt zuzubereiten suchten, neckte sich die heitere Brigitte weidlich mit den Letzteren. — Das gemeinschaftliche Mahl wurde noch zur Tageszeit eingenommen, und nach diesem begab sich Herr Toppler in seine Schreib- oder Arbeitsstube.

Er erwartete, daß einer seiner Freunde, die in allen seinen Unternehmungen auf seiner Seite stunden und seine, oft nicht Jedem sogleich ins Auge springenden Pläne begriffen und auf das kräftigste unterstützten, noch zu ihm käme. — Unter diese zählte er hauptsächlich seine beiden Amtsgenossen, die Bürgermeister Peter Fürbringer und Hans Bermeter. — Ersteren erwartete er um so mehr, als Frau Margarethe ihm mitgetheilt hatte, daß ein fremder Bote einen Pergamentbrief gebracht habe, welchen sie Herrn Fürbringer zur Aufbewahrung übergeben.

Mittlerweile rief er Blasius zu sich und frug diesen nach etwa erkundeten Neuigkeiten. — Der treue Diener theilte seinem Herrn mit, was er durch den Thorwärter Thomas, dann in dem Wallfisch und sonst noch in Erfahrung gebracht hatte und brachte dann einen Brief zum Vorschein, der die Ueberschrift „An Jungfrau Brigitte Toppler" trug.

„Was ist Das?" frug der erstaunte Bürgermeister, als er die Aufschrift gelesen hatte. — „Wie kommst Du zu einem Brief, der für meine Tochter gehört?" —

„Ich nahm ihn der Lisbeth ab, Herr!" — sprach Blasius, — „wollt mich anhören, es hat ein ein eigenes Bewandtniß mit diesem Briefe. — Lisbeth theilte mir vorhin mit, daß,

als sie diesen Vormittag von Frau Margaretha nach dem Kaiserstuhl geschickt wurde, um das Gemach, welches Eurer Edeln gewöhnlicher Aufenthalt an den Sonntagnachmittagen ist, in Ordnung zu bringen, auf dem Heimwege ein junger, schwarzgekleideter Mann ihr in den Weg getreten sei, der bis dahin sich hinter der Blasiuskapelle versteckt gehalten hatte. — Er mußte sie kennen, denn er sagte sogleich: „Du bist die Magd im Toppler'schen Hause und kannst mir einen guten Dienst erweisen, — sorge, daß dieser Brief ungesehen in die Hände der Jungfer Brigitte kommt, hier hast Du einen Goldgulden und verschaffst Du mir eine Antwort, so sollen drei weitere Dein Lohn sein." — Liesbeth trug Bedenken, ob sie das Schreiben annehmen solle, weil der junge Mann verlangte, das die Uebergabe heimlich geschehen solle; allein der Fremde betheuerte ihr, daß in dem Briefe nichts enthalten sei, als eine Nachricht, die für Jungfrau Brigitte sehr wichtig wäre und auf die sie schon lange warte; — auch die Antwort würde nichts anderes enthalten, als die Bestätigung des Empfangs. — Liesbeth versprach, den Brief zu bestellen und wo möglich noch heute Abend nach dem Thorsperrläuten am Herdrichbronnen mündliche oder schriftliche Antwort zu bringen. — Weil sie später aber doch in Zweifel gerieth, ob sie recht thue, hat sie mir den Vorfall mitgetheilt und war sehr froh, als ich mich erbot, den Brief zu bestellen." —

Herr Toppler hatte während dieser Mittheilung den Brief geöffnet und durchlesen. — Seine Stirne verfinsterte sich, aus seinen Augen schossen drohende Blitze und Blasius erkannte, daß er seinem Herrn, wenn auch keinen willkommenen, doch aber wichtigen Dienst geleistet habe.

„Von wem rührt dieser Brief her?" frug der Bürgermeister mit einer vor Zorn bebenden Stimme. — „Er trägt keine Unterschrift und ist nur mit den Buchstaben E. W. unterzeichnet." —

„Lisbeth kann sich nicht erinnern, den jungen Mann jemals gesehen zu haben," — sagte Blasius nachdenklich; „aber die von Euer Edeln genannten zwei Buchstaben bringen mich auf eine Vermuthung, die gegründet sein könnte." —

„Laß mich nicht lange im Ungewissen, alter Narr!" — rief Herr Toppler grollend, — „wen vermuthest Du als den Schreiber dieses unseligen Briefes?" —

„Herr! ich ging am Mittwoch mit Simson nach unserer Ankunft noch in die Schenke zum Wallfisch, wohin an diesen Abenden eine große Anzahl Bürger zum Weine gehen. Bei unserem Eintritte in die Stube verließ ein junger, schwarzgekleideter Herr dieselbe, und ich erkannte ihn sogleich als den Sohn des verbannten Hans Wehr." —

„Bei Gott!" — fuhr Toppler auf, — „der ist es! E. W. — Eberhard Wehr. — Und der Bube wagt es, in die Stadt zu kommen und dazu in so frecher Absicht! — Du mußt es wissen, Blasius, denn Dir und Simson übergebe ich das Geschäft der Züchtigung. — Der Brief enthält die Ausdrücke und Betheuerungen eines wahnsinnig Verliebten, und an meine Tochter Brigitte das Verlangen nach einer Unterredung unter vier Augen. — Seht zu, Euch des Niederträchtigen zu bemächtigen und werft ihn in meine Gefängnisse. Doch handelt vorsichtig, denn es ist der Ruf meines Kindes und die Ehre meines Hauses im Spiel."

Blasius, der mit seinem scharfen Verstand von seinem Herrn gelernt hatte, rasche Entschlüsse zu fassen und die geeigneten Mittel zur Ausführung derselben zu finden, antwortete nach kurzem Bedenken: „Edler Herr, wenn Ihr anordnen wollet, daß Jungfer Brigitte von Eurem morgigen Kirchgang zurückbleibt, so soll der Frevler noch vor Mittag in unseren Kellern liegen." —

„Was hast Du vor, Bursche?" — frug Toppler, den Diener scharf anblickend, — „Du wirst doch nicht meine Tochter

zum Werkzeug gebrauchen wollen, um den Buben zu fangen?" —

„Ja und Nein, gestrenger Herr!" — erwiederte Blasius, „doch soll Jungfer Brigitte den Frechen nicht zu Gesicht bekommen, ja nicht einmal ahnen, daß er in unseren Mauern ist. — Mein Plan ist" — —

„Ich will ihn nicht wissen," — fiel ihm sein Herr in die Rede; „aber verfahre so geheim als möglich, und wehe Dir, wenn eine Seele etwas von diesem Briefe erfährt. — Brigitte wird morgen unter der Kirche zu Hause sein. — Jetzt gehe." —

„Ihr kennt mich und Simson, Herr, und werdet mit uns zufrieden sein," — sagte Blasius mit Zuversicht und verließ das Gemach.

Sogleich rief er Liesbeth in eine, nach dem Hofe zu liegende Kammer, die den Dienstleuten zur gemeinschaftlichen Benützung diente, und theilte ihr mit, daß er den Brief bestellt habe. — Sodann trug er ihr auf, zur bestimmten Zeit zum Brunnen zu gehen und so lange zu warten, bis der Fremde käme. Dann solle sie ihm sagen, daß Jungfer Brigitte den Brief erhalten und gelesen und ihr aufgetragen habe, dem Schreiber mitzutheilen, daß sie zwar keine Gelegenheit zum Antworten gefunden, ihn aber gern sprechen wolle, weil sie in ihm einen alten Bekannten vermuthe. — „Du kannst ihm dann sagen," — fuhr er fort, — „das Jungfer Brigitte morgen während des Gottesdienstes allein zu Hause sein werde, und Du wollest an dem hintern Eingang am alten Graben auf ihn warten und ihn, sobald die Kirchenglocken schweigen, einlassen."

„Will denn Jungfer Brigitte das so haben?" — frug Liesbeth verwundert.

„Du hast nichts zu thun, als aufzumerken und Dem nachzukommen, was ich Dir sage," — sagte Blasius im kurzen, bestimmten Ton, der keinen Widerspruch zuließ und den er

auch seinem Gebieter abgelernt hatte. — „Du hast den Brief angenommen und mußt auch die Antwort überbringen. — Daß aber keine menschliche Seele etwas von der Sache erfährt, selbst Jungfer Brigitte nicht. — Hörst Du? Es könnte Dir anderen Lohn tragen, als Goldgulden. — So will es der gestrenge Herr Bürgermeister.“ —

Liesbeth fuhr vor Schrecken zusammen, als ihr durch die letzten Worte des Blasius klar wurde, daß dieser den Brief Herrn Toppler gegeben habe, — und fing an zu weinen. — Blasius beruhigte sie, wiederholte ihr nochmals genau den Befehl und ließ dann die arme Magd allein mit ihrer Angst und Reue.

Es war aber schon dunkel und das Gebet- oder Thorsperrläuten konnte nicht mehr ferne sein. — Sie ermannte sich also und war eben im Begriff, ihre Wassergefäße zu richten, als der Ruhe verkündende Schall der Abendglocke über die Stadt zog.

Sie ging langsamen Schrittes und verzagten Herzens diesmal dem Brunnen zu, der schon so oft mit dem lustigen Rauschen seiner sprudelnden Röhren ihre geschwätzige Unterhaltung mit anderen ihres Gleichen begleitet hatte. — Der Zufall war ihr günstig; — sie war allein, denn es gab heute in den Häusern des Neuen genug und man brauchte darum nicht zum Brunnen zu gehen.

Eben, als sie ihre Gefäße gefüllt hatte, bog um die mannshohe Brunneinfassung eine männliche Gestalt, die Liesbeth sogleich für die des Fremden erkannte. — Ein Glück war es für sie, daß es nun völlig dunkel geworden und der Fremde die Verlegenheit und Furcht, von der sie befangen war, nicht aus ihren Zügen lesen konnte; ebenso verbarg die Nothwendigkeit des Leiseredens das Zittern ihrer Stimme. —

Eberhard verrieth durch hörbares Athmen die innere Bewegung, welche die Gewährung seiner Bitte in ihm hervorrief

und würde wohl noch Manches über die Art der Aufnahme seines Briefes gefragt haben, hätte er nicht Jemand sich dem Brunnen nähern hören, — er sagte deshalb nur schnell: „Ich komme, Liesbeth, sei nur zur rechten Zeit am Ort!“ Dabei ließ er ohne weiters die versprochenen Goldstücke in den gefüllten Wasserkrug fallen und verschwand wieder hinter dem Brunnenkasten.

Als Heinrich Toppler seinen Diener Blasius weggeschickt hatte, überlas er noch einmal den empörenden Inhalt des Briefes, dann sagte er im Tone unterdrückten Grolles: „Unerhörte Frechheit! Diese Wehr thun doch Alles zu ihrem Untergang. — Nun ist ihre Rückkehr unmöglich gemacht. — Schade um sie. — Der alte ist ein gewandter, feiner Kopf, und der junge scheint auch ein unternehmender, waghalsiger Bursche zu sein; aber da hat er sich auf ein Gebiet gewagt, auf dem er sich zu Grunde richtet. — Sollte,“ — fuhr er nachdenklich fort, — „Brigitte früher sich in einer Weise gegen den Burschen benommen haben, die ihm von einem solch' verwegenen Schritt Erfolg versprechen könnte? — Doch nein! Brigitte war ja noch ein Kind, als die Wehr die Stadt verließen, und dann war ja bisher an der heiteren und kindlichen Art des Mädchens nicht die geringste Wahrnehmung zu machen, daß eine ernste Erinnerung ihre Seele beschäftige. — Ich werde prüfen und es erfahren.“ —

Sein Selbstgespräch wurde durch nahende Schritte unterbrochen und er hatte gerade noch Zeit, den verhängnißvollen Brief in seinem Schreibtische zu verbergen, als Peter Fürbringer, der Freund Topplers, eintrat.

„Willkommen Heinrich!“ — sagte der Eintretende, dem Freunde die Hand reichend, die dieser herzlich, aber schweigend

drückte. — „Nun, Du bist ja verstimmt? Hast Du in Deinem Hause nicht Alles angetroffen, wie Du erwartetest?“ —

„Ja, lieber Peter,“ — entgegnete Toppler, — „Mein Haus ist Gottlob wohl bestellt. Aus Mißverständniß hat mir Blasius etwas nicht recht gemacht und das hat mir einen kleinen Aerger verursacht; doch nun ist's vorüber. Was bringst Du mir Gutes?“ —

„Deine Margaretha wird Dir schon mitgetheilt haben, daß ein Sendschreiben aus weiter Ferne angelangt ist. Hier ist es,“ — sagte Fürbringer, indem er einen großen Pergamentbrief übergab, an welchem Toppler sogleich das Siegel des Königs Wenzel von Böhmen erkannte.

„Laß sehen, Freund,“ — sagte Toppler in ernstem Tone, was der tolle Exkaiser von uns begehrt.“ — Damit erbrach er den Brief und las aufmerksam dessen langen Inhalt. — Topplers Stirne glättete sich sichtlich während des Lesens. Zwar zeigte sein Gesicht nicht die lächelnde Freundlichkeit, die irgend eine heitere Nachricht auf unser Angesicht zaubert, sondern vielmehr den ruhigen Ausdruck der Zufriedenheit, die sich in unseren Zügen ausprägt, wenn die Erfüllung eines längst gefühlten Wunsches oder einer längst gehegten Hoffnung in Aussicht gestellt wird.

Langsam faltete er das Pergament wieder zusammen und sprach zu seinem Freunde in bedeutsamer Weise: „Dieses Schreiben, lieber Freund und Amtsgenosse, ist von solch' hoher Wichtigkeit, daß wir seinem Inhalte eine eigene gründliche Besprechung widmen müssen. Ich entbiete Dich deshalb und auch unsern lieben Vermeter auf morgen Nachmittag in mein Rosenthal; da wollen wir gemeinschaftlich berathen und überlegen; bis dahin gedulde Dich, mein Lieber. — Jetzt aber komm mit zu den Meinen und gönne uns für diesen Abend Deine willkommene Gesellschaft.“

So thaten sie denn und verlebten einige Stunden in un-

gesuchter Heiterkeit und in so allgemein befriedigender Stimmung, wie sie nur im Kreise guter, sich vertrauender Menschen heimisch werden kann.

Toppler wußte auch während der Unterhaltung, ohne daß es auffallen konnte, einen Vorwand aufzufinden, der Brigitte von dem morgigen Kirchengang ausschloß, und beobachtete überhaupt diese Tochter genau bei mehrfachen Erwähnungen der verbannten Wehr'schen Familie. — Doch konnte er kein besonderes Interesse für diese bei Brigitte bemerken, und das befriedigte ihn, sowie die Wahrnehmung, daß überhaupt Keines der Anwesenden eine Ahnung von dem Hiersein des jungen Wehr hatte.

Der Sonntag machte sich nicht nur durch die Stille auf Markt und Straßen, von denen heute das lärmende, geschäftliche Treiben entfernt blieb, bemerkbar, sondern auch durch die Ruhe in den Wohnungen der Menschen, welche der Heiligkeit des Tages in frommem Gebrauche geweiht war.

Als die Glocken der St. Jakobskirche riefen, war die ganze Toppler'sche Familie in feiertäglichem Schmucke bereit, den Gang zum Gotteshaus gemeinschaftlich zu thun, bis auf Brigitte, welche einige vom Vater ihr als unaufschiebbar anbefohlene Geschäfte zu besorgen hatte, die ihr wohl gefielen und in denen sie ein besonderes Vertrauen von Seite ihres lieben Vaters erblickte.

Diesen schmerzte es indessen, daß er die Arglose durch eine Unwahrheit vom gemeinschaftlichen Gebete ausschließen mußte und sie sich noch beglückt dadurch fühlte. — Er drückte ihr daher beim Weggehen mit väterlicher Wärme die Hand und küßte gerührt die reine, jungfräuliche Stirne des geliebten Kindes.

Zu ganz anderem Thun mahnten die Kirchenglocken vier andere Menschen.

Blasius und Simson, welchen Ersterer in das Geheimniß einweihen mußte, harrten in der Gesindestube des rechten Augenblicks. — Liesbeth wartete nur den Weggang ihrer Herrschaft ab, um das Hausthor zu schließen und auf den ihr angewiesenen Posten zu gehen. — Beiden, Simson und Liesbeth, war das strengste Stillschweigen geboten, und es bedurfte bei ihnen nur der Andeutung des nothwendigen Geheimhaltens einer Sache, um ihrer Verschwiegenheit sicher zu sein.

Simson hätte am liebsten gleich dem Unverschämten, der es wagte, Brigitte mit begehrlichen Blicken zu betrachten, seine starke Faust fühlen zu lassen; doch er mußte sich den Anordnungen seines Kameraden fügen, die dieser im Auftrage des Herrn getroffen hatte.

Eberhard Wehr hatte sich in dem stillen Graben, an welchen die Mauer des Topplerschen Hofraumes stieß, eingefunden und harrte an der kleinen Thür der letzten Schwingungen der Glocken. — Er hatte noch Herrn Toppler mit seinen Angehörigen über den Marktplatz der Kirche zugehen sehen und Brigitte unter ihnen vermißt, was ihn vollends von der Wahrheit der ihm gewordenen Botschaft überzeugt hatte. — Da hörte er von innen fragen: „Seid Ihr da?“ — und auf seine bejahende Antwort öffnete sich geräuschlos die Pforte. — Liesbeth empfing den Eintretenden mit dem Zeichen des Schweigens und ging, als sie wieder vorsichtig geschlossen hatte, voran. — Am Eingange in die Halle des Vorderhauses deutete sie auf die gewundene Treppe, und nachdem sie die Paar Worte: eine Stiege hoch, — bleibt nicht so lange,“ gesprochen hatte, verschwand sie durch eine Thüre.

Eberhard sah sich nach der Verschwindenden um und wollte eben den Fuß auf die erste Treppe setzen, als er sich plötzlich von zwei gewaltigen Armen umschlungen fühlte. — Wie eiserne Klammern schlossen sich diese um seinen Oberkörper, so daß ihm fast der Athem benommen und all seine körperliche Kraft ge-

lähmt war. In dem Augenblicke, als er den Mund zu einem Hülferufe öffnete, verschloß ihm denselben ein Knebel, der ihm dann gewaltsam in den Mund gedrängt wurde. So, ohne daß er zu seiner Befreiung aus dieser eisernen Umarmung auch nur das Mindeste thun konnte, wurde er niedergeworfen und an Händen und Füßen gebunden.

Dieser Ueberfall wurde mit so großer Vorsicht, Kraft und Schnelligkeit ausgeführt, daß die versteckt lauschende Liesbeth kaum etwas davon hörte, und als sie endlich neugierig den Kopf aus der Thür streckte, war der Gefangene schon wohlverwahrt in einer der Zellen des feuchten, tiefen Kellers untergebracht.

Brigitte, die in den Zimmern des oberen Stockwerkes ihr aufgetragenes Geschäft verrichtete, hatte keine Ahnung von der Gefangennehmung eines Menschen in ihrem Hause; denn dies hatte nicht mehr Geräusch verursacht, als das gewöhnliche und gewohnte Hin- und Hergehen der Leute des Hauses.

Die Andacht des Herrn Toppler war durch den Gedanken an das, was jetzt vielleicht in seinem Hause vorgehe, einigermaßen gestört und ihm deshalb das Amen des Priesters heute willkommen.

Als er aus der Kirchthüre trat, wartete seiner eine große Anzahl der angesehensten Bürger, unter ihnen auch viele der wackeren Zunftmeister, die wir im Wallfisch kennen gelernt haben. — Sie grüßten ihren verehrten Bürgermeister ehrfurchtsvollst, was er in freundlicher und herzlicher Weise erwiderte. Bei seinem Weiterschreiten folgte ihm die harrende Menge und begleitete ihn mit abgezogenen Baretten bis an sein Haus.

Dies glich, in Begleitung des volltönigen Glockengeläutes, einem feierlichen Triumphzuge.

Solche Huldigungen wurden Herrn Toppler öfters zu Theil, auch wenn er bei anderen öffentlichen Gelegenheiten sich zeigte.

Ehe Toppler sein Zimmer erreichte, benachrichtigte ihn Blasius blos mit den Worten: „Es ist geschehen!“ von der glücklichen Ausführung des Auftrages, den eigentlichen Hergang ließ er sich später erzählen.

Das den Schluß des Gottesdienstes verkündende Geläute drang auch in den düsteren Kerker, in welchem der gefesselte, aber nun entknebelte Eberhard seine tollkühne Verwegenheit büßte. —

Gräßliche Flüche, Drohungen und Verwünschungen erfüllten den engen Raum gegen den Mann, welcher im gleichen Augenblicke vor seinem Hause den ihn hochverehrenden Bürgern seinen Dank aussprach.

5.

Der Kaiserstuhl, der Ruhesitz Topplers, lag und liegt heute noch unverändert in dem westlich von der Stadt in einem Bogen von Süden nach Norden sich ziehenden Thalgrund am Fuße des mit Reben bepflanzten Berges. — Unfern von seiner Lage, schon bei der einige hundert Schritte entfernten Mühle, biegt das Tauberthal nordwärts ab, und stromauf windet es sich östlich um den schönen Bergkegel der Rothenburg.

Diesen Thalbogen hatte sich der sinnige Bürgermeister ausgesucht zu seinem Ruheplätzchen, und nannte es das Rosenthal. — Das Haus nimmt sich, von oben aus besehen, zwischen den steilen, hohen Bergwänden klein und unansehnlich aus; ist aber durch seine sonderbare Bauart und seine gutgewählte Lage eine Zierde des Thales.

Dieses, jetzt das „Schlößchen“ genannte, eigenthümliche Gebäude ist vom Boden aus ein etwa dreißig Fuß hoher, vier=

seitiger Thurm. Auf diesen hatte man schwere Balken gelegt, die eine Art vorstehendes Gesimse bilden, und auf letzterem wurde ein Wohnhaus von zwei Stockwerken errichtet. Die Fenster sind nach alter Art sehr niedrig und unsymmetrisch angelegt. Im Innern jedoch ist das Haus recht wohnlich, da der beschränkte Raum sorgfältig benützt wurde.

Dies sonderbare Gebäude steht überdies in einer umwallten Vertiefung, die von der nahen Tauber leicht unter Wasser gesetzt werden konnte. Eine Brücke führte bis an die enge Thüre, und noch sind die Rollen vorhanden, über welche einst die Ketten des Zugbrettes liefen. — Ein derartiges Gebäude nannte man früher ein festes Wasserhaus. — Die jetzt als Wiesengrund benützte Vertiefung war zur Zeit unserer Geschichte gartenartig mit Rosengebüschen angelegt und mit dichten, kühlen Lauben versehen. —

Von der Stadt aus zieht sich eine schmale, steile, nur für Fußgänger und Lastthiere angelegte Steig bis an den Taubersteg, der fast unmittelbar an die Umfriedigung des Kaiserstuhles führt.

In der geräumigsten Stube des Hauses trafen wir am Sonntag Nachmittag die drei Freunde, Heinrich Toppler, Peter Fürbringer und Hans Bermeter, auf bequemen Stühlen um einen mit Speisen und Getränken wohlbesetzten Tisch. — Es war ein sonniger Nachmittag und die kleinen Fensterflügel mit den runden Glasscheiben waren geöffnet, um die frische Luft und den warmen Sonnenschein einzulassen.

Peter Fürbringer, dem wir schon einmal begegnet sind, war ein großer hagerer Mann. Bart und Haare waren schneeweiß, was die gesunde Gesichtsfarbe und den rothen Schimmer auf Wange und Stirne noch erhöhte. Er liebte besonders einen guten Becher Wein, weshalb Herr Toppler neben dem Rebensaft von Frankens sonnigen Höhen auch feurigen Rheinwein und den edlen Burgunder auf den Tisch setzen ließ. —

Hans Bermeter, ein kleiner, freundlicher, beleibter Herr, verband mit einem heiteren Humor einen ziemlichen Grad von Phlegma und hatte lieber ein gutes Stück Braten zwischen den Zähnen, als den Becher an den Lippen, den er aber als nothwendige Zugabe auch nicht verschmähte. Deswegen hatte der Gastgeber zwischen die Weinflaschen auch reichlich mit Schinken und kaltem Wildbraten belegte Platten stellen lassen und so für die Bedürfnisse seiner lieben Gäste Sorge getragen.

Beide Männer waren ihm theuer wegen ihrer erprobten Freundschaft, wegen ihres biederen Charakters und wegen ihres hellen, klaren Verstandes, der sie befähigte, seine oft weitgehenden und voraussehenden Pläne zu würdigen und ihn in deren Ausführung, seinen anderen oft widerwilligen Rathsgenossen gegenüber, zu unterstützen. Nicht selten gaben die Ansichten dieser Männer den Gedanken Toppler's erst vollständige Klarheit und bestimmte Richtung. — Sie waren alle Drei fast von gleichem Alter, — schon als Jünglinge einander zugethan und verfolgten nun dasselbe Ziel: Vergrößerung des Reichthums und des Ansehens ihrer Vaterstadt. — Nur vom Felddienst hatte Herr Bermeter sich von jeher soviel wie möglich entfernt gehalten, während Fürbringer sich bei vielen Gelegenheiten als tapferer, muthiger Mann bewährt hatte. — An Combinationsgabe, Entschlossenheit und Thatkraft war Toppler seinen Freunden überlegen.

Er hielt den Brief des Königs Wenzel in der Hand und hatte bereits den Freunden den Inhalt desselben vorgelesen. Der Vortrag mußte eine ziemlich lange Zeit in Anspruch genommen haben; dies ließ wenigstens eine fast ganz geleerte Flasche auf Fürbringer's und ein halbleerer Teller auf Bermeter's Seite vermuthen.

„Ihr seht, liebe Freunde!" — hub Toppler an, „daß der wilde Wenzel sich wieder regt und den Verlust der deutschen Kaiserkrone noch nicht ganz vergessen hat. — Das Ver-

trauen zu meiner geringen Person und zu unserer Stadt, wovon dieser Brief Zeugniß giebt, ist Folge eines fortgesetzten Briefwechsels zwischen ihm und mir und ich will Euch gar nicht verhehlen, daß ich mit dem Mann, der unserer Stadt so viele Vortheile zuerkannt hat, trotz seiner vielen Fehler und unköniglichen Eigenschaften, immer in freundschaftlichem Verkehr geblieben bin, und dies aus dem Grunde, weil man doch nicht wissen kann, wie die Dinge sich wenden können."

„Wenn Du meinst, daß das hochfahrende Wesen Ruprechts, seine maßlose, die Fürsten und die Ritterschaft verletzende Strenge diesen weniger zusagt, als Wenzel's Rohheit, so magst Du Recht haben, daß ihn am Ende das gleiche Geschick ereilt," — sagte Fürbringer. —

„Und gegen die Stadt zeigt er sich nicht minder unfreundlich," — fügte Bermeter hinzu; — „denn alle Beschwerden, die wir bei des Kaisers Majestät gegen seinen kriegslustigen Schwager, den Burggrafen von Nürnberg, und gegen den immer feindseligen Bischof von Würzburg vorgebracht haben, sind erfolglos geblieben." —

„Da habt Ihr ganz meine Ansicht, liebe Freunde," — pflichtete Toppler bei. — „Wenn es seinem Willen und dem unserer, ihm befreundeten Neider nachginge, so hätte die Stadt das kaiserliche Landgericht, welches wir glücklich und durch nicht unerhebliche Opfer vom Kaiser Wenzel erlangt haben, wieder verloren. — Der stärkste Beweis von der Unzufriedenheit der Fürsten und Edlen mit Ruprecht ist der Marbacher Bund, den sie schlossen, um gegen seine Strenge und Willkür gewappnet zu sein." —

Bermeter hatte eben ein schönes Stückchen Schinken auf seinen Teller gelegt und meinte: — „der gefräßige Wenzel kommt mir vor, wie das gute Thier, von dem dieser saftige Bissen kommt. Dieses liegt eben faul in seinem Stall und will

gemästet sein und giebt dafür, was wir auch nicht verachten. — Sein Futterkasten wird eben wieder leer sein.“ —

„Wie Ihr vernommen habt, so verlangt er die Reichssteuer, und dazu hat blos der Kaiser das Recht,“ — sagte Toppler, in den Brief schauend. — „Ich zweifle nicht, daß er das gleiche Ansinnen an alle Städte gestellt hat und mit dem Plan umgeht, sich wieder des Reiches zu bemächtigen. — Er verspricht dafür der Stadt die Reichsfeste, und das wäre allerdings der Schlußstein zum Gebäude unserer Macht.“ —

„Das ist wahr!“ — versetzte Fürbringer. — „So lange die Landrichter in der Reichsfeste sitzen und sich als kaiserliche Vögte geberden, ist die Stadt immer mehr oder weniger von ihrer oder ihres Herrn Laune abhängig. — Nur schade, daß Wenzel erst wieder Kaiser werden muß, um unserer Stadt ein so werthvolles Geschenk machen zu können. — Du hast wohl schon darüber nachgedacht, Heinrich, was von dem Verlangen und Anerbieten Wenzels zu halten und was dabei zu thun ist?“ —

„Nichts ohne Euren Beirath und Eure Zustimmung, liebe Freunde!“ — erwiderte Toppler. — „Es würde sehr unüberlegt gehandelt sein, wollten wir ohne Weiteres dem Begehren Wenzels nachkommen und so den Landfrieden in einer Weise brechen, die eine schwere Ahndung zur Folge haben könnte. — Wie ich vorhin schon sagte, glaube ich, daß der Böhmenkönig gleiches Verlangen an viele andere Städte gerichtet hat, und es dürfte daher weise gehandelt sein, unter der Hand bei mehreren Städten deshalb anzufragen und auszukundschaften, wie diese gesonnen sind. Haltet ihr diesen Schritt für rathsam, so werde ich ihn in der Rathsversammlung in Vorschlag bringen und nach dessen Gutheißung mich nach Straßburg wenden. Vorher jedoch halte ich es unter allen Umständen für gerathen, dem Marbacher Bund beizutreten, um für alle Fälle mächtiger Bundesgenossen sicher zu sein.“ —

„Deine Klugheit, lieber Heinrich, ist wieder, wie gewöhnlich,

auf Alles bedacht," — schalt Bermeter ein, — „und Dein Vorschlag, dem Marbacher Bunde beizutreten, läßt mich vermuthen, daß Du die Erhebung Wenzels für gewiß oder doch für wahrscheinlich hältst." —

„Für gewiß nicht, Hans" — erwiderte Toppler, — „aber für wahrscheinlich. — Wenn er die unzufriedenen Fürsten und Ritter für sich zu gewinnen weiß und dann auch noch die Städte zu ihm stehen, so könnte es ja kommen, daß der uns von ihm gebotene Vortheil für unsere Stadt gewonnen wird, wenn seine Herrschaft auch nur von kurzer Dauer wäre." —

„Der Plan ist wohl erwogen, will aber mit großer Vorsicht ausgeführt sein," — sagte Fürbringer; — „doch an dieser hast Du es nie fehlen lassen. — Ich bin ganz einverstanden mit Deiner Ansicht und glaube auch, daß der Rath die Zweckmäßigkeit derselben einsehen wird." —

„Auch mir leuchtet Dein Plan vollkommen ein, Heinrich," — fügte Bermeter bei, — „aber ich rathe Dir, unseren Rathsgenossen nur die Oberfläche Deiner Gedanken zu zeigen und sie nicht zu tief in Deine Karten sehen zu lassen. — Du weißt, Du hast Neider unter ihnen, und was sie nicht gleich mit beiden Händen greifen können, das lassen sie lieber gleich ganz liegen. — Es kann Dir nicht entgangen sein, daß das gute Vernehmen, in welchem Du mit dem Burggrafen stehest, der uns doch schon so oft befehdet hat, von ihnen mit scheelen Augen betrachtet wird. Sie begreifen nicht, daß man Schmalz in die Pfanne thun muß, um fette Kuchen zu bekommen, — wissen nicht, daß Essig und Honig mit einander vermengt, einen köstlichen Labetrank gibt, und würden eine Wildbrätpastete wie ein Habermuß behandeln. — Diese Menschen verstehen nichts von Deiner Kochkunst, lieber Heinrich, und würden Dir wohl gerne einmal den Brei versalzen, wenn sie könnten. — Wer weiß, was sie beginnen würden, hätten sie nicht an Wehr ein warnendes Beispiel." —

Die Nennung des Namens Wehr trieb Herrn Toppler das Blut auf die Stirne und es bedurfte einige Zeit, bis er den inneren Sturm beschwichtigt hatte; dann entgegnete er mit ruhiger, fester Stimme: „Ich weiß es, Hans, was meine Gegner im Rathe von meiner Handlungsweise denken und was ich von ihrer Freundschaft zu erwarten habe. Ich weiß sogar, daß sie wackere, brave Bürger gegen mich einzunehmen suchen; aber das darf den Mann, der weiß, daß er seine Pflicht thut und nur für das Wohl der Stadt besorgt ist, nicht kümmern. — Eure Beider Rathschläge werde ich aber in der besprochenen Sache genau beachten. — Das Verlangen des Böhmenkönigs, die Reichssteuer an ihn zu entrichten, läßt vermuthen, daß nach einem wohl ausgedachten Plane gehandelt wird. Der vertraute Rath Wenzels, Borzywoy de Swinar, ist ein zu kluger Mann, als daß er ein allzugewagtes Spiel treiben sollte, — ich werde daher, ehe wir weitere Schritte thun, ja, ehe ich diese wichtige Angelegenheit in den Rath bringe, erst von Prag genaue Kunde über die Aussichten Wenzel's zu erhalten suchen und Euch das Ergebniß meiner Nachforschung mittheilen. Bis dahin wollen wir die Sache geheim halten." —

„So soll es sein," sagte Fürbringer beistimmend. — „Dieser Swinar ist ein schlauer Kopf, wir kennen ihn ja vom Jahre 1397 her, wo er sich hier als ein gewandter Unterhändler im Interesse seines Herrn bewies; — laßt uns also abwarten. — Den Beitritt zum Marbacher Bund jedoch rathe ich so schnell als möglich zu betreiben; denn ein starker Bundesgenosse ist zu allen Zeiten ein willkommener Freund." —

„Ueberlaßt mir diese Sache," — versetzte Toppler. „Wo noch Rothenburg die Hand zu einem Bündnisse geboten hat, wurde sie mit Freuden angenommen; auch kenne ich die hervorragenden Mitglieder des Bundes." — Nach diesen Worten erhob er sich und holte aus einem kleinen Wandschranke eine

schwarze, dickbauchige Flasche heraus, die er nebst drei silbernen, inwendig vergoldeten Bechern auf den Tisch setzte.

„Laßt uns auf das Glück und Gedeihen unserer lieben Vaterstadt diese Flasche leeren, liebe Freunde!" — sprach er, — „sie enthält ächten Cyperwein, welchen mir Die von Augsburg als freundliche Gabe sandten." — Damit öffnete er die wohlverwahrte Flasche und füllte die Becher mit dem köstlichen Trank, der wie flüssiger Rubin in dunkelfeurigen Bogen in die goldenen Gefäße fiel und dessen feiner, würziger Duft den Genuß ahnen ließ, welcher des lüsternen Gaumens wartete. — Die Freunde ließen die Becher erklingen und leerten sie nach einem guten Spruch auf das Wohl der Stadt.

„Es ist doch eine wirkliche Gottesgabe um ein gutes Glas Wein," — sagte Bermeter, mit der Zunge schnalzend. „Die Sonne muß in dem gesegneten Morgenlande die zehnfache Kraft haben, wie in unserem lieben deutschen Reiche, um ein solch süßes, duftendes Getränke brauen zu können. — Dein Rosenthaler ist übrigens auch nicht zu verachten, Freund Heinrich," — fügte er lächelnd hinzu. —

„Ja, Cypern ist eine glückliche Insel," — stimmte Toppler bei; — „Wein, Oel und Honig werden dort im Ueberfluß und von ganz besonderer Güte gewonnen. Die meerfahrenden Venetianer treiben hauptsächlich Handel mit dem ihnen befreundeten Cypernvolke, dessen Königin eine Tochter des Dogen Cornaro ist, und bringen diesen vortrefflichen Wein zu uns." —

„Wahrlich!" — ließ sich Fürbringer vernehmen, der, nebenbei gesagt, wegen seiner Gelehrsamkeit bekannt war, weil er von den alten Griechen und Römern zu sagen wußte, — „wahrlich! die reizende Venus hätte, nachdem sie dem Schaume des Meeres entstiegen war, nirgend passender ihren ersten irdischen Besuch machen können, als auf der gesegneten Insel Cypern. — Wo man das Haar mit wohlriechenden Oelen salbt

und die Sinne mit solch edlem Traubensafte labt und erheitert, — wo des Wohllautes schmeichelnde Wellen aus blühenden Olivenhainen an das entzückte Ohr schlagen, da war sie, die Sinnbethörende, Herzbezaubernde, gewiß ein willkommener Gast, und die Hände, welche ihr bewillkommnend am blumigen Gestade zuwinkten, waren auch schnell bereit, der überall Siegreichen den ersten Tempel zu bauen." —

„Ei, ei, Peter! — Wenn Frau Ursula Dich so reden hörte, was würde sie denken und sagen," — rief kopfschüttelnd und lächelnd Vermeter. — „Es ist zwar schon eine schöne Zeit her, daß Du das erste Mal mit ihr zur Kirche gingst; sie wird sich aber noch recht wohl erinnern können, daß Du damals nicht in so feurige Worte ausbrachst, wie jetzt über den Tempel der heidnischen Venus." —

„Laß Dich nicht kümmern, was Frau Ursula denken oder sagen würde," — entgegnete Fürbringer. — „Jeder spricht von Dem, was ihm besonders im Sinne liegt. Dachtest Du vorhin bei einem schönen Stück Schinken an König Wenzel, so stieg mir aus der Fluth dieses glühenden Weines die cyperische Göttin auf. — Laß mir meine alten Heiden, ich gönne Dir auch Deinen neuen, welcher aber wenig mit meinen alten gemein hat, ja sie vielleicht nicht einmal kennt." —

„O, doch!" — rief Toppler lachend dazwischen, während er die Becher frisch füllte. „Wenzel ist wenigstens ein großer Verehrer des Bachus und auch Deine gerühmte Anadyomene ist ihm nicht ganz fremd geblieben. So lange er hier auf dem Kaiserstuhle wohnte, mußte ich, — wollte man ihn bei guter Laune erhalten, — diesen kleinen Wandschrank immer mit dem Besten versorgen, was aufzutreiben war. — Ich versichere Euch, Freunde, es ist schade um den Mann, — er könnte ein Anderer sein, als der er ist. — Ich entdeckte an dem Jünglinge neben dem aufbrausenden Temperamente und dem äußerlich rohen Wesen einen offenen Verstand und untrügliche Kennzeichen

eines warmen, empfänglichen Gemüthes; aber leider wurden diese guten Eigenschaften nicht gepflegt. Wucherndes Unkraut erstickte gar bald den wenigen guten Samen, sein Sinn nahm zu an Unbändigkeit und Härte und sein Herz erstarrte bis zur Wildheit. — Wäre er mein Sohn gewesen, ich hätte die ihm innewohnende gewaltige Natur anderen Zwecken dienstbar gemacht. — Ein Nero könnte unter anderen Umständen auch ein Achilles sein, was ich den erstaunlichen Historien entnehmen darf, welche uns Freund Fürbringer von Beiden schon erzählt hat. — Doch da kommt Simson schon mit unseren Pferden," — fuhr er, durch das Fenster sehend, fort, — „und wenn wir, wie wir vor hatten, die Arbeiten am Klingenthor noch besichtigen wollen, so dürfen wir uns beeilen." —

„Ja, reiten wir," — stimmte Fürbringer bei, den Rest seines Bechers leerend. — „Dein Cyperwein ist ausgetrunken und ein anderer würde darauf nicht munden. Habe Dank, Heinrich, für Deine freundliche Bewirthung!" —

„Von unserem Toppler jederzeit mit etwas Außergewöhnlichem überrascht zu werden, seien es leibliche oder geistige Leckerbissen, sind wir ja gewohnt," — fügte Bermeter hinzu, — „und heute hat er uns mit Beidem bewirthet." —

„Männern Eures Schlages," — erwiderte Toppler verbindlich, — „darf man wohl vorsetzen, was Andere nicht zu schätzen und zu würdigen wissen. — Nun aber laßt uns aufbrechen, ehe der Abend kommt und unser Vorhaben vereitelt." —

Die drei Freunde verließen nun das Haus und bestiegen ihre Pferde, mit denen Simson auf der Straße ihrer harrte. — Sie ritten durch das wildromantische Thal bis nahe vor das Dörfchen Dettwang und ließen dann ihre Thiere langsamen Schrittes den steilen Weg bis zum Klingenthore hinaufklimmen. — Dort angekommen machte Herr Toppler den Vorschlag, Simson mit den Pferden nach Hause zu schicken und zu Fuß einen gemeinschaftlichen Gang bis zum Galgenthore zu

machen, um die Bauarbeiten zu besichtigen, die er seit einiger Zeit ins Werk gesetzt hatte. —

Kaum waren sie abgestiegen, so trat ein Mann mittleren Alters in dunkler Kleidung auf sie zu und begrüßte die drei angesehenen Rathsherrn in ehrerbietiger Weise mit abgezogenem Barette.

„Ei, sieh da, unser wackerer Baumeister Erich!“ — sagte Toppler, den Gruß des Nahenden erwidernd. — „Ihr kommt wie gerufen. Wir wollen die Arbeiten in Augenschein nehmen und da kann uns Eure Anwesenheit nur willkommen sein.“ —

„Ich dachte mir wohl,“ — antwortete der Angeredete, — „daß Euer Edeln nicht lange säumen würden, sich zu überzeugen, was in Eurer mehrwöchentlichen Abwesenheit geschehen ist, und deshalb hielt ich mich auch heute in der Nähe.“ —

„Ihr seid ein braver Meister, Erich!“ erwiderte Toppler, — „und ich danke Euch für Eure Fürsorge. — Ich bin aber nicht hieher gekommen, um zu sehen, ob meinen Erwartungen Genüge geschehen ist, denn daß dies der Fall ist, dafür bürgt mir Euer bekannter Eifer und Eure Thätigkeit; vielmehr bin ich hier, um mich zu erfreuen an dem, was unter Eurer umsichtigen Leitung gefördert wurde. Zeigt uns nun, wie weit Ihr vorgeschritten seid.“ —

„Ihr seid gütig, Herr!“ — versetzte dankend Meister Erich und schritt den Herren voran.

An der Stelle, wo gegenwärtig die „lange Steig“ beginnt, stund ein nahezu vollendeter, starker, viereckiger Thurm. Zu diesem führte Erich die Herren. — „Ihr seht, edler Herr!“ — erklärte der Baumeister, — „der Thurm ist seiner Vollendung nahe und ich habe die besten und härtesten Quader dazu verwendet. In gleicher Weise ist der andere Thurm an der Brücke der Würzburger Straße vorgeschritten und letztere ganz vollendet.“ —

Bei diesen Worten zeigte er nach Osten, wo in einer ziemlichen Entfernung ein ähnlicher Thurm in die Höhe ragte. Zwischen diesen beiden Thürmen bemerkte man weit vorgeschrittene Erdarbeiten. Ein tiefer, breiter Graben war ausgeworfen und in demselben der feste Grund zu einer fortlaufenden Mauer gelegt.

Toppler betrachtete Alles mit zufriedenen Blicken, und die vier Männer gingen prüfend dem Graben entlang dem fernen Thurme zu. Da der Weg ziemlich schmal war, so ließen Fürbringer und Meister Erich den beiden anderen Herren den Vortritt.

Herr Toppler sprach sich anerkennend über den Bau der Thürme aus und belobte besonders die kluge, zweckmäßige Einrichtung, die der Baumeister getroffen hatte, um die schweren Doppelhacken hinauf zu den Schießscharten zu bringen. Er überblickte auch den großen, zwischen ihnen und den Mauern der Stadt liegenden Raum, der aus Wiesen und Gärten bestand und berechnete, was sich auf demselben Alles ausführen ließe. — Hans Vermeter hörte ihm aufmerksam und beistimmend zu, richtete aber seine Augen mehr auf den Boden, weil er fürchtete, in eine der Untiefen des Weges zu gerathen; denn das Geschäft des Aufstehens verursachte ihm immer nicht unbeträchtliche Beschwerden. — Fürbringer war durch den Genuß des Weines in die heiterste Laune versetzt und ganz besonders mittheilsam geworden. Er sprach mit Erich über die berühmten Baumeister des Alterthums und die Völker, welche sich durch großartige und merkwürdige Bauwerke besonders hervorgehoben haben, die Babylonier, Assyrer, Phönicier und Egypter, und fand an seinem Begleiter ebenfalls einen aufmerksamen, theilnehmenden Zuhörer.

„Seht, lieber Meister,“ — sagte er zu diesem in launiger Weise, — „sehen die beiden vor uns wandelnden Männer nicht aus, wie ein Paar Philosophen der alten Zeit? — Herr

Toppler mißt im Geiste Eure starken und doch schlanken Thürme, wie Thales weiland die egyptischen Pyramiden, und zerlegt, gleich diesem, den Erdboden in Drei= und Vierecke. Herr Bermeter dagegen vergleicht gewiß gegenwärtig die Erde, wie die ganz alten Weltweisen gethan, mit einem großen flachen, mit allerlei Leckerbissen besetzten Teller, dessen Rand man jedoch nicht zu nahe kommen dürfe, um nicht in das unergründliche Meer zu fallen.“ —

Hans Bermeter, der die Spottreden seines Freundes gar wohl vernommen hatte, antwortete, jedoch ohne sich umzudrehen: — „Wenn Du von einer Gesellschaft Philosophen sprichst, lieber Peter, dann stellst Du unter uns wohl den bescheidenen Diogenes vor, von dem Du uns schon so heitere Stücklein erzählt hast. Es würde sich für Dich auch eine leere Tonne als Behausung eignen, weil Du das größte volle Weinfaß in kurzer Zeit und mit geringer Mühe recht wohnlich einzurichten verständest.“ —

Fürbringer stimmte in das Gelächter mit ein, welches die Antwort Bermeters auf seine Kosten hervorgerufen hatte. Toppler jedoch, welcher fürchtete, diese Neckereien zwischen den beiden Freunden möchten, wie dies schon öfter geschehen, um sich greifen und dadurch die Würde eines Rathsherrn in den Augen des untergebenen Baumeisters beeinträchtigt werden, sagte zu diesen: „Meister Erich, wir wollen Euch nicht länger von Eurem gewohnten Sonntagsgeschäfte abhalten. Ich weiß, Ihr seid immer um diese Zeit mit Euern besten Steinmetzen und Werkleuten im Gasthause zum Hirschen beisammen, und mir gefällt dieser von Euch eingeführte Gebrauch gar wohl; denn wenn der Meister die Erholungen seiner Untergebenen theilt, dann befolgen diese um so lieber seine Befehle und Anordnungen bei der Arbeit, und in einer tüchtigen Genossenschaft muß, wie in einer guten Ehe, Freud und Leid gemeinschaftlich getragen werden. — Bringt Euren wackeren Gesellen meinen

Gruß und sagt Ihnen, ich werde sie in nächster Zeit in mein Rosenthal bestellen, wo sie mir eine Diogeneswohnung herrichten sollen, in welcher eine ganze Philosophenfamilie Platz findet.“ —

Der Baumeister entfernte sich erfreut und dankend und verfügte sich sogleich in das wohlbekannte Gasthaus zum Hirschen, wo er seine Leute zu treffen wußte.

Er theilte ihnen den Gruß und die Einladung Herrn Topplers mit und erzählte ihnen auch das Zwiegespräch der beiden anderen Rathsherren. — Die wackeren Arbeiter, welche sich auf diese Weise geehrt und belobt fühlten, ließen den leutseligen und einsichtsvollen Herrn Bürgermeister hoch leben und tauften den Platz, von dem aus ihnen die erfreuliche Kunde gebracht wurde, mit dem Namen „Philosophengang,“ den er heutigen Tages noch führt.

Die drei Freunde schritten indessen auf ihrem Wege weiter und Toppler verbreitete sich, seinen Rathsgenossen gegenüber, weitläufig über das hier begonnene Werk.

„Heinrich!“ — sagte Fürbringer, als Jener eine Pause machte, — „Dein Plan ist groß und für die Zukunft unserer Stadt von unberechenbarer Wichtigkeit. — Du willst die Stadt erweitern, willst diesen großen Platz vor uns und noch weiter hin mit Häusern, Straßen und Plätzen ausfüllen, willst Rothenburg an Größe zu einem zweiten Augsburg oder Nürnberg machen; — hast Du dabei bedacht, daß auch Menschen zur Bevölkerung dazu gehören?“ —

„Ist unsere Stadt den größeren Reichsstädten nicht schon gleich an Reichthum, Macht und Ansehen?“ — entgegnete Toppler mit Ernst und Bestimmtheit — „warum sollte sie es nicht auch an Größe werden können? — Ich habe von des Kaisers Majestät erlangt, die große Handelsstraße, die von Augsburg nach Frankfurt führt und sich entfernt von unseren Mauern durch unsere Flur zog, durch die Stadt leiten zu

dürfen, und hat sich seit dieser Zeit nicht der Verkehr merklich gehoben? Haben nicht unsere Kaufleute Verbindungen mit diesen großen Handelsplätzen angeknüpft, die ihnen von großem Vortheile sind? Und haben nicht seitdem die Erzeugnisse unserer Gerber und Tuchmacher ihren Weg nach Außen gefunden? — Seht, liebe Freunde! unsere Weiden sind bevölkert mit wollenreichen Heerden und trefflich genährten Rindern; — unsere Aecker gehören zu den fruchtbarsten des Gaues, und unser mehlreiches Korn kaufen fremde Händler und führen es in ferne Länder und auf fremde Märkte. Die Mittel, unsere Gewerbe und unseren Handel empor zu bringen, sind vorhanden, und es ist dies theilweise schon gelungen, denn die Tuchmacher haben ihre Webstühle und die Gerber ihre Gruben vermehrt, und die Kaufleute brauchen größere Gewölbe, um ihre Waaren zu speichern.

Im Umkreise von zwei bis drei Tagereisen ist keine Stadt gleich an Bedeutung unserer Vaterstadt, und der Thätigkeit unserer Bürger wird und muß es gelingen, die ganze reiche Landschaft an sich zu ziehen.

Dörfer, wie Obersteinbach und Kobollzell, die zu arm an Grundbesitz sind, um bestehen zu können, haben wir bereits abgebrochen und ihre Bewohner in die Stadt gezogen, wo sie reichliche Beschäftigung finden und ihres täglichen Erwerbes sicher sind. Der Adel der Umgegend mit seinen Burgen und Besitzungen kommt immer mehr in unsere Hände, und er wird sich in unsere sicheren Mauern ziehen und ein ruhiges Leben führen, wozu der Rest seines Vermögens immer ausreichend sein wird, während er in der Verpflegung zahlreichen, müssigen Gesindes und in der Erhaltung nutzloser Gebäude vollends schwinden muß. — Wer Großes erreichen will, muß große Mittel anwenden, und um einen sicheren aber wohlgeborgenen Schatz zu heben, erfordert es Muth, Entschlossenheit und Ausdauer." —

„Alles dieses besitzest Du in reichem Maße, edler Freund!“ — rief Vermeter mit Wärme, — „und das Ziel, welches Du Dir gesteckt hast, ist wahrlich des ernsten Wagens werth; doch darf ich Dir auch mein Bedenken nicht vorenthalten, und das besteht in der Besorgniß, daß durch die Vergrößerung unserer Stadt der Neid der Großen auf's Neue genährt und angefochten werde und das gute Einvernehmen, in welchem Du mit den meisten der Mächtigen stehst, bald getrübt werden dürfte.“ —

„Die Gunst der Großen,“ — entgegnete Toppler, „ist ein Gut, wie ein heiterer Apriltag, — die nächste Stunde kann ihn trüben. — Ein Bürgermeister, meine Freunde, hat einzig und allein das Wohl seiner Stadt und seiner Bürger im Auge zu halten, und der Lohn, den er in deren Zufriedenheit und Glück findet, muß ihm höher stehen, als die Freundschaft der Mächtigsten. Und dieser Lohn bleibt nicht aus, wenn auch erst eine spätere Zeit den Dank nachholt, den die Mitwelt aus Mangel an richtiger Erkenntniß der erst späteren Erfolg verheißenden That versagt. — Du magst Recht haben, Hans, unsere Neider werden sich nicht mindern und Anfeindungen und Befehdungen nicht ausbleiben; aber kluge Vorsicht und stets bereite Macht werden im Stande sein, allen feindlichen Angriffen zu widerstehen. — Seht nur den schönen Kranz von Burgen und festen Schlössern, die Eigenthum der Stadt sind und als Achtung gebietende Leibwache sie schützend umgeben. Diese werden ihre wahren und sicheren Wächter sein, bis sie in wohlbefestigter Größe, gleich dem tief und weitwurzelnden Eichbaume, jedem Sturme trotzen kann. Zu allen Zeiten hat das Emporstreben einzelner Menschen oder Orte Neid erregt und Anfeindungen hervorgerufen. — Wir leben besonders in einer Zeit des Kampfes und der rauhen Gewalt; allein ich sehe im Geiste schönere Tage kommen, Tage, in denen der Friede seine Segnungen ausstreuen wird, wo, wie die klingende

Münze in Jedermannes Tasche, die Aufklärung und die geistige Thätigkeit in eines Jeden Besitz die wahren Mittel zum Erwerb und zur Erlangung wahrer irdischer Wohlfahrt sein werden, und nur aus der Zusammengehörigkeit Vieler, aus gegenseitigem Eifer und Streben kann Großes und Gutes entspringen, das dann wieder nutzbringend Allen zu Gute kommt. Darum laßt uns bei der Sorge für das Wohl unserer Stadt auch deren Zukunft in's Auge fassen." —

„Möge Dein Werk gelingen und Deine schönen Hoffnungen und Verheißungen in Erfüllung gehen," — sagte Fürbringer. — „Wir werden zwar nicht mehr sehen, wenn dieser neue Theil der Stadt sich bevölkert mit emsig schaffenden Menschen, denn dazu sind die Tage, die uns noch zu leben vergönnt sind, zu wenig. Die nach uns kommen, werden jedoch die Früchte Deines kühnen Schaffens genießen und Deinen Namen mit Dank und Liebe nennen." —

„Ich glaube fest an das Gelingen Deines großen Planes," — fügte Vermeter hinzu, — „Deiner glücklichen Hand gelingt Alles, gleichviel ob sie das Schwert oder den Spaten, die Feder oder die Maurerkelle ergreift oder befehligt." —

„Was können wir armen, ohnmächtigen Menschen von unserem Thun und Wollen sagen, wenn nicht ein höherer Beistand zum Gelingen verhilft," — erwiderte Toppler.

„Ich bin des Glaubens, daß jede gelungene That, jedes nützliche Werk dem Vollbringer derselben von einer höheren Macht eingegeben und der glückliche Erfolg schon dadurch von vornherein bestimmt und gesichert ist. — Was der Mensch nur für seine eigenen Zwecke schafft, das vergeht wieder mit ihm; was aber die ewige Vorsehung durch Menschenhände nach ihren Absichten entstehen läßt, wird wachsen und bestehen." —

Unter solchen Gesprächen vollendeten die Freunde ihren Umgang und schritten eben, als der ruheverkündende Schall der

Abendglocke der sinkenden Sonne den Abschiedsgruß sang, durch das Stadtthor.

Drei Tage darnach ritt Simson, mit wichtigen Briefschaften betraut, mit Tagesanbruch auf seinem Grauschimmel aus, und kurze Zeit darauf war die Stadt Rothenburg ein Glied des Marbacher Bundes.

Unserem Freunde Blasius wurde fast gleichzeitig ein anderes Geschäft übertragen.

Herr Toppler war nicht Willens, seinen unfreiwilligen Gast, den waghalsigen Eberhard Wehr, lange zu beherbergen. — Er verfügte sich, unbemerkt von den Seinigen, die keine Ahnung von dem gefangenen Hausgenossen hatten, in dessen Kerker und stellte ihn, — seinen Zorn zwar mäßigend, doch mit ernster und düsterer Miene, — wegen seines tollkühnen Benehmens zur Rede.

„Du hast,“ — schloß er, — „durch den Bruch der beschworenen Urfehde Dein Leben verwirkt, ich will aber gnädig gegen Dich verfahren und mich nicht rächen, obwohl ich, bei Gott, Grund und Ursache dazu hätte. — Dein Vater in seiner Bosheit trachtete mich zu verderben, indem er durch Lüge und Verläumdung meinen Ruf zu untergraben suchte, und Du, sein leichtsinniger Sohn, wagst es, meine Familie beschimpfen zu wollen.

„Solche Feinde zu schonen, ist eigentlich Thorheit; allein es soll Dir Gnade für Recht werden. Heute Nacht noch sollst Du ungesehen diese und der Stadt Mauern verlassen. — Aber das merke Dir, junger unbesonnener Mensch: wenn ich nur ein Wort vernehme, daß Du von Deinem verbrecherischen Anschlag auf mein Haus und meine Familie oder von Deiner jetzigen Gefangenschaft gegen irgend Jemanden Etwas verlauten läßt, so sollst Du der gerechten Strafe nicht entgehen. Du weißt, mein Arm reicht weit, und ich werde Dich zu finden wissen, wo Du auch seiest. — Wisse, daß blos ich und meine

Diener von Deinem tollen Vorhaben und Deiner Gefangenschaft Kenntniß haben, — kein Glied meiner Familie ahnt Dein Hiersein; ebenso wenig weiß man in der Stadt davon, sonst würde ich, da Du dem Gesetze verfallen bist, Dich nicht schützen können und dürfen. Wird also Etwas bekannt von Deinem unglücklichen Abenteuer, so kann es nur von Dir kommen, und die Folgen wirst Du dann ernten. Ich will auch nicht wissen, wer Dich beherbergt hat; denn diese Gastfreundschaft möchte schlimme Früchte tragen. — Bereite Dich vor zu Deiner nächtigen Reise und suche Würzburg auf dem geradesten Wege und in kürzester Frist zu erreichen; denn Du wirst beobachtet werden und jeder Abweg, jede vorsätzliche Verzögerung wird Dich in's Verderben führen. Beherzige, was ich Dir gesagt habe!" — Mit diesen Worten verließ Herr Toppler das Gefängniß.

Eberhard, der nun vier volle Tage in seinem tiefen, einsamen und kaltfeuchten Gefängnisse ohne alle und jede Mittheilung gesessen hatte, — denn Blasius brachte ihm täglich zweimal Speise, ohne ein Wort an ihn zu richten, — hatte Zeit gehabt, über sein mißlungenes Wagstück nachzudenken und war auf das Schlimmste gefaßt. — Der Groll, der in ihm tobte, richtete sich weniger gegen sein Schicksal, als gegen den Verrath, durch den er in diese Falle gelockt worden war und an dem er Brigitten keinen geringen Theil zuerkannte.

Die Worte Toppler's jedoch, denen er vollen Glauben schenkte, belehrten ihn eines Andern, und sein Zorn wandte sich nun gegen seine eigene Leichtgläubigkeit und Blindheit. Kurz, der junge Mann war von einem Grimme erfüllt, der gewöhnlich durch das Gefühl der Ohnmacht noch erhöht wird. Er war nicht im Stande, Topplern gegenüber weder ein Wort der Entschuldigung, noch des Dankes zu sagen. Die Verkündigung seiner Freiheit überraschte ihn zwar, versöhnte ihn aber nicht, und er brütete auf's Neue über Racheplänen. In diesen

wurde er jedoch gestört durch Blasius, welcher das Abendessen brachte, das in gut zubereitetem Braten und einer Flasche Wein bestand. — Blasius sprach jetzt zum Erstenmale zu dem Gefangenen, indem er sagte, er solle sich's gut schmecken lassen und sich bereit halten, in einigen Stunden mit ihm aufzubrechen. „Wenn Euch daran gelegen ist, junger Herr, sicher und ohne Aufsehen abzureisen, so laßt Euch geduldig gefallen, daß ich Euch fessele, bis wir von einander Abschied nehmen. Ich sage dies blos, um allen unnöthigen Weitläufigkeiten und Verzögerungen beim Aufbruche vorzubeugen. So laßt Euch's denn wohl sein und stärkt Euch durch einige Stunden Schlafes." — Mit diesen Worten verließ er ihn.

Eberhard gab keine Antwort auf die Rede des Dieners, in dessen listigen Zügen er mit Recht den Haupturheber seiner Gefangennehmung vermuthete.

Er rührte die Speisen nicht an, trank aber den Wein rasch aus. Lange beschäftigten ihn noch seine düsteren Gedanken, bis er endlich den so nothwendigen Schlaf fand. Doch war dieser nur von kurzer Dauer; denn er wurde bald wieder geweckt von Blasius, welcher wohlbewaffnet und mit einer düsteren Leuchte in der Hand vor ihm stund. — Ohne sich zu widersetzen, ließ er sich fesseln und folgte stumm seinem Führer. —

Leichter athmete er auf, als er auf die Straße trat und die frische, erquickende Nachtluft mit gierigen Zügen einsog. Er grüßte die funkelnden Gestirne in der Stille seines Herzens; denn er hatte geglaubt, den blauen Himmelsbogen nicht mehr anders zu erblicken, als auf seinem Gang zur Richtstätte.

Als sie an dem Hause Schellenberg's vorüber gingen, traute Eberhard sich nicht zu den dunkeln Fenstern hinaufzusehen, denn er mußte sich gestehen, daß der Rath dieses alten Mannes gut und seine Besorgniß gegründet war. —

Herr Gernot hatte nach dem plötzlichen Verschwinden Eberhard's sogleich gemuthmaßt, daß dieser eine unüberlegte Hand-

lung begangen habe und diese ihm mißglückt sei; er enthielt sich aber wohlweislich jeder Nachfrage nach seinem verschwundenen Gaste.

Blasius und Eberhard kamen endlich bei einer Stelle an der Stadtmauer an, an welcher sich eine kleine Ausgangspforte befand, zu der Herr Toppler allein den Schlüssel hatte. Hier hielten sie an, — das Schloß wurde geräuschlos geöffnet, und während Blasius dem Gefangenen die Fesseln abnahm, sagte er zu ihm: „So junger Herr! — Als geborener Rothenburger werdet Ihr wohl den Weg durch den Wall und die daran stoßenden Gärten allein finden, und solltet Ihr auf irgend eine Weise vom Wege abkommen, so ist Vorsorge getroffen, daß Ihr überall Leute trefft, die Euch zurecht weisen.“

Eberhard gab blos einige unverständliche Laute von sich, die einem Fluche nicht unähnlich waren, und trat durch die Pforte, die sich eben so lautlos wieder hinter ihm schloß.

6.

Der Mai ist unter den zwölf Monaten des Jahres, was Josef war unter seinen Brüdern: der schönste, der reichbegabteste, der lieblichste. Der fröhliche Gesang der Vögel, der frische Blumenschmuck der Fluren, das milde, süße Wehen der Lüfte verkünden und bekunden sein Dasein. Die Erde schmückt sich mit ihrem schönsten Grün, der Himmel mit seinem reinsten Blau. Auch das Menschenherz, wachgerufen von den lusterfüllten Sinnen, stimmt ein in den allgemeinen Jubel, — Flöten und Schalmeien wetteifern mit dem schmetternden Liede der gefiederten Sänger; aus grüner, mit Laub und Blumen geschmückter Hütte ertönt munteres Lachen und fröhlicher Becherklang, und um den reichverzierten Maien schlingt sich der lustige Reigen.

Welcher Ort hat nicht sein Maifest? — Auch die Reichsstadt Rothenburg hatte das ihre. — Am ersten Tage des Wonnemonats hielt, altem Herkommen gemäß, die Schäfergilde ihr Fest. — Zur Zeit unserer Erzählung war die Gilde der Schäfer eine gar angesehene, und obgleich das Fest eigentlich nur für sie bestimmt war, so nahm doch die ganze Bevölkerung der Stadt in all ihren Schichten Antheil an den Freuden des Tages.

Wie wir die mittelalterlichen Gestalten ganz anders uns denken, als unsere heutigen in Frack und Crinoline prangenden Modefiguren, so dürfen wir auch einen Schäfer der damaligen Zeit nicht mit einem der müssigen Lungerer vergleichen, welche heutzutage mit den großen silbernen, weibischen Ohrenringen behangen, tagelang an ihrem Pferchkarren gelehnt stehen, die Ulmer Pfeife im Munde, oder gar, wie in manchen Gegenden, mit dem Strickstrumpfe in der Hand. Unsere jetzige Annahme: „wer zu sonst nichts taugt, ist immer noch zu einem Schafhirten gut," war auf die alte Schäfergilde nicht anzuwenden, was schon daraus hervorgeht, daß das Maifest, der sogenannte Schäfertanz, aus städtischen Mitteln bestritten wurde, also eine öffentliche Anerkennung geleisteter guter Dienste war.

Der Schäfer der damaligen Zeit hatte nicht allein die Aufgabe, die sanften, geselligen Thiere auf kräuterreiche Weiden zu führen und sie dort mit Hülfe seines treuen, klugen Hundes zusammenzuhalten, sondern er war auch wohlbewaffnet, um die seiner Hut anvertraute Heerde vor jedem drohenden Feinde schützen zu können. — Bald war es ein lauerndes, gefräßiges Raubthier, welches die arglos weidenden Thiere gefährdete, bald waren es räuberische Menschen, die sich mit List oder Gewalt in den Besitz eines fetten Bratens zu setzen trachteten. Da galt es denn Wachsamkeit, Muth und Tapferkeit, um den feindlichen Angriff zurückzuschlagen, und nicht selten

hatte der friedliche Schäfer einen Strauß zu bestehen, so hart und blutig, wie der Krieger im hitzigsten Gefechte.

Auch waren die meisten der Schäfer, besonders die älteren und erfahreneren, im Besitze sehr werthvoller Geheimnisse und wurden häufig von Vornehm und Gering zu Rathe gezogen.

Torricelli, Reaumur und Fahrenheit waren damals noch nicht geboren, und wollte man zu irgend einem Unternehmen die muthmaßliche Witterung wissen, so wendete man sich an einen erfahrenen Schäfer, welcher bei seinem beständigen Aufenthalt im Freien, sowohl bei Tag, als bei Nacht, gelernt hatte, aus dem Zuge der Wolken, aus der nur ihm fühlbaren Eigenschaft der Luft, den untrüglichen Aeußerungen und Gewohnheiten der Wald- und Feldthiere die Witterungsbeschaffenheit der nächsten Stunden mit Sicherheit voraussagen zu können. — Ebenso eignete sich der aufmerksame, seine weidenden Thiere genau beobachtende Schäfer eine genaue Kenntniß der Kräuter an. Was die vorsichtigen Schafe bei ihrem emsigen, ununterbrochenen Abgrasen mieden, das mußte giftig und schädlich, was sie aber im kranken Zustande suchten, mußte zuträglich und heilsam sein. Da pflückte, sammelte und sonderte er denn emsig die so bezeichneten Kräuter und bereitete aus ihrem Safte, ihren Blättern, Blüthen und Wurzeln sichere Mittel gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen.

So war die Art der damaligen Schäfer; und deshalb waren sie angesehen und geachtet, und ihr Fest war ein Feiertag für die ganze Stadtbevölkerung, die gerne die Freuden des Tages theilte.

Nur Einer war, dem das Fest diesmal keine Freude verhieß und es gern um einige Wochen hinausgeschoben gesehen hätte, und dieser Eine war Blasius. — Von jeher war er gewohnt, diesem Tage seine besten Kräfte zu widmen und ihn mit den Tönen seiner Sackpfeife zu verherrlichen; denn an

Fertigkeit und Lieblichkeit der Spielweisen übertraf er seine Kunstgenossen alle bei Weitem, und für dieses Jahr hatte er sich noch besonders eines Umstandes wegen, den wir noch nicht verrathen wollen, vorbereitet und geübt in den kunstvollsten Läufen und Trillern und dazu mit seinem neuen Dudelsack, der an die Stelle des von Simson so gräßlich und grausam verstümmelten getreten war, glänzen und Aufsehen erregen wollen. — Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. — Die Erkundigungen, die Herr Toppler über die wahren Absichten König Wenzels von Prag aus eingezogen hatte, machten es nothwendig, daß er mit anderen Reichsstädten sich ins Benehmen setze. Die betreffenden Briefe waren abgefaßt und lagen bereit, an den Rath der freien Reichsstadt Straßburgs abgesandt zu werden. Blasius war zu dieser Botschaft ausersehen und, wie wir wissen, zu seinem großen Leidwesen und Verdruß; denn Herr Toppler hielt die Sendung für unaufschiebbar, und so war der erste Mai zum Aufbruch bestimmt.

Gegen die Anordnung des gestrengen Herrn Bürgermeisters war Nichts zu machen, und so brach er denn an dem genannten Tage schon vor Sonnenaufgang mit den wohl- und geheimverwahrten Schreiben auf und ritt auf seinem munteren Schecken schweren Herzens zum Spitalthore hinaus, zum großen Erstaunen des Thorwärters Thomas, der nicht begreifen konnte, wie man an dem Tage, an welchem die Leute weither von außen in die Stadt strömten, dieselbe verlassen könne.

Blasius hatte seinen Dudelsack, der heute gleich ihm um den Preis des Tages kommen sollte, umgehängt; denn es lag in seiner Aufgabe, als fahrender Spielmann zu reisen, um jeden Verdacht von sich abzulenken, listige Späher, die in den damaligen kriegerischen Zeiten immer auf den Straßen lauerten, um geheime Kundschafter aufzuheben, zu täuschen und glücklich an's Ziel zu gelangen. — Er trieb seinen Kater, wie Simson verächtlich das wackere Rößlein nannte, zum scharfen Trabe an,

um vor Sonnenaufgaug so weit zu sein, daß er weder die Thürme der Stadt mehr sehen, noch den einladenden Ruf der Glocken mehr hören könnte. Da er gegen Abend ritt, konnte er seine Absicht gar leicht erreichen, denn die Stadt konnte er nicht sehen, wenn er sich nicht geflissentlich umwendete; und sollte ja der helle Schall der Morgenglocken ihm nachtönen, so konnte er ja mit den schneidenden Melodien der Sackpfeife sein Ohr gegen das fern verhallende Geläute verstopfen. —

Lassen wir ihn denn ziehen und mischen wir uns unter die fröhliche Menge, die sich für den festlichen Tag rüstete.

Der Morgen war angebrochen, wie er eben sollte und wollte; — ein linder, lieblicher, warmer, weicher Maimorgen. Früher als sonst öffneten heute sich die Thüren und Läden der Häuser, und manches noch schlaftrunkene Auge heiterte sich vollends auf, als es den reinen blauen Himmel erblickte. — Als Thomas und seine Dienstgenossen an den anderen vier Thoren diese öffneten, strömten die Menschen schon haufenweise ein, und so dauerte der Zuzug stundenlang fort; denn hauptsächlich die Schäfer von zwei bis drei Meilen in der Umgegend eilten herbei, um an dem weitberühmten Rothenburger Schäfertanze Antheil zu nehmen.

Der Marktplatz war mit Tannenreisig und Birkenzweigen bestreut, und vor dem Gasthause zum goldenen Lamm waren die Spielleute aufgestellt, welche jede neuangekommene Truppe mit ihrem musikalischen Lärm begrüßten. — Die Schäfer mit ihren Dirnen waren in hell- und vielfarbige Gewänder gekleidet, — besonders stach das Roth überall lebhaft vor — und zahllose Bänder mit den mannigfachsten Farben flatterten von den Hüten, Wämsern, Miedern und den buntangestrichenen Schäferstäben.

Der Platz füllte sich immer mehr und mehr, und als endlich anzunehmen war, daß die an dem Feste sich betheiligenden Landleute alle da seien, erschien auch eine Anzahl Jungfrauen

und Jünglinge aus der Stadt, ebenfalls als Schäfer und Schäferinnen gekleidet, welche ihre Theilnahme an dem Feste, dem Gebrauche gemäß, damit erkaufen mußten, daß sie kleine Gaben, bestehend in farbenreichen, mit kleinen Münzen behangenen Blumensträußen, unbedeutenden Schmucksachen, geschmücktes Geflügel, wie Tauben, Hühner und dergleichen, mitbrachten.

Aus dieser Stadtjugend wurde sodann das sogenannte Ehrenpaar gewählt oder bestimmt, welches die Verpflichtung hatte, den ganzen Tag über dem Feste beizuwohnen, den Zug anzuführen, den Reigen zu beginnen, beim Schmause obenan zu sitzen, kurz allen hervorragenden Handlungen vorzustehen. Gewöhnlich wurde vom Rathe der Sohn einer Patrizierfamilie, der sich hiezu eignete und sich gerne der Sache unterzog, zu diesem Ehrenamte ausersehen, und Jeder übernahm es gerne; denn dieses Fest war, wie schon erwähnt, ein allgemeines für Alt und Jung, Vornehm und Gering. — Für heuer traf es den jüngsten Sohn des regierenden Bürgermeisters Toppler, den schmucken, lebensfrohen, lebendigen Heinrich.

Von seiner Wohnung aus konnte man den ganzen Marktplatz überschauen, und als man sah, daß Alles versammelt war, trat er aus dem Hause in prächtiger, reicher, aus Sammt- und Seidestoffen gefertigter und mit sinniger Goldstickerei verzierter Schäferkleidung. — Die kunstgeübten Hände der Schwestern hatten dieses reiche Gewand angefertigt, und mit Wohlgefallen schauten sie nun dem schönen Schäfer nach und mußten zugestehen, daß der wohlgebaute, schwarzlockige Jüngling einen gefälligen Anblick für ein Frauenauge abgäbe, ob er mit dem kriegerischen Harnisch angethan, oder in die kleidsame Bürgertracht gehüllt, oder in ein buntes, blitzendes Schäfergewand gekleidet, einhergehe.

Heinrich trat mit schnellen Schritten und fröhlichen Mienen in den Kreis, in dessen Mitte die Veteranen der Gilde versammelt stunden, unter ihnen der alte Philipp, ein weiß-

haariger, mehr als achtzigjähriger Greis, welcher, mit dem Schäferstabe sich stützend, auf einem hölzernen Schemel saß.

Heinrich nahte sich dem ehrwürdigen Alten und stellte sich ihm und der ganzen Versammlung in seiner heutigen Eigenschaft vor. Der alte Philipp begrüßte den Jüngling auf das herzlichste, und die Schäfer, als sie erfuhren, daß der eigene Sohn des hochgeachteten Bürgermeisters Toppler ihr Fest beehre, brachen in lauten, stürmischen Jubel aus.

Heinrich war genau unterrichtet, was er zu thun hatte, und wendete sich nun zu der Gruppe der Stadtjungfrauen, um sich unter ihnen eine Gefährtin für das heutige Fest auszuwählen; nach ihm erst hatten die anderen Jünglinge aus der Stadt das Recht, ihre Partnerin auszusuchen.

Die Jungfrauen waren alle ziemlich gleich, das heißt als Schäferinnen gekleidet; nur in gewissen Farben unterschieden sie sich, welche zum Theil auch an den jungen Stadtherren zu erkennen waren, was eine schon im Voraus bestimmte Zusammengehörigkeit vermuthen ließ, und Heinrich hatte demnach Bedacht darauf zu nehmen, keine der Festjungfern zu wählen, auf welche schon einer seiner Nachfolger rechnete.

Doch die Wahl sollte ihm nicht schwer fallen.

Unter der Schaar der Jungfrauen erblickte er ein Mädchen, welches sich auffallend von den andern unterschied. Zwar waren Hut, Mieder, Gürtel, Rock, Schuhe und dergleichen von gleichem Schnitt und denselben Formen, wie bei ihren Gefährtinnen; allein ihrem schlanken Körper war alles dies ganz anders angepaßt. Das graue, mit Bändern und Blumen geschmückte Hütchen saß leicht und anmuthig, etwas auf die Seite geneigt, auf einem Gewinde reicher, rabenschwarzer Haarflechten, die sich um Stirne und Ohr wanden, am Hinterkopf sich um eine goldene Spange schlangen und von da in aufgelösten Ringeln auf den blendenden Nacken fielen. Den Hals umschloß die Krause des schneeweißen Hemdes, dessen bauschige Aermel

die Hälfte des Armes bedeckten, während der wohlgeformte Vorderarm entblößt und mit kunstvoll gearbeiteten Spangen geschmückt war. — Die feinen kleinen Hände umspannten anmuthig einen vergoldeten, von unten bis oben mit einer Blumenschnur umwundenen Schäferstab. — Ein schwarzer, mit goldenen Sternchen benähter Gürtel trennte das braunsammtne Mieder von dem gelbseidenen, faltenreichen Rock, der bis zu den reizend geformten Knöcheln niederfiel, die von dem zarten Gewebe des rothseidenen Strumpfes umspannt waren. — Gleichfarbige Schuhe, mit zierlichen Goldstickereien versehen, verhüllten den netten, kleinen Fuß.

Was aber die schöne Schäferin am meisten auszeichnete, war das feine, edle Profil ihres Gesichtes, — waren die schwellenden, kirschrothen Lippen, die mit dem sanftesten Roth angehauchten Wangen und die dunkeln und doch sanft glänzenden, langbewimperten Augen, über welche sich die feinen Brauen wölbten, wie Amors Bogen.

Heinrich durfte und sollte sich die Schönste auswählen, und er hatte sie auf den ersten Blick gefunden; und was ihm bei seiner Entdeckung am meisten gefiel: die Farben braun und gelb hatte er bei keinem seiner Festgenossen bemerkt. Mit zuversichtlichen Schritten ging er auf die Auserwählte zu, verbeugte sich mit Anmuth vor ihr und sprach in freundlich bittendem Tone: „Schöne Schäferin, willst Du mit mir die Ehre des Tages theilen, so schmücke meinen Hut mit dem Blumenstrauß, der an Deinem Mieder steckt,“ — und damit zog er seinen Hut ganz mit dem ländlichen Anstand, der zu dem Fest paßte.

Die Angesprochene erröthete und fand nicht sogleich die schickliche Erwiderung, und Heinrichs weitere Worte: „oder vermissest Du an mir die Farben, welche Du von Deinem Bewerber erwartest? — Wie heißest Du denn, schönes Kind?“ — vermehrten nur ihre Verlegenheit.

„Ich heiße Hora, edler Junker!“ — antwortete die Gefragte mit niedergeschlagenen Augen, — „und trage Niemandes Farben. Sucht Euch aber eine ebenbürtige Gefährtin unter den anderen Jungfrauen aus, ich bitte Euch darum!“ —

„Ebenbürtig?“ — lachte Heinrich, — „gibt es denn unter den Schäfern auch einen Standesunterschied, züchtige Hora? Aber seh' sie nur an, die Verrätherinnen, — sammt und sonders tragen sie die Farben meiner Genossen, und verweigerst Du mir den Strauß, so muß Vater Philipp unter den Dirnen für mich wählen.“ —

Hora blickte auf, sah die lächelnden Mädchengesichter um sich her, nahm daher den Strauß von ihrem Mieder und steckte ihn an den dargebotenen Hut Heinrichs! — Dieser führte nun die Erwählte zu dem alten Philipp und stellte sie vor, worauf neue Freudenrufe erschallten.

Jetzt ordnete sich der Zug, denn man hörte aus der Ferne den hellen Klang des Glöckleins von der St. Wolfgangskirche ertönen, und dahin sollte er gehen. — Voran zogen die Spielleute, dann kam das Ehrenpaar, diesem folgte Philipp mit den Aeltesten, an diese reihten sich die Paare der städtischen Festgenossen, an welche sich dann die wirklichen Schäfer der Stadt und des Landes in langem, buntem Zuge anschlossen.

Das St. Wolfgangskirchlein stand und steht noch unmittelbar am Klingenthore, welches eigentlich ein Theil von ihm ist. — Es ist ein eigenthümlicher Bau, dieses schöne gothische Kirchlein; denn es ist halb Gotteshaus und halb Befestigungswerk. Feste, gewölbte Katakomben befinden sich in seinem Fundamente, und die daran stoßende schöne Bastei ist ein sehenswerthes Denkmal mittelalterlicher Befestigungskunst.

Die Sage erzählt von einem alten Schäfer, der in Folge eines wunderbaren Traums einen Schatz gefunden habe. Mit diesem errichtete er für seine Gilde einen, dem heiligen

Wolfgang, dem Schutzpatron der Schäfer, geweihten Betplatz, auf welchem dann aus Opfern und späteren Stiftungen das Kirchlein errichtet wurde.

Dahin also ging der Zug, um andächtig eine Predigt zu hören, und die kleine Kirche, sowie der davor sich befindliche Platz war so voll von Zuhörern, daß der gute Pater sich heiß und heiser predigen mußte, sollte er, was doch eigentlich seine Absicht war, von Allen gehört und ein ersprießlicher Nutzen aus seinem Vortrage gezogen werden. — Es war aber auch dafür gesorgt, daß der würdige Herr sich nach dem Gottesdienste weidlich erholen und erquicken konnte. Nach dem Gottesdienste ging es wieder auf den Marktplatz, von wo aus ein Theil der jungen Schäfer mit Spielleuten voran nach dem Spital zogen, wo indessen die Spitalmagd eine weiße, mit Bändern und kleinen Münzen geschmückte Gans in Bereitschaft hielt, welche bei Ankunft der Schäfer diesen übergeben wurde.

Mit lautem Jubel wurden die Zurückkehrenden von der harrenden Menge begrüßt und nun begannen die eigentlichen Belustigungen, bei welchen die arme Festgans, ein Geschenk des Spitales, als erstes Opfer fallen mußte.

Ein Spiel, gleich unserem heutigen Hahnenschlag, eröffnete das Ganze. Es wurde ein Loch in die Erde gegraben und die arme Gans hineingesteckt, so daß nur der lange Hals hervorschaute, den sie neugierig nach allen Seiten drehte und wendete.

Die jungen Bursche mußten nun mit verbundenen Augen und mit einem großen, alten Schwerte bewaffnet, das Opfer suchen; und wenn dann nach vielen vergeblichen Versuchen das arme Thier gefunden war, wurde ihm mit dem großen Schlachtschwerte unbarmherzig der Kopf abgeschlagen. Weil nun das gefährdete Thier nicht allein durch seine komischen Halsbewegungen, sondern auch durch sein lautes, heiseres Schreien die Unbehaglichkeit seiner Lage zu erkennen gab und dies gar leicht

den Suchenden auf die richtige Spur leiten konnte, so waren viele Personen auf dem Platze vertheilt, Gänse unter den Armen tragend, die natürlich in den Gesang ihrer gefangenen Schwester kreischend einstimmten, was dann den vorsichtig, mit storchähnlichen Schritten herumsteigenden Burschen gewöhnlich irre führte. Beifällige und neckende Zurufe verwirrten den Suchenden häufig noch mehr, und dies gab dann Anlaß zu laut schallendem Gelächter. —

Hatte endlich einer das Ziel gefunden, so wurde die Gans unter lautem Jubel der Menge und unter lärmender Musik mit dem Schwerte vom Leben zum Tode befördert.

Der Glückliche verehrte dann die Bänder und Münzen seinem Mädchen und die Gans wanderte in die Küche des Lammwirthes, wo sie mit dem andern gespendeten Geflügel zubereitet wurde und beim Schmauße eine Hauptrolle spielte.

Auch Hora und Heinrich stimmten häufig ein in die Aeußerungen der allgemeinen Heiterkeit, — die meiste Zeit aber benützten sie zu eifrigem Zwiegespräch. — Sie hatten sich schon so ziemlich in ihre ungewohnte Stellung gefunden, und die anfängliche Schüchternheit und Verlegenheit Hora's hatte einer heiteren Unbefangenheit Platz gemacht. — Heinrichs Worte mußten sie gut unterhalten und vertraut gemacht haben, denn sie hörte ihm, — dies merkte man ihrem zufriedenen, freundlichen Gesichte an, — gerne und aufmerksam zu und antwortete mit ihrer weichen, silbernen Stimme in natürlicher, ungesuchter Weise, woran ihr Gefährte so großen Gefallen fand, daß er allen seinen Reden die Form einer Frage zu geben suchte, die beantwortet werden mußte.

Unser erstes Zusammentreffen mit Hora ließ wohl nicht vermuthen, daß wir sie als Theilnehmerin an einem so ge=

räuschvollen Feste wiedersehen würden. — Wir lernten sie kennen, schmerzerfüllt durch den Verlust ihrer geliebten Jugendfreundin, betrübt über die nach ihrer Anschauung so unvollkommene Bekehrung ihres theuren Großvaters und tief innerlich berührt von den Mittheilungen seiner Schicksale und den frühen Verlust ihrer Eltern.

Hora war ein frommes Mädchen, was Folge ihrer klösterlichen Erziehung war. In ihrem weichen Gemüthe hatte das Christenthum feste Wurzel geschlagen, und hauptsächlich war es die lieberfüllte, jungfräuliche Mutter des Erlösers, der ihr Herz sich mit kindlichem Vertrauen im Gebete zuwendete. Sie war aber auch heiteren, fröhlichen Sinnes, war empfänglich für die unschuldigen Freuden der Jugend, und wo ihr Gelegenheit geboten ward, gab sie sich den Eindrücken des frohen Augenblickes hin, und die lebhaften Aeußerungen ihrer kindlichen Freude schmückten sie dann mit einem hinreißenden Zauber.

Blumen waren ihre Lieblinge und fanden in ihr die sorgsamste Pflegerin; — mit Gesang begleitete sie fast ihr ganzes Tagewerk, und wer die schlanke, geschmeidige Gestalt des Mädchens sah und ihren schwebenden, elastischen Gang, der mußte unwillkürlich an des Tanzes rhythmische Bewegung denken, der Hora auch mit großer Liebe zugethan war. — Und warum soll sich die Liebe zu süßduftenden Blumen, zu einem melodischen Liede, zum heiteren, fröhlichen Tanze nicht mit einem frommen, kindlichen Gemüthe vertragen?

Bei Hora war es der Fall. — In ihrem schönen, reichen Herzen war Raum für Liebe zu Gott und der Welt, und ihre Freuden waren rein, wie ihr Gebet.

Wenn in ihrem Gärtchen die Blumen am schönsten prangten, dann führte sie den Großvater dahin, daß er sich erfreue an dem herrlichen Farbenspiel und an dem süßen Duft ihrer Lieblinge. An heißen Tagen, wenn die schattige Laube er-

frischende Kühle gewährte, trug sie Erfrischungen für Gabriel dahin und sang ihm ein Lied mit Begleitung ihrer Laute, oder führte auf den reinlichen, weißen Sandpfaden zierliche Tänze auf, wobei sie mit ihren schlanken Armen das silbern klingende Tamburin anmuthig über dem Haupte schwenkte. — Und Gabriel vergnügte und ergötzte sich an den heiteren Spielen und der reinen, lauteren Fröhlichkeit seines Lieblings, und jede Gelegenheit war ihm willkommen, welche seiner Hora Genuß und Freude bieten konnte.

So hatte sie sich auch heute dem Feste angeschlossen, in der Hoffnung und Erwartung einiger vergnügten Stunden. — Daß sie die Königin des Festes werden sollte, davon hatte sie freilich keine Ahnung, denn sonst würde sie demselben wohl ferne geblieben sein; allein da sie einmal von Heinrichs Aufforderung überrascht worden war und derselben nicht ausweichen konnte, so fügte und schickte sie sich darein und, wie wir sehen, mit Glück und Geschick.

Bis jetzt war sie blos theilnehmende Zuschauerin, nun aber sollte sie selbst handelnd auftreten; denn es begann jetzt der bekannte Schäfertanz um den St. Georgbrunnen.

Ein großer, weiter Kreis wurde abgesteckt, innerhalb dessen sich die tanzenden Paare bewegten. — Da der Brunnen am unteren Ende des etwas abfälligen Marktplatzes steht, so konnten auch die entfernt Stehenden das Schauspiel noch genießen. Der Platz war überfüllt mit Menschen, und auch alle Fenster der hohen, den Marktplatz begrenzenden Häuser waren mit Zuschauern dicht besetzt.

Die Fideln, Pfeifen und Trommeln ertönten, und Heinrich und Hora mußten den Tanz eröffnen, indem sie dreimal die Tour um den Brunnen machen mußten.

Dies wurde von dem Ehrenpaare aber mit einer solchen Gewandtheit, Leichtigkeit und Grazie ausgeführt, daß Alles zur Bewunderung und lautem Jubel hingerissen wurde. Selbst

von den Fenstern der Patrizierhäuser tönte der Beifall, und das glühende Paar mußte dem allgemeinen Verlangen nachgeben und den Tanz wiederholt aufführen, was diesmal mit noch mehr Kunstfertigkeit und Behendigkeit geschah, weil sich das tanzende Paar bei der ersten Tour erst verständigt hatte und nun im vollen Einklang ihrer schwingenden Bewegungen dahinflog.

Neuer Jubel belohnte die kunstreich Tanzenden, und nun beeilte sich Alles, es dem Ehrenpaare soviel als möglich gleich zu thun.

Nun wogte und wirbelte es im bunten, tollen Gemenge um den Brunnen. Die Bursche sangen und jauchzten hellauf zwischen dem schrillen Pfeifen des Dudelsacks und dem scharfen, schneidenden Fidelgetön. Die aufgestreuten Fichtennadeln waren bald nach allen Seiten hinausgeschleudert und eine dicke, gelbe Staubwolke umhüllte den Ritter St. Georg, welcher, seinen Speer in den Rachen des Lindwurms stoßend, hoch auf der steinernen Brunnensäule steht.

Die Tanzlust mit ihrem ansteckenden, unwiderstehlichen Zauber ergriff Alles. — Schwerfällige, in Schweiß gebadete Paare wälzten sich keuchend durch die Menge, andere flogen mit der Leichtigkeit des Vogels durch die Reihen und vermieden mit geschickten Wendungen jedes im Wege stehende Hinderniß. Heinrich und Hora befanden sich immer mitten unter den rastlos Tanzenden, — besonders Ersterer konnte nicht müde werden, seine sylphitische Königin im wogenden Reigen zu schwingen. Er hatte aber auch die Lust des Tanzes noch nie in so hohem Maße empfunden, als an den Armen der reizenden Hora, deren leichtbeschwingter Fuß den Boden kaum zu berühren schien.

Die Stunden entflohen mit der Eile des Windes und der Wirth zum goldenen Lamm ließ sagen, daß das Mahl zum Auftragen bereit sei und er der Gäste harre. —

Diese Nachricht machte dem Tanz ein Ende; es fehlte ihm nur noch der übliche, alles verherrlichende Schluß, welcher darin bestund, daß das beherzteste Paar drei Reihen auf dem Kranze des zweihundert Fuß hohen Rathhausthurms herum tanze.

Der alte Philipp gab das Zeichen zum Schweigen und forderte laut die tanzenden Paare auf, dem Fest sein Recht angedeihen zu lassen, indem er auf den hohen, schlanken, einem ungeheuren Maste gleichenden Thurm hindeutete, von dessen Höhe der laute Ruf eines Hornes aufmunternd herunter tönte.

„Hora!“ — sagte der glühende Heinrich, — „schönste der Schäferinnen, reizendste der Tänzerinnen, Königin des Festes! — Laß uns den Preis des Tages gewinnen, folge mir auf den Thurm!“ —

Hora fand nicht Zeit, eine Antwort auf diese überraschende Aufforderung zu geben, geschweige denn ihre Weigerung auszusprechen; denn Heinrich hatte während seiner Ansprache die Erstaunte bei der Hand gefaßt und war mit ihr vorgetreten.

Tausendstimmiger Jubel erfüllte die Luft. — Hora konnte, ohne ihren verwegenen Tänzer in den Augen der Menge blos zu stellen, nicht mehr zurücktreten, und so folgte sie ihm denn, von den Beifallsrufen der Anwesenden und dem Lärm der Musik begleitet, über den Marktplatz und verschwand unter dem Bogen der Rathhauspforte.

Wenige Minuten später trat das Paar in schwindelnder Höhe auf den Kranz des Thurmes, und Heinrich begrüßte die Menge durch lustiges Schwenken des Hutes. — Die Spielleute stimmten eine ihrer raschesten Weisen an, und oben flog das verwegene Paar um den schmalen Rand des Thurmes — Durch das niedrige, durchbrochene Geländer des Thurmkranzes sah man die rasche, tactmäßige Bewegung der flüchtigen Füße, und die Bänder flatterten von den Hüten, dem Wamse und dem Mieder gleich lustigen Wimpeln in der blauen Luft.

Nach vollbrachtem Wagestück grüßte Heinrich nochmals

herab und trat dann bald darauf wieder mit Hora aus dem Rathhausthore, von wiederholtem Beifallssturm empfangen.*)

Hora glühte über und über. — War dies Folge des raschen Besteigens des Thurmes, — war es Erregtheit über den gefährlichen Tanz, oder hatte ihr Heinrich ein Wort ins Ohr geflüstert, welches ihr das Blut auf Wangen und Stirne trieb? Wer kann das wissen? Es läßt sich wohl zuweilen in die Herzen der Menschen, nicht aber durch die viele Schuh dicken Mauern eines Rathhausthurmes schauen. —

„Nun edler Junker, führt uns zu dem Mahle," — sagte Philipp zu Heinrich, — „Ihr seid nebst Eurer lieblichen Erwählten die Zierde des Festes; geht uns nun auch mit gutem Beispiele voran beim stärkenden Imbisse und labenden Trank." —

Hierauf gings zur Herberge ins goldene Lamm, wo an langen, wohlbesetzten Tafeln die Festgenossen in bunter Reihe Platz nahmen. —

Den dampfenden Schüsseln wurde in einer Weise zugesprochen, welche zeigte, daß das Haupterforderniß zu einem guten Gastmahle, ein gesunder Appetit, in reichlichem Maße vorhanden war.

Die Becher klangen lustig an einander, heitere Scherzreden, munteres Lachen erscholl bald von diesem, bald von jenem Orte. — Auch an kräftigen Trinksprüchen fehlte es nicht, und die Nachmittagsstunde war schon weit vorgerückt, als der stark gewürzte Wein herumgereicht wurde, der den Schluß des Schmauses bildete.

Hiemit endete auch das Amt des Ehrenpaares. —

Die versammelten Schäfer zogen nun mit ihren Spielleuten ins Thal nach Dettwang, wo sie den Rest des Tages in der Schenke zum schwarzen Lamm mit Tanz und im lustigen Gelage verjubelten.

---

*) Dieser Gebrauch wurde erst im Jahre 1712 vom Rathe abgeschafft.

Heinrich führte nun Hora in sein elterliches Haus, wo das liebliche Mädchen sowohl von Frau Margaretha, wie von ihren Töchtern mit viel Freundlichkeit empfangen und behandelt wurde, und nachdem Heinrich die von allen Seiten bestürmenden Vorwürfe wegen seines gefährlichen Thurmtanzes in aller Demuth hingenommen hatte, geleitete er schuldigermaßen seine Tänzerin nach Hause.

Den greisen Gabriel hatte Heinrich bis jetzt nur selten gesehen und ihn fast nur dem Namen nach gekannt.

Die herzliche Aufnahme, welche dieser dem Sohne seines edlen Gönners angedeihen ließ, nahm den Jüngling sogleich für den Großvater Hora's ein und seine Augen weideten sich an dem lieblichen Bilde, welches sich ihm darbot, als die erröthende Jungfrau sich an die ehrfurchtgebietende Gestalt des Greises schmiegte und ihm den Verlauf des Festes unter verschämtem Niederschlagen der Augen berichtete.

Als Heinrich nach kurzem Aufenthalte nach Hause ging, wußte er außer dem vielen Schönen, Guten und Lieben, das er heute an Hora gefunden hatte, auch noch, daß sie einen kleinen Garten mit duftenden Blumenbeeten und schattiger Laube besitze. Seine Phantasie gerieth in vollste Thätigkeit.

Vor seinen Augen wirrte und schwirrte ein buntes phantastisches Blumenspiel. Er sah jungfräuliche Wangen gleich aufgeblühten Rosen, dunkle Augen gleich feurigen Nelken und Lippen, die sich duftathmend öffneten, wie halberschlossene Knospen, und von solchen Blüthen flocht ihm später der Traumgott einen Kranz um seine Stirne, gegen dessen Werth die Kaiserkrone ein unbedeutendes Spielzeug war.

Auch Hora träumte in der auf das Fest folgenden Nacht. — Sie blieb auch im Traum noch Schäferin. Die vielen Millionen Sterne des Himmels erschienen ihr als goldene Lämmlein, welche sie, auf einem hohen Berge stehend, —

viele hundertmal höher als der Thurm, auf welchem sie mit Heinrich den gefährlichen Tanz ausgeführt hatte, — hütete.

Die Erde unter ihr war in Nacht gehüllt, ihre Heerde aber strahlte und funkelte wie Sonnenglanz.

Da erhob sich ein wilder Sturm. — Dichte, schwarze Wolkenmassen zogen auf und verbreiteten sich drohend über das Firmament, und ihre flimmernde Heerde floh vor ihnen her. — Der Berg, auf dem sie stund, fing an zu wanken, drehte sich schnell und immer schneller im Kreise, und sie sank mit dem stürzenden Riesen in die unendliche, schwarze Tiefe, wo ein Weib von himmlischer Schönheit, gleich der Gottesmutter, sie schirmend und schützend in ihren ausgebreiteten Armen auffing. —

Zitternd und bebend erwachte die schöne Schläferin und auf ihrer reinen Stirne perlten eisige Schweißtropfen. — Als sie erkannte, daß nur ein böser Traum sie geängstiget habe, richtete sie ein inbrünstiges Dankgebet an die heilige Jungfrau, welche selbst im Traum sie in ihren heiligen Schutz genommen, und sank dann wieder in einen erquickenden Schlummer, den kein beängstigendes Traumgebilde mehr störte.

7.

Wir sahen unsern alten Bekannten, Blasius, am Tage des Festes in der Morgendämmerung betrübten Sinnes die Stadt verlassen und sind bereits auch mit dem Zweck und Ziel seiner Reise bekannt.

Es möchte wohl unterhaltend sein, den verschmitzten Alten hin und zurück zu begleiten; denn es steht zu erwarten, daß er als fahrender Spielmann manches kleine, lustige Abenteuer bestehen werde, und zudem hätten wir auch einmal Gelegenheit gehabt, uns von seiner Kunst oder doch von deren Wirkungen

zu überzeugen. — Allein es stund anders in den Sternen geschrieben, als er und wir es wünschen, und seine Sackpfeife trug ihm einen Lohn ein, der noch tausendmal schlimmer war, als Simson's gewaltiger Faustschlag.

Am dritten Tage nach dem vorbesprochenen Feste ritt er im Abenddunkel wieder durch das Spitalthor ein und überraschte seinen Gebieter nicht wenig durch seine schnelle Zurückkunft.

Nichts Gutes ahnend, ließ Herr Toppler den zurückgekehrten Diener sogleich in seine Arbeitsstube rufen und las in den angsterfüllten, kummervollen Zügen desselben ein Unglück.

Bestürzt und hastig frug der Bürgermeister: — „Blasius, wo kommst Du her — und welche unheilvolle Kunde hast Du, Deinem verstörten Ansehen nach, mir mitzutheilen?“ —

„Herr!“ sagte Blasius mit zitternder Stimme, — „ich bin meiner Briefschaften beraubt worden.“ —

„Was sagst Du?“ — fuhr Toppler erschrocken auf, — „warst Du trotz meiner Ermahnung leichtsinnig und unvorsichtig und hast durch unbedachte Worte vermuthen lassen, daß Du ein Botschafter bist?“ —

„Edler Herr, Ihr kennt mich und habt mich oft erprobt,“ — erwiderte Blasius, die Hand betheuernd auf das Herz legend. — „Gestattet mir, zu berichten, wie es mir ergangen, und findet Ihr mich schuldig, so will ich jede Strafe geduldig hinnehmen.“ —

„Sprich!“ — sagte der Bürgermeister schwer aufathmend und setzte sich nieder, um, den Kopf in die Hand gestützt, die Mittheilung seines Dieners zu vernehmen.

Blasius hub an: — „Ich hatte die Reichsstadt Hall hinter mir und ritt getrosten Muthes weiter, dem Neckarflusse zu. — An einer Stelle, wo die Straße sich um eine Waldspitze windet, bemerkte ich eine gute Strecke vor mir einen Trupp Reiter. — Ich ließ meinen Schecken langsam gehen, um Je-

nen einen größeren Vorsprung zu lassen, oder, von ihnen unbemerkt, einen anderen Weg einzuschlagen. — Ich glaubte meinen Zweck erreicht zu haben; denn als ich an eine Stelle kam, wo die Straße weit hinaus offen vor meinen Blicken lag, war von den Reitern nichts mehr zu sehen, und ich hoffte meinen Weg unbehindert und unbemerkt verfolgen zu können. Er führte durch ein kleines Gehölz. — Kaum war ich bei demselben angelangt, so ritt ein Bewaffneter aus ihm hervor und sprach mich mit den Worten an: „Wo hinaus, Landsmann? Das Zeichen Deines Gewerbes, das Du auf dem Rücken trägst, läßt vermuthen, daß Du darauf ausgehst, lustige Gesellschaft zu suchen. Wenn das Dein Geschäft ist, so brauchst Du für's Erste nicht weit zu gehen. Hier im Grünen lagert ein Trupp Reiter, der etwas von Deiner Kunst profitiren möchte. Steig ab und geselle Dich zu uns, bescheidener Lohn und ein gefüllter Weinschlauch warten Deiner." —

Es war mir nicht ganz wohl bei dieser Ansprache; aber Verweigerung des Begehrens schien mir nicht gerathen, noch weniger ein Versuch zur Flucht. Ich entgegnete deshalb mit Bereitwilligkeit: „Ja wohl, Herr Ritter, oder wer Ihr seid, Ihr habt recht gerathen, ich bin ein Spielmann, und wenn ich Euch mit meiner Sackpfeife einige Kurzweil verschaffen kann, so soll's von Herzen gern geschehen; nur kann ich mich nicht lange verweilen, denn ich werde erwartet und muß zur rechten Zeit eintreffen." —

Ich stieg ab und folgte dem Kriegsmann in das Dickicht. Dort traf ich sechs Gewappnete neben ihren angebundenen Rossen im Grünen lagern und wurde von ihnen laut begrüßt. — Vor Allem nöthigte man mich zu trinken und dann nahm ich meine Sackpfeife und begann, ohne mir das geringste von Furcht oder Besorgniß anmerken zu lassen, die lustigsten Weisen aufzuspielen. — Den Burschen schien mein Spiel zu gefallen und sie sangen mir allerlei Schelmenliedlein vor, die ich

zu ihrer Zufriedenheit nachblies und ihnen auch manches necki-sche Verslein, welches sie nicht kannten, dagegen sang. Endlich sagte der Anführer der Reiter: „Höre, Kamerad, Du hast gewiß die spaßigen Stücklein, die Du uns vorgesungen, sauber auf Papier oder Pergament geschrieben bei Dir, wie es bei Euch Bänkelsängern der Fall ist. Gieb sie uns, sie sollen Dir gut bezahlt werden."

Ich versicherte, daß ich nichts Geschriebenes besitze und die Verse im Kopfe habe. Das wollten aber die Reiter nicht glauben und bestunden darauf, sie müßten die gereimten Possen haben.

Die Frage des Anführers machte mich schon stutzig, und als ich wiederholt die Versicherung gab, daß ich auch nicht ein geschriebenes Wort bei mir führe, antwortete er blos: „Wenn Du sie nicht gutwillig hergiebst, so werden wir mit Dir kurze Umstände machen," — und nach diesen Worten packten mich auf seinen Wink drei der Reisige, warfen mich zu Boden und suchten von der Kappe bis zu den Schuhen jede Naht meiner Kleidung aus. — Gegenwehr zu leisten würde mir wenig geholfen haben, doch beklagte ich mich bitter über die räuberische Behandlung und war froh, als sie erkannten, daß ihr Suchen vergeblich war; da sagte einer von den wilden Burschen: „Gebt Acht, er hat seine Schätze in seinem Dudelsack verborgen," und kaum war das Wort gesprochen, so schlitzte der Nächststehende mit seinem scharfen Dolche den Sack auf.

Mir vergingen die Sinne vor Schrecken, und als ich die Augen aufschlug, hielt der Anführer die Briefe in seiner Hand und sagte in höhnischem Tone: „Das müssen feine Liedlein sein, die dem hohen Rathe zu Straßburg sollen gesungen werden. Wir reiten auch dorthin, Freund, und Du kannst Dir den weiten Weg ersparen. Sei versichert, daß die Briefe in die rechte Hand kommen werden."

Ich beschwor die Räuber, mir die Schreiben zurück zu ge-

ben und mich meines Weges ziehen zu lassen. Es könne sie wenig kümmern, sagte ich, weß Inhaltes die Briefe seien, und ich hätte dieselben nur deshalb in dem Sack aufbewahrt, um sie rein und unversehrt überliefern zu können. — Der Anführer entgegnete mir aber mit dürren Worten: „Wenn Dir Deine Haut lieb ist, so besteige Deinen Schecken, reite wieder hin, wo Du herkamst, und sage Deinem Herrn, dem Bürgermeister Toppler, daß er die Antwort auf seine Schreiben sicher und zur rechten Zeit erhalten wird."

Ueber diese Rede erschrack ich zum Tode und erkannte, daß meine Botschaft verrathen war. — Ueber meine Lippen ist keine Sylbe gekommen, die das Geheimniß hätte verrathen können, edler Herr! Eure Weisheit mag ermitteln, wer außer Euch und mir noch von der Sache wissen kann."

Toppler schwieg und blickte ernst vor sich nieder.

„Hast Du Niemand von dem Trupp erkannt?" frug er nach einer Weile den treuen Diener.

„Den Anführer, gestrenger Herr, erinnere ich mich nicht, je einmal gesehen zu haben; aber zwei der Reisige schienen mir Leute des Burggrafen von Nürnberg zu sein," — antwortete Blasius.

„Geh jetzt, Blasius," — erwiderte Herr Toppler mit erregter Stimme, — „laß aber kein Wort verlauten von Dem, was Dir widerfahren ist."

Lange saß Toppler, den Kopf gestützt, in tiefen Gedanken da und erging sich in Vermuthungen über diesen unglücklichen Vorfall. — „Von woher mag der Streich gegen mich geführt sein?" — frug er sich selbst. — „Im Rathe wird hoffentlich kein Verräther sitzen, der aus persönlicher Feindschaft gegen meine Person ein für die Stadt so gefahrvolles Spiel treibt, und auf meinen Diener, das weiß ich, kann ich mich verlassen. — Wenn, wie dieser vermuthet, Leute des Burggrafen die Räuber sind, so darf ich mich eines Argen vorsehen;

denn Kaiser Rupprecht, sein Schwager, ist ohnehin mir und der Stadt nicht freundlich gesinnt, zumal es nicht unbekannt geblieben, daß Rothenburg dem Marbacher Bund beigetreten ist. — Es heißt daher mit doppelter Vorsicht und festem Muthe der drohenden Gefahr begegnen und sie wo möglich abzu=wenden."

Mit diesen Worten erhob er sich entschlossen und ließ noch seine beiden Freunde, Fürbringer und Bermeter, zu sich bitten, um ihnen die überraschende Kunde mitzutheilen.

Diesen Beiden erschien der unglückliche Vorfall von höch=ster Gefahr für die Stadt, ja sie fürchteten sogar den gänz=lichen Untergang derselben, wenn Rupprecht mit anderen Fein=den und Neidern gemeinschaftliche Sache machen würde. — Toppler suchte diese übertriebenen Befürchtungen zu zerstreuen, versicherte seine Freunde, daß die Briefe nichts enthielten, wor=aus ein Abfall vom Kaiser zu entnehmen sei, und kam mit ihnen überein, vor der Hand über die Sache zu schweigen, bis deutliche Anzeichen diese Befürchtungen bestätigen und bemerk=bar machen würden. Er selbst aber wolle in der Stille Vor=bereitungen treffen, die geeignet sein sollten, auch dem Schlimm=sten kräftig und erfolgreich widerstehen zu können.

Stunden der Unruhe und Sorge folgten nun für Toppler. Was ihm die meisten Gedanken machte, war der Umstand, daß er nicht zu ermitteln vermochte, durch wen Blasius Sendung verrathen worden war.

Was aber Herr Toppler nicht erforschen und vermuthen konnte, das wissen wir, die wir die Begebenheiten unserer Ge=schichte nach allen Seiten hin zu verfolgen und zu beleuchten berechtigt und verpflichtet sind.

Kehren wir zu Eberhard Wehr zurück, und es wird uns schon bei Nennung dieses Namens die Wahrscheinlichkeit vor Augen treten, daß von dieser Seite ein feindseliges Auftreten gegen Toppler zu befürchten sein kann.

Eberhard, durch das gänzliche Mißlingen seines tollen Vorhabens und durch die erlittene Bestrafung erbittert, suchte nach seiner Entlassung allerdings auf dem nächsten Wege, wie ihm gerathen war, Würzburg zu erreichen, indem er nicht daran zweifelte, daß aufgestellte Späher seine Schritte beobachten würden. Aber sein Herz war erfüllt mit Haß und Rache, und das Bewußtsein, daß Toppler, der ihn hätte verderben können, ihn geschont und mit äußerster Nachsicht behandelt habe, wurde von seinen rachsüchtigen Gedanken übertäubt.

Es litt ihn nicht lange zu Hause; unter irgend einem Vorwande entfernte er sich bald wieder auf längere Zeit. — Einen eigentlichen Plan hatte er noch nicht gefaßt; aber er suchte Gelegenheit, um entweder sein tolles Vorhaben wiederholt zu versuchen, oder sich für die erlittene Unbill zu rächen.

Eberhard's Gefühl für Brigitte war nicht Liebe, denn sonst hätte der Gedanke an das Verderben der Ihrigen nicht gleichzeitig Platz in seiner Brust gefunden; nein, es war ein unwiderstehliches Verlangen nach dem Besitz des schönen Mädchens, und die Hindernisse, die demselben entgegen stunden, erregten einen tödtlichen Haß in seinem gährenden Busen, ohne sein sträfliches Begehren zu mindern. — Lange streifte er verkleidet und mit großer Vorsicht in der Nähe Rothenburgs herum. So oft er die Thürme der Stadt erblickte, schlug sein Herz in wilder Erregtheit, und das Verlangen, zu besitzen oder sich zu rächen, wurde immer lebendiger und bestimmter in ihm.

Da traf er eines Tages eine Abtheilung Reiter. Der Anführer, ein Junker im Dienste des Burggrafen von Nürnberg, faßte den einzelnen Mann ins Auge und forschte nach Zweck und Ziel seiner Reise.

Eberhard, der sich gar wohl zu benehmen wußte, gab an, daß er in Handelsgeschäften reise, aber gerne hie und da kleine Abstecher mache, weil er zum ersten Male das schöne fränkische Land besuche und es ihn auf seinen Wanderungen immer verlange, Land und Leute näher kennen zu lernen. Er fügte hinzu, daß es ihm sehr willkommen sein würde, wenn der edle Junker ihm erlauben wolle und könne, einige Tage in seiner Gesellschaft und in seinem Schutze zu reisen, da es ihm, seiner ausgesprochenen Absicht zufolge, ganz gleich sei, welche Wege er einschlage.

Dem Junker, der mit seinen Knechten lediglich auf einem weiteren Streifzuge begriffen war, mußte die Gesellschaft eines so gut aussehenden und in Wort und Weise ein gutes Herkommen verrathenden jungen Mannes nur willkommen sein. Er lud daher Eberhard ein, bei ihm zu bleiben, und die Reisigen mußten abwechselnd dem Fremden ihr Pferd zur Benützung überlassen.

Die beiden jungen Männer wurden bald bekannt miteinander und Eberhard bemerkte zu seiner Befriedigung, daß der Junker den Rothenburgern gar nicht grün war. Die Streife zog sich immer an der Grenze des Rothenburger Gebietes hin, welches zu überschreiten dem Junker bei dem gegenwärtigen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen seinem Herrn und der Reichsstadt streng untersagt war. —

Auch Eberhard war dieses sehr willkommen; denn die wiederholt beschworene Urfehde jetzt schon wieder zu brechen, schien ihm doch zu gefährlich und gewagt.

Es war am ersten Mai bei Sonnenaufgang, als der Trupp westlich auf der Straße nach Crailsheim lustig dahinritt.

Eberhard wußte, daß heute in der Stadt Rothenburg ein weitbekanntes Fest gefeiert wird und erzählte dem Junker ausführlich, was er, wie er vorgab, schon von Anderen darüber habe sagen hören.

„Ja, ja!“ — erwiderte der Junker bitter, den es empörte, daß er nicht hinreiten und das lustige Treiben mit ansehen durfte, — „ja, ja! diese Reichsstädter sorgen für Lustbarkeiten aller Art und auch ihr Uebermuth wächst von Tag zu Tag, so daß sie nach Rittern und Fürsten, ja am Ende nach dem Kaiser nichts mehr fragen. — Diese Spießbürger sammeln Reichthümer und Schätze und machen sich das Land unterthan. Betrachten wir nur dieses Rothenburger Gebiet. Wir sind nun vier Stunden Weges von der Stadt entfernt und finden uns hart an seiner Grenze. Es kommt ja einem Fürstenthum gleich und liefert reiche Einkünfte in die ohnedies vollen Kassen dieser Maulwürfe. Alle die Burgen und Schlösser, welche Ihr hier in der Runde erblickt und die vor nicht langer Zeit noch meistens von mächtigen adeligen Geschlechtern bewohnt waren, gehören nun sammt den dazu gehörigen Besitzungen diesen Städtern, und ihre Vögte hausen und herrschen darinnen.“

Eberhard, der dies Alles gar wohl wußte und dem erbitterten Junker noch viel genauere Auskunft hätte geben können, stellte sich, als verwundere er sich über die Mittheilung seines Begleiters und schaute neugierig hinaus nach den bezeichneten Stellen.

Da erblickte er in der Ferne einen einzelnen Reiter und erkannte mit seinen scharfen Augen das scheckige Pferd und die etwas verwachsene Figur unseres Blasius. — Dieser ritt auf einer Anhöhe und seine Gestalt erschien in der reinen Morgenbläue wie der Schattenriß an der weißen Wand.

Eberhard schaute scharf nach dem fernen Reiter, und als er sich überzeugt hatte, daß er sich nicht irre, daß es bestimmt der vertraute Diener Toppler's sei, kamen ihm allerlei unlautere Gedanken.

Erst seit zwei Jahren von Rothenburg entfernt, erinnerte er sich gar gut, mit welcher Vorliebe Blasius bei dem Schäferfeste als erster Sackpfeifer spielte, und da er heute, am Tage

des Festes, ausritt, so mußte ein besonderer wichtiger Grund vorhanden sein, der ihn davon ausschließen konnte. Unstreitig war er mit einer Sendung betraut, die geheim gehalten werden sollte; deshalb mußte er reiten, wenn die Stadt voll und die Landstraßen leer waren.

Es war ihm, als ob der Augenblick der Rache gekommen wäre, und eine teuflische Freude malte sich in seinem funkelnden Auge und in seiner höhnischen Miene. Er wendete sich an seinen Begleiter mit den Worten: „Edler Junker, wollt Ihr wohl mit mir einige Schritte vorausreiten? Ich habe Euch eine Mittheilung zu machen, die Euch vielleicht wichtig und willkommen ist.“ —

Der Junker gab seinen Leuten Befehl, zurückzubleiben, und trieb sein Pferd an, so daß sie bald aus der Hörweite der Reisige sich befanden.

„Aus Euren vorigen Aeußerungen“, — hub Eberhard an, „glaube ich abnehmen zu können, daß Ihr den Reichsstädtern da drüben eben nicht hold seid. Ich kann Euch nicht Unrecht geben; das Volk benimmt sich übermüthig dem Adel gegenüber und überhebt sich in seinem Stolze und in dem Dünkel seines Reichthums.

„Als ich vor einigen Tagen auf der Straße von Würzburg in die hiesige Gegend zog, stieß ich auf einen ältlichen verwachsenen Menschen, der, eine Sackpfeife auf dem Rücken, ein kleines scheckiges Pferd ritt. — In der kurzen Zeit, die ich mit ihm zog, erkannte ich aus den Reden des Alten, daß er ein verschmitzter, pfiffiger Kopf ist, und als er dann von mir weggeritten war und ich mich bei Leuten auf der Straße nach ihm erkundigte, erfuhr ich, daß es der vertraute Diener des gefürchteten Bürgermeisters Toppler sei. —

„Seht dort auf jener Höhe den einzelnen Reiter, — es ist der nämliche, von dem ich Euch sage, ich würde ihn in noch weiterer Entfernung wieder erkennen. — Der hat gewiß eine

wichtige Botschaft zu bestellen oder gar geheime Briefschaften zu besorgen, weil er am Tage des allgemeinen Festes die Stadt verläßt. — Ich theile Euch meine Vermuthung blos für den Fall mit, als es Euch von Wichtigkeit sein sollte; denn ich möchte mich für Eure angenehme Gesellschaft dankbar bezeigen. Mir reitet der Mensch gut und ich würde ihn außerdem wenig mehr beachten, als den Bauern, der mir auf dem Feldweg begegnet.“ —

Der Junker richtete nun sein Augenmerk auch auf die bezeichnete Gestalt und sagte dann: „Junger Herr, wenn Ihr Euch in der Person nicht irrt und Eure Vermuthungen richtig sind, so könnte ein solcher Fang mir oder vielmehr meinem Gebieter, dem Burggrafen, wohl von Wichtigkeit sein. — Wenn wir aber den Burschen abfangen wollen und er ein listiger Kopf ist, wie Ihr sagt, so müssen wir List gegen List gebrauchen, ihm voraus und aus den Augen zu kommen suchen, und da er auch uns erblickt haben kann, uns in weiterer Entfernung einen passenden Hinterhalt aussuchen.“ —

„Was die Person angeht“, — erwiderte Eberhard, „so bin ich meiner Sache gewiß; aber was meine Muthmaßung betrifft, so beruht sie blos auf der mir gewordenen Kenntniß von dem Manne, verbunden mit dem Umstande, daß er am heutigen Tage die Stadt verläßt. — Wollt Ihr ihn wirklich anhalten, so muß ich bitten, daß ich, bis die Sache vorüber ist, mich ferne halten darf; denn da der Mensch mich jedenfalls wieder erkennen wird, so würde er von mir nur Beistand und Hülfe erwarten.“ —

„Haltet das, wie Ihr wollt“ — entgegnete der Junker, rief seine Leute zu sich und gab ihnen die nöthigen Befehle für den beabsichtigten Ueberfall. — Der Trupp setzte sich nun in raschere Bewegung, um einen Vorsprung vor seinem Opfer zu gewinnen und den gewünschten Hinterhalt zu finden.

Wie der Anschlag, aber erst in den letzten Stunden des Tages, gelang, haben wir aus Blasius eigenem Munde vernommen.

Die verunglückte Sendung blieb streng verschwiegen unter den Mitwissenden.

Toppler zwar, der die Folgen voraussah, war bedacht, jetzt schon Vorkehrungen gegen die drohende Gefahr zu treffen, jedoch in einer Weise, daß die nichtsahnende Bürgerschaft keinen Argwohn schöpfen konnte.

Da die neuen Thürme zur Aufnahme von Doppelhacken gebaut und eingerichtet wurden, so konnte es nicht auffallen, daß diese jetzt schon angeschafft wurden; Toppler that es in der Absicht, die Geschoße im Falle der Noth auch anderwärts verwenden zu können. — Einige alte, bußwürdige Thürme, die dem heftigen Anprall eines Sturmes nicht lange hätten widerstehen können und deshalb nur geringe Dienste geleistet haben würden, bei einem etwaigen Einsturz jedoch voraussichtlich großen Schaden angerichtet hätten, ließ er abbrechen unter dem Vorwande, die Steine zu den neuen Mauern zu verwenden. — In der anscheinenden Absicht des Lüftens und Trocknens wurden große Massen Balken und Bauholz rings auf den Wällen vertheilt, in der Wirklichkeit aber deshalb, um das Material zu starken Pallisaden sogleich und überall bei der Hand zu haben. — So ließ er allerlei für seine geheimen Zwecke ausführen, was in den Tagen des tiefsten Friedens ohne aufzufallen auch hätte geschehen können. —

Selbst im eigenen Hause des Bürgermeisters vermerkte es Niemand auffällig, daß Jakob, der kriegerische Sohn Toppler's, dem Auftrage seines Vaters, die Rüstkammer zu untersuchen, Beschädigtes ausbessern und Fehlendes anschaffen zu lassen, mit allem Eifer nachkam. —

Es war ja das Waffengeschäft ein fast ununterbrochenes, und Jakobs liebste Beschäftigung konnte Niemanden befremden.

Heinrich, der jüngste Sohn des Hauses hatte dagegen seitdem er die Schäferrolle so glänzend gespielt hatte, sich einem ganz anderen Zeitvertreibe hingegeben. — Die zwar nur kurze Bekanntschaft mit dem alten Gabriel hatte ihn angezogen und er beschloß, von den reichen Erfahrungen des klugen Mannes Nutzen zu ziehen. Das konnte natürlich in keiner anderen Weise geschehen, als daß er seine Besuche bei demselben häufiger wiederholte.

Man lebte ja in den schönsten Tagen. — Warmer Sonnenschein, der würzige Duft der Blumen und Baumblüthen lockten den alten Gabriel täglich in sein Gärtchen, und in der kühlen Laube desselben saß der Jüngling stundenlang bei dem Greise und hörte mit Aufmerksamkeit dessen klugen Reden und fesselnden Erzählungen zu. — Die Wißbegierde Heinrichs vermehrte sich bei jedem Besuche, und hätte Herr Fürbringer von diesen Zusammenkünften gewußt, er hätte Gabriels Laube gewiß mit einer Akademie Plato's verglichen.

Einen aufmerksameren und gelehrigeren Schüler, als Heinrich, konnte es nicht wohl geben. Daß Hora an den Gesprächen auch zuweilen Antheil nahm, konnte dem Unterricht wohl keinen Eintrag thun, und daß sie von Zeit zu Zeit mit unaussprechlicher Anmuth Wein und Erfrischungen reichte, sogar hie und da mit ihrer Engelsstimme ein Lied mit Begleitung ihrer Laute sang, wobei ihre sanft glühenden Augensterne wie Diamanten durch die grüne Dämmerung leuchteten, — dies Alles konnte seinen Eifer wohl nicht beeinträchtigen und war für ihn jedenfalls nur Nebensache.

Gabriel fand aufrichtiges Wohlgefallen an dem lebhaften, verständigen Jünglinge. Seine Besuche gewährten ihm Erheiterung und Unterhaltung und wurden dem Alten bald zum Bedürfniß. — Zwar entgingen ihm die verrätherischen Blicke,

welche Heinrich manchmal, sich vergessend, auf Hora richtete, nicht, — ebensowenig blieb die heitere Stimmung seiner Enkelin in Gegenwart des fast täglichen Besuches, sowie ihre sichtbare Unzufriedenheit bei dessen Ausbleiben, von ihm nicht unbemerkt; allein der gute Alte hielt Dies für Nachklänge ihres kurzen gemeinschaftlichen Schäferlebens und hatte sich hierin auch gewiß nicht geirrt. — Es kam ihm wohl manchmal in den Sinn, es könnten diese Blicke Heinrich's, die Fröhlichkeit und Verstimmtheit Hora's auch Anzeichen einer noch unausgesprochenen gegenseitigen Neigung sein; und das machte ihn bedenklich; allein was wollte er machen? Er konnte sich ja täuschen; und war es doch der Sohn seines Gönners und Wohlthäters, dem er ohne besondere Gründe seine Thüre nicht verschließen konnte. — Wäre die Zeit geblieben, wie sie war: blauer Himmel, goldner Sonnenschein und Blumenflor aller Wegen, die Lippen hätten schon noch offen ausgesprochen, was bisher die unvorsichtigen Blicke verriethen; aber es kamen plötzlich andere Tage. — Der Himmel überzog sich drohend, — finstere, schwere Gewitterwolken thürmten sich über Stadt und Land, und blutrothe Rosen schossen auf neben den bleichen, blassen Lilien des Todes.

8.

Die Befürchtungen Topplers waren eingetroffen. —

Es war Mitte Juni des Jahres 1407, als ein kaiserlicher Bote eintraf mit dem unheilverkündenden Briefe des Inhaltes, daß Kaiser Rupprecht die Reichsstadt Rothenburg wegen beabsichtigter Wiederanerkennung des Königs Wenzel von Böhmen als deutschen Kaiser und wegen Verleitung anderer Städte hiezu in die Reichsacht erkläre. —

Der Burggraf Friedrich von Nürnberg und der Bischof von Würzburg waren zu Vollstreckern derselben ernannt.

Die Unglücksbotschaft verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und brachte eine Bestürzung hervor, die nicht zu beschreiben ist. —

Die Furchtsamen, und diese waren die Mehrzahl, sahen schon im Geiste die Mauern erstürmt, die Stadt in Flammen und geplündert und alles Eigenthüm zerstört.

Man erblickte schon die schönen, fast zur Ernte reifen Felder verheert und verwüstet und die reichen, wohlgenährten Heerden fortgetrieben.

Die Feinde Topplers waren geschäftig, dieses Unglück dem eigenmächtigen Handeln des Bürgermeisters einzig und allein zuzuschreiben und so das Vertrauen zu dem Manne zu erschüttern und ihn dem allgemeinen Hasse preiszugeben.

Ebenso schnell wurden die Ursachen der Achtserklärung bekannt und wie Blasius überfallen und seiner Briefschaften an den Rath in Straßburg beraubt wurde.

Da ertönte die große Rathsglocke, was andeutete, daß der regierende Bürgermeister den ganzen Rath in den großen Rathhaussaal berufe und zugleich die Bürger auffordere, der Versammlung beizuwohnen. — Also eine öffentliche Rathsversammlung. —

Von allen Seiten sah man die Männer dem Rathhause zuströmen, und bald war der große, ein längliches Viereck bildende Saal gefüllt.

Dieser Saal war für die öffentlichen Verhandlungen des kaiserlichen Landgerichtes bestimmt; auch das hochnothpeinliche Halsgericht fällte hier seine blutigen Urtheile, was die an den Wänden angebrachten grauenerregenden Abbildungen der gräßlichen Strafen bekundeten. Außerdem wurde er bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, zu welcher die ganze Bürgerschaft geladen war, benützt.

Am oberen Ende des Saales stund ein langer Tisch, an welchem die zwölf Bürgermeister Platz genommen hatten. Hein=

rich Toppler, als der gegenwärtig regierende, nahm in der Mitte der Tafel einen etwas erhöhten Sitz ein. Rechts und links an den Wänden saßen auf steinernen Bänken die Rathsherren und Senatoren, und der übrige Raum des großen Saales war angefüllt mit den Bürgern der Stadt.

Ernste, kummervolle Gesichter waren da zu sehen und eine unheimliche, peinliche Stille beherrschte die Menge.

Auf dem Tische vor dem regierenden Bürgermeister lag das verhängnißvolle, mit dem kaiserlichen Siegel behangene Pergament, welches die Achtserklärung enthielt. — Aller Augen waren auf Toppler gerichtet, auf dessen Gesicht zwar auch der Ernst des Augenblickes ausgeprägt war, aber nicht jene klägliche Angst zeigte, welche so vielen der schwarzbemäntelten Herren auf der Stirne stund.

Da erhob sich Toppler und sprach mit seiner kräftigen, wohlklingenden Stimme langsam und vernehmbar:

„Liebe Freunde und Rathsgenossen und Ihr ehrbaren Bürger der Stadt! — Eine große Gefahr bedroht uns! — Unheil schwangere Gewitterwolken sammeln sich über unseren Häuptern und unserer Stadt! — Ich habe nicht nöthig, zu sagen, worin die Gefahr besteht; der Unheil verkündende Brief hier hat es uns gesagt. — Eben so wenig brauche ich zu wiederholen, welchen Ursachen die kaiserliche Achtserklärung entsprungen ist. —

Seiner Zeit habe ich Euch, edlen Mitgliedern des hohen Rathes, das Ansinnen des Königs Wenzel von Böhmen mitgetheilt, und es wurde in unserer Rathsversammlung ernstlich erwogen, in wie weit auf dieselbe einzugehen sei und was geschehen könne, um die gebotenen Vortheile für unsere Stadt zu erlangen.

Ich bin nicht gesonnen, liebe Amtsgenossen und Mitbürger, die Mitverantwortung für das uns drohende Unglück von mir zu wälzen, nein, ich wiederhole es: ich habe dem ver-

sammelten Rathe die Vorschläge gemacht, nach denen gehandelt werden sollte, und Ihr habt, wenn auch nicht alle, doch der Mehrzahl nach, diesen meinen Vorschlägen beigestimmt.

Es ist deshalb, was geschehen ist, nach Rathsbeschluß ausgeführt worden. — Ich habe ferner die Briefe an den Rath zu Straßburg abgefaßt und verpfände Euch mein Ehrenwort, daß sie Nichts enthalten, was hochverrätherisch wäre und was die kaiserliche Achtsverhängung über unsere Stadt rechtfertigen könnte. — Allein Gewalt geht vor Recht! — Mein Bote wurde aufgehoben; man nahm ihm die Briefe ab und deutete deren Inhalt in der feindseligsten Weise. — Daß die Sendung meines Dieners Blasius verrathen war, ist offenbar; denn die Wegelagerer wußten, ohne den Boten näher zu kennen, den Namen seines Gebieters. — Alle meine Nachforschungen und Anstrengungen, den Verräther zu entdecken, waren erfolglos, und ich konnte bis heute auch nicht entfernt die Spur desselben entdecken. — Ich mag es gar nicht denken," — fuhr Toppler mit erhobener Stimme fort, — „daß in unserer Mitte ein Mann sein könnte, den der blinde Haß zu so frevlem Spiele hätte verleiten können, welches voraussichtlich unserer Stadt die höchste Reichsstrafe zuziehen müßte. — Aber glaubt mir, edle Rathsgenossen: jeder Verrath, jedes Werk der Bosheit rächt sich, und der abgeschossene Giftpfeil fliegt nicht selten in die eigene Brust des Entsenders.

Euere ernsten, bedenklichen Mienen geben Zeugniß von Eurer Besorgniß und ich theile sie mit Euch; — aber es ist noch nicht Alles verloren, wenn wir selbst die nöthige Besinnung und den erforderlichen Muth nicht verlieren.

Wir haben mächtige Freunde, treue Bundesgenossen, wohlgelegene, starke Festen und schützende Mauern. — Unsere Männer haben in manchem heißen Strauße bewiesen, daß sie zu kämpfen verstehen und den fremden Söldnern, sowohl an Muth und Tapferkeit, wie durch ihre Begeisterung für ihre Sache,

weit überlegen sind. Laßt vor Allem uns wohl vorsehen mit Kriegsmaterial und Lebensmitteln. Laßt uns das Fehlende an den Befestigungen herstellen und unsere Verbündeten für unsere Sache gewinnen. —

Muntert Eure Mitbürger in diesem Sinne auf, so viel es in der Macht eines jeden Einzelnen liegt, damit die innere Einigkeit uns stark mache, und die drohende Gefahr wird vorübergehen, ohne die Folgen zu hinterlassen, die wie dräuende Ungeheuer jetzt vor den angsterfüllten Herzen stehen.

Wollt Ihr mir die Leitung der nöthigen Geschäfte und die Vertheidigung der Stadt anvertrauen, so soll jede Tageszeit mich thätig und jede Nachtstunde mich wach finden. Wollt Ihr aber einem Anderen Euer Vertrauen schenken, so stelle ich mich bereitwillig unter dessen Befehle und gelobe, auf dem mir angewiesenen Posten auszuharren und alles zu thun, was in meinen Kräften steht. —

Die Ausrüstung und Verpflegung von fünfzig Reisigen übernehme ich im Voraus unter allen Umständen für die ganze Dauer des Krieges.

Ich habe nun meine Meinung ausgesprochen, beschließt in gewohnter Weisheit und setzt alle persönlchen Beziehungen auf die Seite; denn es handelt sich um das Wohl unserer Stadt, ein Gut, für welches wir Alle gleichmäßig einzustehen haben."

Toppler nahm nach diesen Worten seinen Sitz wieder ein und ein lautloses Schweigen folgte seinem bedeutsamen Vortrage.

Alle, auch die, welche ihm feindlich gesinnt waren, wußten gar gut, daß nur er allein im Stande sei, — wenn es irgend möglich wäre, sowohl auf diplomatischem Wege, wie mit dem Schwerte in der Hand, die Gefahr abzuwenden — oder doch zu vermindern. — Doch kein Wort unterbrach die ängstliche Stille. —

Der Senator Nikolaus Schwertbauer, einer der eifrigsten

Neider und Gegner Toppler's, in dessen hageren Zügen Bosheit und gemeine Denkungsart deutlich ausgeprägt waren, wandte sich zu seinem Nachbar Gernot Schellenberg und flüsterte diesem zu: „ein feiner Kopf unser Herr Bürgermeister! Nachdem er den Brei eingerührt hat, hätte er gar nichts dagegen, wenn ihn ein Anderer auskochen würde. Was Herr Toppler kann, würde sich mancher Andere zutrauen; aber den Affen zu machen, der ihm die Kastanien aus dem Feuer holt, dafür wird sich ein Jeder bedanken." —

„Darin möchtet Ihr Euch doch irren," — erwiderte leise Schellenberg, der zwar auch nicht zu den Freunden Topplers zählte, aber doch von den boshaften, wegwerfenden Worten seines Nachbarn unangenehm berührt wurde. — „Es hat bis jetzt hundertfältig Gelegenheit gegeben für Jeden, sich hervorzuthun; ich kenne aber Keinen, dem es darum zu thun gewesen wäre, bei gefährlichen Unternehmungen dem Toppler den Rang abzulaufen." —

Die fortwährende Stille machte die anwesenden Bürger etwas unruhig, die mit ihrem Worte doch den Männern des Rathes nicht vorgreifen wollten. Ein dumpfes Geräusch ließ sich vernehmen, welches theils von unruhig werdenden Füßen, theils von leise gemurmelten Worten herrührte.

Da erhob sich Herr Fürbringer und sprach zu der Versammlung: — „Ich verstehe gar wohl das allgemeine Schweigen, werthe Herren und Amtsgenossen. Unsere Lage ist so ernst, der Augenblick scheint so rathlos, daß Jeder Bedenken trägt, das Wort zu ergreifen. Und doch ist es so leicht, in dieser verhängnißvollen Sache einen Beschluß zu fassen, — es bedarf keiner Worte, es bedarf der That! — Wie unser edler Bürgermeister gesagt hat, so verhält es sich, — Was gethan wurde, geschah in Folge Rathsbeschlusses. — Das Vorhaben ist gescheitert durch Verrath und die Gefahr nun vor der Thür. — Es fragt sich nun vor Allem, wem soll die Oberleitung, so-

wohl in den Verhandlungen, wie bei der Vertheidigung der Stadt, übertragen werden? Ist einmal dieses bestimmt, dann kommt erst das Wie, und alle Mittel und Wege, die uns zu einem glücklichen Ausgang führen können, werden sodann aufgesucht und benützt werden. Ich stelle nun als Aeltester in dem gesammten Rathe meinen verehrten Amtsgenossen den Antrag: Wer mit mir einverstanden ist, die Oberleitung unserem vielbewährten edlen Bürgermeister Heinrich Toppler zu übertragen, der erhebe sich zum Zeichen seiner Zustimmung von seinem Sitze.“ —

Diese Aufforderung hatte zur Folge, daß sich sämmtliche Rathsherren und Senatoren von ihren Plätzen erhoben.

Fürbringer wandte sich an Toppler mit den Worten: „Herr Bürgermeister, Ihr seht, was der gesammte Rath von Euch hofft und erwartet!“ —

Toppler erhob sich und sprach mit fester, ruhiger, Stimme: „Edle Herren, ich danke Euch für Euer Vertrauen. Ihr sollt Euch in mir nicht getäuscht haben. Das Bewußtsein, immer das Beste für unsere Stadt gewollt zu haben, und die Gewißheit, daß mein bisheriges Streben nicht ohne Erfolg geblieben ist, gibt mir die Hoffnung, daß auch diese große Gefahr mit Gottes Hülfe, wenn auch nicht gänzlich abgewendet, so doch gemindert und einem schnellen Ende zugeführt werde. —

Vor Verlusten können wir nicht bewahrt bleiben, die bringt der Krieg mit sich. — Auch meine Felder werden verwüstet, auch meine Bauernhöfe werden niedergebrannt werden. Dieser unvermeidliche Schaden, wenn auch empfindlich, läßt sich wieder ersetzen; aber unsere Stadt soll unberührt und unbeschädigt bleiben, so lange diese Hand im Stande sein wird, das Schwert zu führen.

Und Ihr, wackere Bürger und Zunftmeister!“ — wendete er sich nun an die schweigende Menge, — „die Ihr mit mir schon oft im heißen Kampfe gestanden, seid Ihr auch dies-

mal bereit, für die Vertheidigung Eures Heerdes und unserer Stadt all Eure Kraft aufzubieten?“ —

„Ja!“ — erscholl es, wie aus einem Munde, und mit gewaltiger Stimme rief der brave Waffenschmied Matthias Schwarz: „Gut und Blut für unsere Vaterstadt und für unseren edlen Burgermeister Toppler!“ —

Hundertfältiges Beifallrufen folgte diesen Worten, und manches Gesicht der Rathsherren färbte sich grün und gelb vor Neid und Aerger.

Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, sprach Herr Toppler zu den begeisterten Bürgern: „Wackere Männer! rüstet Euch nun und säumet nicht, Euch mit Allem zu versehen, was Noth thut zum Leben und Sterben; denn jede Stunde kann die Gefahr vor unsere Mauern bringen.

Jeden Abend um fünf Uhr versammelt Euch auf dem Marktplatze, wo wir dann gemeinschaftlich festsetzen wollen, was für die nächsten Stunden zu thun ist. Und nun geht und legt rüstig Hand ans Werk.“ —

Die Bürger entfernten sich und im Hinabgehen auf der Treppe sagte der Sattler Breisel zu Strotz, dem Faßbinder: „und ich bleib dabei, daß der verwegene Bürgermeister die Gefahr heraufbeschworen hat. — Aber das muß wahr sein: er ist ein Mann! — Hast Du die dummen Gesichter der meisten unserer Rathsherren und Senatoren nicht gesehen? Und Mancher, wie dieser Schwertbauer, zeigt schon ein Aussehen, als führe er das Gesicht Judas Ischarioth's in seinem Wappen. — Wahrhaftig, Ulrich Zabel dürfte für sie alle pelzene Schlafmützen machen, damit ihnen der Verstand nicht vollends einfriert und das bißchen Muth, den sie wenigstens als Buben beim Vogelnesterausnehmen an den Tag gelegt haben, wieder etwas aufgewärmt wird.“ —

Berthold Becher, der Gerber, der hinter den Beiden die Stufen hinabstieg und die Worte des Sattler's gehört hatte,

klopfte dem Sprecher auf die Schulter und sagte: — „Habt nicht ganz unrecht, Meister Breisel, jedoch Euer loses Maul verschüttet immer das Kind mit dem Bade. — Aber ich weiß, Ihr meint es nicht so schlimm, als Ihr sagt.“ —

„Ah, Meister Becher, — entgegnete der Angeredete, „Euch kann man freilich nicht vorlaut schelten, denn der Schmied hat Euch heute wieder das Wort vom Maule weggeschnappt, als er den Bürgermeister hoch leben ließ. Ich sah es Euch wohl an, daß Ihr denselben Ruf in Bereitschaft hieltet; aber bis der Gerber nach dem Schabmesser langt, hat der Schmied schon lang dreingeschlagen.“

„Habt recht, Breisel!“ — erwiderte lachend der riesige Gerber. — „Aber mich freut's, daß Ihr unserem Herrn Toppler doch auch Gerechtigkeit widerfahren laßt. — Nun wollen wir hübsch beisammen bleiben und unserem braven Bürgermeister das Geleite geben.“ —

„Hab' keine Zeit zum Müssiggehen,“ — brummte der Sattler, — „besorgt immerhin das Geschäft allein, ich werde das Meinige schon auch noch thun. Wir Sattler kommen immer erst an die Arbeit, wenn der Gerber die Haut zum Strecken und Zerschneiden hergerichtet hat.“ —

Mit diesen Worten ging er und der beifällig lächelnde Stroß von dem Gerber weg, — aber nicht ihrer Behausung zu, sondern die Herrengasse hinab, — wahrscheinlich dem Wallfische zu. — Es scheint demnach schon damals der löbliche Brauch bestanden zu haben, wie noch heut zu Tage, daß sich der Bürger nach einem Gang auf das Rathhaus bei einem guten Schoppen Stärkung und Erholung sucht.

Meister Becher sah den Beiden kopfschüttelnd nach und sagte dann nachdenklich vor sich hin: „Die Leute sind am Ende doch gefährlicher, als ich mir einbilde.“ —

Auch die Herren des Rathes verließen den Saal, und die heimlichen, wie offenen Gegner Toppler's hatten das Vergnü-

gen, den Beneideten von einer großen Schaar ergebener Bürger erwartet und bis an seine Wohnung begleitet zu sehen.

Nun entwickelte Toppler nach allen Seiten hin eine Thätigkeit, in welche sich heutigen Tages einige Ministerien theilen würden.

Blasius und Simson wurden ausgesandt, mit Briefen an Freunde und Bundesgenossen. — Rothenburg hatte deren noch aufzuweisen, und sogar mächtige und einflußreiche, nur durften sie einer geächteten Stadt keine Waffenhülfe leisten. Toppler zweifelte jedoch nicht, daß der persönliche Einfluß derselben seinen Wünschen und Absichten förderlich sein würde.

Reisige und Knechte wurden angeworben und der gebotene gute Lohn führte Hunderte in den Dienst der Städter. — Die Schlösser und Burgen des städtischen Gebietes wurden in Stand gesetzt und mit streitbaren Mannschaften verstärkt, und große Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsmaterial in die Stadt geschafft. Die Mauern und Thürme wurden besetzt mit Geschossen nnd Wurfmaschinen, und aus dem im Voraus angehäuften Holze entstunden starke Pallisaden, als wüchsen sie aus der Erde heraus.

In gleicher Weise versorgten sich die Bürger mit Lebensmittel und Futter für die Thiere. — Keller, Böden und Vorrathskammern wurden so reichlich versehen, daß Jahre des üppigsten Wohllebens nicht im Stande gewesen wären, den Reichthum aufzuzehren.

Schwertfeger, Waffenschmiede, Armbruster und Bolzenschnitzer arbeiteten Tag und Nacht, und Frauen und Mädchen bereiteten Verbände und kochten lindernde Salben.

Bald kamen Sturmvögel, welche die ersten Anzeichen des nahenden Gewitters brachten. Die Späher, welche Toppler

nach Nürnberg und Würzburg entsandt hatte, brachten Nachrichten von den eilfertigen Rüstungen der Feinde.

Bald kamen andere, welche die Kunde von dem Sammeln der Heerhaufen an der Grenze des Stadtgebietes brachten, und endlich die genaue Botschaft, daß der Feind in der großen Zahl von 3060 Mann auf der Linie von Equarhofen bis Gallmersgarten das Rothenburger Gebiet betreten habe und die Schlösser Habelsee und Endsee bedrohe.

Toppler wußte wohl, daß diese nur leicht befestigten und mit wenig Mannschaften besetzten Punkte nicht lange Widerstand leisten können, hoffte aber, daß der Feind im gleichzeitigen Angriff verschiedener Plätze seine Kräfte zersplittern und Gelegenheit zu einem günstigen Ausfalle geben würde. Auch konnte der Feind nicht wohl vor die Stadt rücken und die stärkeren Festen wie Nordenberg und Seldeneck, unangefochten in seinem Rücken lassen. — An diesen beiden, fast uneinnehmbaren Bergfesten sollten die Feinde ihre Kraft erproben und ermatten. Auf der offenen Stadtmarkung wollte dann Toppler dem anziehenden Feinde den Weg zur Stadt verlegen und mit seinen ungeschwächten, wohlausgerüsteten Streitern und seinem ihm bis jetzt immer treugebliebenen Glücke hoffte er, zu siegen.

Schon kamen flüchtige Landleute in die Stadt, jammernd und wehklagend. Ihre Häuser waren niedergebrannt, ihr Vieh geraubt und ihre Aecker verwüstet. Wer nicht entrann, wurde niedergemacht oder gefangen weggeführt, um in den feuchten Verließen des Feindes zu verschmachten. — Die Städter mußten unthätig zusehen, wie ringsum die Flammen aufstiegen und den Nachthimmel mit ihrem feurigen Scheine erhellten.

Da kam am neunten Tage eine Nachricht, an deren Wahrheit Niemand glauben wollte.

Das feste Nordenberg sollte gefallen sein. — Besonders Toppler, der auf den Widerstand dieser unbezwinglichen Burg all seine Pläne baute, konnte und wollte nicht zugeben, daß

eine Feste, die auf einem steilen Bergkegel gelegen, mit vierfachen Wällen umgeben und durch Mauern und Thürme geschützt war, welche keine Gewalt zu brechen vermochte, in so kurzer Zeit bedroht, erstürmt und genommen sein konnte.

Schon wollte er eine geheime Streife aussenden, um das Wahre von dem Gerüchte zu erfahren, da erschienen zwei flüchtige Männer an den Thoren und baten um Einlaß.

Die Ankunft der beiden Flüchtlinge bestätigte die traurige Gewißheit. — Es waren die beiden Vögte, welche mit der Bewachung und der Vertheidigung der Burg Nordenberg betraut waren.

Toppler empfing die Unglücklichen, zwei schwache Senatoren Namens Beck und Zuber, mit Zorn und Entrüstung. — Ihr Bericht war kurz. Sie hatten die Uebermacht und eine lange Belagerung fürchtend, die Feste übergeben.

„Und Ihr wagt es, selbst zu erscheinen und dies zu verkünden?" — donnerte der Bürgermeister die Zitternden an. — „Ihr saßet hinter festen Mauern, waret hinreichend mit Lebensmitteln versehen und brauchtet weiter nichts zu thun, als den Stürmenden sich die Köpfe an Eueren unverwüstlichen Mauern einstoßen zu lassen. — Ihr seid Verräther an der Stadt und sollt auch den Lohn der Verräther ernten." —

Und wirklich, einige Stunden darauf war ein Schaffot auf dem Marktplatze aufgerichtet und die Häupter der Unglücklichen fielen zur Strafe für ihre Feigheit und ihren Verrath.

Nun war es aber mit der Hoffnung, einem geschwächten Feinde im offenen Felde die Spitze zu bieten, vorüber, und schon anderen Tages sah man die feindlichen Haufen sich der Stadt nähern und auf der östlichen und nördlichen Seite der Markung sich ausbreiten.

Von dem Thurme des Galgenthores aus konnte man die ganze Linie des Belagerungsheeres überschauen. Auf der Höhe oberhalb des Thurmseeleins waren die Hauptzelte der Achts-

vollstrecker aufgeschlagen, und die luftigen Wohnungen des Burggrafen Friedrichs und seiner Bundesgenossen, des Grafen von Henneberg und des Landgrafen von Thüringen und der Hauptleute des Bischofs von Würzburg, nahmen den Raum einer kleinen Stadt ein. Weithin breiteten sich die übrigen Zelte und Laubhütten der einzelnen Haufen und Fähnlein aus.

Nachdem ein Herold, welcher im Namen der Verbündeten die Stadt zur Uebergabe aufgefordert hatte, mit der Antwort ins Lager zurückgekehrt war: „die Herren möchten sich die Mauern und Wälle der Stadt nur etwas näher besehen, was sie zu der Ueberzeugung bringen würde, daß man auf etwas anderes, als auf eine feige Uebergabe bedacht sei, — wurden die eigentlichen Vorkehrungen zur Belagerung und zum Sturme erst getroffen.

Tage währte es, bis die schwerfälligen Belagerungswerkzeuge, wie Sturmböcke, Wurfmaschinen, Leitern, Hacken und dergleichen, herbeigeschafft wurden, und mancher Reisige rollte, von den scharfen Bolzen der Städter getroffen, den Wall hinab, ehe es gelang, nur an einigen Stellen die festen Pallisaden zu durchbrechen, durch welche man sich erst einen Weg zu den Stadtmauern bahnen mußte.

Besonders die Sturmböcke leisteten nur geringe Dienste, weil tiefe Gräben sich längs der Mauer hinzogen bis zum Spitalthore, von wo an die südliche und westliche Seite der Stadt wegen der steil abfallenden Höhen des Tauberthales ohnedies gegen derartige Angriffe geschützt waren.

Die Belagerten hatten ihre Mauern mit den besten Armbrustschützen besetzt und es gelang der Wachsamkeit Topplers, mehrere Versuche des Feindes, zur Nachtzeit die Mauern zu ersteigen, zu vereiteln.

So dauerte die Belagerung schon drei Wochen, ohne daß die Feinde einen besonderen Vortheil errungen hätten.

Einzelne Abtheilungen überfielen mittlerweile die Schlösser

Gattenhofen, Hartershofen und Neusitz, brachen dieselben und verbrannten die Dörfer. Auch der Wachtthurm auf dem Wachsenberge wurde zerstört; aber der Stadt selbst hatten sie noch keinen Schaden zufügen können.

Nach und nach gelang es ihnen, die Pallisaden an verschiedenen Stellen zu durchbrechen, und es wurde nun beschlossen, einen Sturm zu wagen.

Nächtlicher Weile wurden Leitern, Schutzdächer, Fackeln und Pechkränze in die Nähe der Wälle gebracht, und am Tage ließ sich von den Thürmen aus gar wohl erkennen, daß ein Hauptangriff auf die Stadt beschlossen war.

Zwischen dem Röder- und Galgenthore, wo die Mauern anscheinend am niedrigsten waren und nur kleinere Thürme stunden, welche von keinem Feuergeschoß besetzt werden konnten, schien die Berennung der Stadt beabsichtigt zu sein; denn in den davor liegenden Gärten wurden die Zäune und Obstbäume umgehauen und große Massen Steine angefahren, um nach Ersteigung des Walles die Gräben damit ausfüllen zu können.

Toppler gewahrte dies Alles und erkannte den Ernst des Vorhabens, ließ sich aber damit doch nicht täuschen und irre führen und — wohl wissend, daß die Belagerer glauben machen wollten, dies sei die einzige gefährdete Stelle, — ließ er an den anderen scheinbar weniger bedrohten Orten noch größere Vorkehrungen zu kräftiger Abwehr treffen.

Von dem Röder- bis zum Galgenthore, als dem Hauptangriffspunkt, ließ Toppler die Mauern dicht mit Vertheidiger besetzen, während von da bis zum Klingenthore und vom Röder- bis zum Spitalthore von Außen nur wenige Wachtposten wahrzunehmen waren. — Dies bemerkten die Belagerer mit Befriedigung und die Zusammenhäufung der Vertheidigungskräfte an dem bedrohten Punkt schien ihren Plänen ganz günstig.

Allein das sahen und wußten sie nicht, daß an den wenig bewachten Stellen, kühne Männer Nachts an den Mauern herab-

gelassen wurden, welche auf dem Grunde des Grabens lange eiserne Drähte zogen, die, gleich unseren heutigen Blitzableitern, an den verschiedenen Thürmen hinaufliefen und an der Stadtseite mit helltönenden Glocken in Verbindung standen.

Toppler hatte sich nicht getäuscht.

Am nächsten Tage beim Morgengrauen wurden die Zeichen zum Sturme gegeben, und ein Wald von eisenbedeckten Männern rückte an und erstieg, trotz des aus den Schießscharten der Mauer fliegenden Hagels von Bolzen und Pfeilen, den Wall. Die theilweise schon beschädigten Pallisaden wurden vollends zerstört und in die Gräben geworfen und der ganze Angriff schien auf diesen Punkt allein gerichtet zu sein.

Da ertönten auf einmal die weitschallenden Glocken vom Henker's-, Fürbringers- und Kummereckthurm, zum Zeichen, daß dorten ebenfalls die Wälle erstiegen waren und die Gräben einem Angriffe auf die Mauern zugänglich gemacht werden sollten. — Aber Topplers Vorkehrungen sollte dieses verkappte Vorhaben vereiteln.

Auf dem Dache der St. Wolfgangskirche war ein Doppelhacken aufgestellt, und in dem Augenblick des unbewacht geglaubten Anlaufes ertönte sein furchtbarer Krach und erschreckte, ohne übrigens den Stürmenden besonderen Schaden zuzufügen, dieselben in einer Weise, daß sie sich eilends von den Mauern zurückzogen und dann, einmal in die richtige Schußweite gedrängt, von den sicheren, auf den Mauern verborgenen Schützen arg mitgenommen wurden.

In gleicher Weise wurde auch der Sturm auf der anderen Seite zurückgeworfen und die wiederholten Versuche, welche Burggraf Friedrich auf dieser Stelle selbst mit großem Eifer leitete, hatten denselben Erfolg. Vor dem Galgenthore, dem eigentlichen Mittelpunkte des Angriffes, war es ruhig; zu beiden Seiten jedoch tobte der Sturm, erscholl der Ruf der An-

greifenden und Vertheidiger und ertönte das Geschrei der Verwundeten.

Etwa zweihundert Schritte vom Thore entfernt, nahe bei dem eigentlichen Richtplatze, hielt der Graf von Henneberg mit einigen Dutzenden seiner Leute, bereit, auf Begehren nach dieser oder der anderen Seite zu Hülfe zu eilen.

Innerhalb des Thores, wo die Mauern am stärksten bewacht wurden, befehligten die beiden Söhne Toppler's, Jakob und Heinrich, ihre fünfzig Gewappneten und kämpften mit ihnen um die Wette. —

Sie hatten das Dach der Stadtmauer abgerissen und eine schon angelegte Sturmleiter sammt ihrer lebenden Last in den Graben gestürzt. Dadurch wurde für einige Zeit an dieser Stelle Ruhe und Jakob erblickte durch die Dachöffnung die ruhige, sichere Stellung des Grafen von Henneberg, den er zwar nicht erkannte, aber doch einen der Hauptführer in ihm vermuthete.

Sogleich faßte der verwegene junge Mann den Plan zu einem kühnen Ausfall mitten im Sturme und im Mittelpunkte der Belagerer.

Der Kampf tobte rechts und links in einiger Entfernung fort, und auf diesen Umstand baute der muthige, entschlossene Jüngling seinen Plan, der in nichts Geringerem bestund, als mit seiner Mannschaft durch das, nur ihm und den Seinigen zugängliche, gerade an dieser Stelle befindliche Pförtchen, durch welches seiner Zeit auch Eberhard Wehr aus der Stadt gelassen wurde, einen raschen Ausfall zu machen und den Herrn dort drüben zu überfallen und gefangen zu nehmen.

Eine passendere Gelegenheit, an dem heutigen Tage einen besonderen Streich auszuführen, konnte er sich nicht denken. — Sogleich zog er seinen Bruder Heinrich ins Vertrauen, und dieser ging auf den abenteuerlichen Vorschlag mit einer Bereit-

willigkeit ein, als gelte es wieder um den Rathhausthurm herum zu tanzen.

Die Knechte wurden zusammengerufen und ihnen das Vorhaben mitgetheilt. — Sechs Mann sollten zurückbleiben, das Pförtchen bewachen und die Zurückkehrenden schnell einlassen.

Zu vielem Berathen und Bedenken war keine Zeit, und im nächsten Augenblicke schon befand sich die Schaar außerhalb der Mauern und eilte, von dem Wall gedeckt, an demselben hin bis zum Thore.

Mit der Schnelligkeit einer jagenden Meute liefen die Verwegenen, Heinrich und Jakob voran, über den freien Platz dem ausgestellten Posten zu.

Der Graf von Henneberg war zu Pferd, seine Knechte zu Fuß.

Der Ueberfall geschah so schnell, daß die Angegriffenen, die weder Thor noch Zugbrücke sich öffnen sahen, denselben erst bemerkten oder als solchen erkannten, als Jakob, nur noch wenige Schritte entfernt, mit erhobenem Schwerte dem Grafen zurief: „Ergebt Euch, oder Ihr seid verloren!" —

Die Knechte waren schon im Handgemenge und die überraschten Henneberger größtentheils durch kräftige Schwert- und Kolbenhiebe niedergeworfen.

Der Graf, von zwei Seiten angefallen, — denn Heinrich hatte die Zügel seines Rosses gefaßt, — zog rasch sein Schwert und führte einen gewaltigen Hieb nach diesem, aber gleichzeitig klang die scharfe Klinge Jakobs auf der Rüstung des Ritters.

Ehe Graf Dietrich zu einem zweiten Hiebe ausholen konnte, stürzte sein Roß zusammen, von der Waffe eines Topplerschen Reisigen durchstochen, und schnell war der Gefallene entwaffnet.

Ein halbes Dutzend der Knechte warfen sich auf ihn, banden ihn und schleppten den Gefesselten über den Platz, um eiligst den schützenden Wall zu gewinnen.

Einige herbeigelaufene Leute, die den Hülferuf der Ueberfallenen vernommen hatten, wurden niedergeschlagen und ehe weitere ausgiebige Hülfe kommen konnte, waren die Städtischen mit ihrem Gefangenen wieder hinter dem Walle verschwunden.

Die verwegene Schaar war wieder innerhalb der Mauern, und kaum war das Pförtchen geschlossen, so fiel Heinrich erschöpft zu Boden, das Blut drang unter dem Helme hervor und strömte über sein blasses Angesicht. Der Hieb des Grafen hatte den Stahlhelm gespalten und eine lange Kopfwunde zeigte sich bei der Abnahme desselben.

Voll Angst und Besorgniß bückte Jakob sich herab zu seinem verwundeten Bruder. — Heinrich öffnete die Augen und sagte mit sicherer Stimme: „Kümmere Dich nicht um mich, Jakob, ich war nur betäubt und fühle es, daß die Wunde nicht gefährlich ist. — Laß mich nach Hause bringen, damit ich verbunden werde. Vor Allem aber laß das Pförtchen gut verrammeln, denn die Feinde werden nun diesen Eingang finden; — das haben wir nicht bedacht.“ — Mit diesen Worten erhob er sich ohne fremde Hülfe, um, auf einen der Knechte gestützt, durch Nebengassen seine Wohnung zu erreichen.

Jakob sandte nach seinem Vater, um ihm den gefangenen und wohlbewachten Grafen zu übergeben, und kehrte bis zur Ankunft desselben auf seinen Posten zurück, für dessen eigenmächtiges Verlassen er einer ernstlichen Rüge sicher war. Doch tröstete er sich mit dem glücklichen Erfolge des Ausfalls.

Herr Toppler, als er ankam, wollte seinen Augen und Ohren nicht trauen. — Ein Kriegsgericht über seine Söhne zu halten, dazu war im Augenblick keine Zeit. — Er wandte sich an den gefangenen Grafen Dietrich von Henneberg, begrüßte denselben, sprach nach echter, edler Kriegersitte sein Bedauern über dessen Unfall aus und bat ihn, ihm in seine Behausung zu folgen und sich seine nothdürftige Bewirthung ge-

fallen zu lassen. — Heinrichs Zustand drängte ihn ebenfalls nach Hause.

Graf Dietrich machte trotz der guten Aufnahme und des rücksichtsvollen, seinem Stande gebührenden Entgegenkommens im Toppler'schen Hause doch ein bitterböses Gesicht. — Er mußte sich gefallen lassen, bis zu Toppler's Rückkehr, der sich bald wieder entfernte, seinen Aufenthalt in einem wohlverwahrten Zimmer zu nehmen.

Bemerkt muß hier werden, daß der Sturm, auf beiden Seiten zu wiederholten Malen zurückgeschlagen, durch das Bekanntwerden von des Grafen räthselhafter Gefangennehmung gänzlich unterbrochen wurde. — Der Burggraf tobte vor Wuth und schwur blutige Rache.

Doch als nach langem und gefahrvollem Suchen, — denn die Armbrustschützen auf den Mauern wußten die Spürnasen immer in gehöriger Entfernung zu halten, die verborgene Thüre endlich entdeckt war, waren im Innern schon hundert Hände beschäftigt, eine mehrere Fuß dicke Mauer vor dem Eingange aufzuführen.

Herr Toppler war hauptsächlich deshalb sogleich wieder weggegangen, um nach seinem Sohne Heinrich zu sehen; denn dieser war nicht nach Hause gekommen. Obgleich Jakob den Zustand desselben als gänzlich ungefährlich dargestellt hatte, blieben doch Mutter und Schwester besorgt, bis sie sich selbst von der Gefahrlosigkeit der Verwundung überzeugt hatten.

Heinrich glaubte, wie wir wissen, von einem seiner Leute unterstützt, zum elterlichen Hause gelangen zu können. Er fühlte wenig Schmerzen und hatte den Kopf mit einem Tuche verbunden.

Um jedes Aufsehen zu vermeiden, ging er durch Seitengassen, hatte aber kaum mehr als hundert Schritte zurückgelegt, als ihn eine neue Ohnmacht überkam. — Der ihn begleitende Knecht ließ eine Tragbahre herbeibringen, welche der

Vorsicht wegen, — um Verwundete wegschaffen zu können, — überall an den Stadtmauern aufgestellt waren. — Auf diese Bahre wurde der Ohnmächtige gelegt und von dem Knecht und einem seiner Kameraden weiter getragen.

Sie mußten durch das Stadtviertel, wo die Synagoge stund, und folglich auch an Gabriel's Haus vorüber.

Hora bemerkte durch die Fenster, daß ein Verwundeter getragen wurde und machte ihren Großvater darauf anfmerksam.

„Laß sie anhalten, Kind," — sagte Gabriel, „und erkundige Dich, was dem Kranken widerfahren ist, vielleicht können wir Hülfe leisten." —

Hora eilte auf die Straße und stieß einen Schrei des Schreckens aus, als sie in dem Verwundeten Heinrich erkannte.

Gabriel hörte den verzweifelten Schrei seiner Enkelin und eilte an das Fenster. — Da sah er denn Hora händeringend bei der Bahre stehen und ihr Ruf: „Ach Großvater! Es ist Junker Heinrich und auf den Tod verwundet," — drang ihm selbst wie ein Dolchstich ins Herz.

„Tragt ihn herein, liebe Leute," — rief Gabriel hastig und angsterfüllt, — „daß wir ihn untersuchen und verbinden."

Den Verwundeten weckte die Stimme Hora's aus dem todesähnlichen Zustand, in welchem die Ohnmacht ihn gefangen hielt. — Er öffnete die Augen und als er seine reizende Schäferin, zwar händeringend und mit thränengebadeten Augen über sich gebeugt sah, reichte er dem rettenden Engel, — denn als solcher erschien sie ihm — matt lächelnd die Hand und sprach zu den beiden Trägern: „Bringt mich in dieses Haus, da bin ich wohl geborgen."

Seinem Wunsche wurde gewillfahrt und bald fand er sich auf einem weichen Lager und in sorgsamer, liebevoller Pflege. Gabriel untersuchte sorgfältig die Wunde und fand sie durchaus nicht lebensgefährlich. — Eine langsame, langwierige Heilung stünde wohl in Aussicht, war seine Meinung; denn eine von

dem harten Druck des Helmes herrührende Entzündung sei vorhanden und die Ohnmacht sei Folge des Blutverlustes. Mit Vorsicht und Kenntniß wusch der Alte Heinrichs Wunde und legte eine kühlende, heilsame Salbe auf. — Bald kehrte ein Besserung verkündendes Roth auf seine Wangen zurück. Ob diese schnelle Wirkung von Gabriels beruhigendem Verband herrührte, oder ob das wohlige Gefühl, welches den Leidenden durchströmte, von den weichen, warmen Händen der vor seinem Lager knieenden Hora, welche seine Rechte ängstlich umfaßt hielt, ausging, können wir mit Bestimmtheit nicht sagen. — Sein seliger Blick hing an dem nun durch Thränen lächelnden Auge Hora's und bald fühlte er sich so wohl, daß er seinen beiden liebevollen Pflegern den Hergang seiner Verwundung erzählen konnte.

Gabriel gebot seinem Pflegling Ruhe, und ein erquickender Trank, welchen ihm Hora bereitet und gereicht hatte, brachte ihm Labung und Stärkung.

So fand ihn sein Vater, der von den beiden Trägern den Aufenthalt seines Sohnes erfahren hatte. — Der nach Gabriels Versicherung zwar gefahrlose, aber noch unsichere Zustand verbot Herrn Toppler, seinem Sohne, wenn auch nur liebreiche, Vorwürfe über seine und seines Bruders Tollkühnheit zu machen. Er willigte, da ihm Gabriels Wissenschaft in der Heilkunst wohl bekannt war, gerne ein, daß Heinrich so lange in der Pflege seines eigenen Lebensretters bliebe, bis er ohne Gefährde in das elterliche Haus zurückkehren könne. So blieb denn Heinrich, über dessen sorgsame Pflege uud Behandlung Mutter und Schwestern ohne Sorge sein konnten, in der Obhut eines Engels, und als nach einer Woche seiner Heimkehr Nichts mehr im Wege stund, wußten Pflegerin und Patient der schnellen Kunst des greisen Arztes fast wenig Dank.

Während dieser und der darauf folgenden Woche war von den Belagerern wenig geschehen.

Einige Versuche, die wachsamen Bürger zu überrumpeln, mißlangen vollständig, und die Verheerungen in den Gärten und Feldern waren nicht zu verhindern. — Eine wiederholte Aufforderung zur Uebergabe der Stadt wurde zurückgewiesen, ja sogar gedroht, daß ein nochmaliger Sturm die Hinrichtung des Grafen Dietrich von Henneberg zur Folge haben würde.

Von dieser Drohung erfuhr aber der unfreiwillige Gast im Toppler'schen Hause nichts. — Er hatte sich nach und nach in das Unvermeidliche seiner Lage gefunden und konnte nicht umhin, den Gliedern dieser ausgezeichneten Familie seine Achtung, ja seine Bewunderung zu zollen.

Toppler's Ruf als Krieger, wie als Staatsmann, war ihm nicht fremd; aber seine feinen, geselligen Sitten, sein edles, männliches Benehmen lernte er erst jetzt kennen. Frau Margaretha erschien ihm in ihrer Würde und weiblichen Milde wie eine Fürstin, und die Töchter des Hauses zeigten bei all ihrer Natürlichkeit eine so edle Haltung, wie er es in den Häusern seiner Standesgenossen nicht leicht getroffen hatte.

Die anfänglich düstere Stimmung, welche sich des schon ältlichen Mannes in seiner Gefangenschaft bemächtigt hatte und welche durch den Umstand, daß die beiden Söhne des Hauses, in welchem er lebte, ihn in dieselbe gebracht hatten, noch erhöht wurde, veränderte sich nach und nach und schien hauptsächlich in Herrn Toppler's wohlversorgtem Keller, dem auch hie und da eine Flasche des köstlichen Cyperweines entstieg, eine Quelle des Vergessens gefunden zu haben. Nebenbei war es auch Brigitte, der heitere, neckische Lockenkopf, welche sebst der Waffenlärm und die ewige Unruhe nicht um ihre gute Laune bringen konnte, der es gelang, die angeborene Gemüthlichkeit des gefangenen Grafen zu erwecken und zu erhalten. Ja, es gab Augenblicke, in welchen er die Einnahme der gastlichen Stadt gar nicht oder noch recht weit hinaus gerückt wünschte.

Herzlich und aufrichtig war sein Bedauern, als der durch

ihn verwundete Heinrich in das elterliche Haus zurückkehrte. Durch das offene, ja ehrerbietige Entgegenkommen seines jungen Feindes fühlte er sich beinahe beschämt. Er wußte freilich nicht, daß Heinrich ihm im Herzen dankbar war für den Hieb, welcher ihm die zärtlichste Pflege eines ihm so theuren Wesens verschaffte.

Es wäre vielleicht angenehmer und unterhaltender, dem Grafen Dietrich in seiner gewiß erträglichen Gefangenschaft Gesellschaft zu leisten, als uns wieder um die langwierige Belagerung zu bekümmern. Allein wir müssen unsere Aufmerksamkeit auch anderen Orten und Personen zuwenden; denn nicht überall ging es so zufrieden und fröhlich her, wie im Toppler'schen Hause.

Bei dem Sturme und den verschiedenen Angriffen hatten viele Hunderte der Belagerer den Tod auf den Wällen und in Gräben gefunden; aber auch unter den Belagerten hatte er seine Opfer gesucht. — In manchem Hause wurde der Vater, Gatte oder Sohn beweint, und klagende Mütter und jammernde Kinder umstanden den erschlagenen Ernährer.

Des unsäglichen Jammers, der über die friedlichen Bewohner der verbrannten und verwüsteten Dörfer kam, haben wir schon erwähnt, und all dieses Unglück war die Frucht eines doch nur erfolglosen Unternehmens.

Seit sechs Wochen lagen nun die Verbündeten vor den Mauern der Stadt und waren nach so vielen Verlusten und so großen Zerstörungen so weit, wie bei ihrem Anfange.

Schaden hatten sie genug zugefügt, Jammer und Elend genug bereitet; aber die festen Mauern der Stadt, die Tapferkeit und die Aufopferung ihrer Bürger und die weise Vorsicht und Tüchtigkeit des Befehlshabers hatten alle ihre Anschläge auf die Stadt selbst vereitelt.

Hätten Burggraf Friedrich und seine Verbündeten, als sie, die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit einer Einnahme

der Stadt einsehend, beschlossen, die weiteren Versuche einzustellen und sie auszuhungern, gewußt, was der Graf von Henneberg wußte, so hätten sie diesen Plan von vorneherein aufgegeben.

Graf Dietrich sandte einen Boten in das Lager und ließ dem Burggrafen sagen, daß er wünsche, seine Leute möchten abziehen; denn er sage sich vom Bündnisse los und wolle Frieden haben mit der Stadt Rothenburg und ihren braven, tapfern Bewohnern.

So hatte sich Toppler einen Freund unter seinen Feinden erworben. — Aber auch seine auswärtigen Freunde und Bundesgenossen waren nicht unthätig, und nach weiteren zwei Wochen kam ein vorläufiger Vertrag zu Stande, welcher der Belagerung ein Ende machte. —

Acht Wochen hatte der Feind die Stadt belagert, — acht Wochen lebten die Bewohner derselben in beständiger Unruhe und Besorgniß, und nun öffneten sich die Thore und die Feinde ritten als Freunde ein.

Herr Toppler hatte Sorge getragen, den unwillkommenen und doch willkommenen Gästen innerhalb der Mauern noch eine neue Niederlage zu bereiten.

Der große Rathhaussaal war hergerichtet zum Empfang und zur Bewirthung der hochgestellten feindlichen Heerführer, welche vom gesammten Rathe dort erwartet wurden. — In den verschiedenen Herbergen wurde Quartier bestellt für das Gefolge derselben, und der Marktplatz und andere öffentliche Plätze wurden in aller Eile mit Buden und Schenken besetzt, in denen dem übrigen mit eingezogenen Kriegsvolke Speisen und Getränke gereicht wurden.

Ueberall zeigte sich ein Ueberfluß und ein Reichthum, von welchem die Verbündeten in ihren Zelten keine Ahnung hatten, sonst wäre ihnen der Gedanke des Aushungerns wohl nicht in den Sinn gekommen.

Besonders auf den Tafeln der Anführer erschienen Leckerbissen und eine Auswahl von Weinen, wie sie die edlen Herren an fürstlichen Tafeln nicht reicher getroffen hatten.

Der Graf von Henneberg hatte seine Verbündeten schon am Thore an Toppler's Seite empfangen und sich auch seinen Platz an der Tafel neben seinem Gastfreunde ausgebeten. —

Im Verlaufe des Mahles sagte er zu seinen ihm gegenüber sitzenden Bundesgenossen, dem Burggrafen Friedrich, dem Landgrafen von Thüringen und den Rittern des bischöflichen Heeres, indem er den mit duftendem Rheinwein gefüllten silbernen Becher in der Hand hielt: „Liebe Freunde, merkt Euch Dies: um einen Igel zu fangen, dazu braucht es eiserne Handschuhe, und um einen Hamster auszuhungern, ist es nothwendig, daß man seine Vorrathskammern kenne, und sie ausleere; darum laßt die lieben, wackeren Rothenburger doppelt leben, weil sie Igel und Hamster zugleich sind; — trinken wir auf den glücklichen Austrag ihrer verwickelten Sache!" —

So endete die achtwöchentliche Belagerung der Stadt Rothenburg.

Die Achtsvollstrecker zogen ab und verließen ein Gebiet, auf welchem noch heutigen Tags die Spuren ihrer eisernen Tritte zu sehen sind. Kein Mensch konnte in Abrede stellen, daß es Toppler's Umsicht und Kriegskenntniß zu verdanken war, daß die Stadt selbst bei der Belagerung so wenig gelitten und daß die Aufhebung derselben nur Folge seiner geschickt geleiteten Verhandlungen war; aber Niemand wußte es ihm Dank; denn des Unheils war zu viel geschehen, Verzweiflung und Elend über die ganze Landschaft gekommen, und es waren nur wenige Bürger, die nicht Verluste an Gut oder Leben zu beklagen hatten. —

Zudem wußte man nicht, was noch kommen würde; denn die Acht blieb über die Stadt verhängt, und erst im Frühjahr des Jahres 1408, auf dem Tag zu Mergentheim, hob Kaiser

Rupprecht sie völlig auf, nachdem der Rath schriftliches Zeugniß von König Wenzel beigebracht hatte, welcher bei seiner Königsehre versicherte, daß die Stadt Rothenburg ihm nicht zum zweiten Male gehuldigt habe.

Allein der Preis der Begnadigung war groß. —

Außer einer bedeutenden Geldsumme verlangte der Kaiser die Niederreißung all der schönen Schlösser und Burgen auf ewige Zeiten.

Die Vollstreckung dieser herben Maßregel wurde dem Grafen Eberhard von Würitemberg und anderen Mittelsmännern übertragen.

Mit ihren Schlössern fiel aber auch das Selbstvertrauen und der Stolz der Bürger. — Das maßlose Elend und die Zerstörungen, welche sie vor ihren Thoren sahen, änderte den Sinn Vieler, — der Preis so vieler Kriege, so theuren Blutes schien ja verloren. — Das reiche Gebiet, welches unter Toppler's Herrschaft an die Stadt gekommen, war zwar geblieben, aber wie es eben geht, man gedachte blos des Schadens, und die Volksgunst fing an, sich von einem Manne abzuwenden, den sie so hoch erhoben hatte.

8.

Der Mai war wieder gekommen. — Die Lüfte waren mild und lau und Blumen und Blüthen streuten ihre süßesten Düfte aus, wie im vorigen Jahre; nur die Sonne schien nicht blos auf lachende Fluren und über goldfunkelnde Wälder, sondern beleuchtete auch wüste, unabgeräumte Brandstätten, und ihre Strahlen drangen in die öden Räume zerstörter Häuser, in denen noch vor Kurzem zufriedene Menschen ihre schirmenden Wohnungen hatten.

Auch das Schäferfest wurde wieder gefeiert. —

Schlanke Maien schmückten die Häuser, der Marktplatz war mit Laub bestreut, geputzte Paare zogen durch die Thore ein, Geigen und Pfeifen sangen und klangen, — kurz, das heitere Fest nahm seinen Verlauf wie immer; nur war es, als ob die allgemeine Lust durch eine unsichtbare Hand etwas gedämpft würde und der laute Jubel an den hohen, kalten Häusern keinen Wiederhall finden könnte.

Wie sonst nahm die städtische Jugend Theil an dem Feste, — das Ehrenpaar ging voran; — diesmal aber nicht Hora und Heinrich, welche als müssige Zuschauer ihrer vorjährigen Triumphe gedachten; — allein die Bevölkerung der Stadt stimmte nicht, wie sonst, ein in die Freude der fremden Gäste und man vermißte jene ungetrübte Heiterkeit, welche sich bewußt ist, in aller Herzen ein freudiges Erwidern zu finden. —

So manchen der fröhlichen Tänzer, der beim vorjährigen Feste sein Mädchen im wirbelnden Tanze geschwungen hatte, deckte jetzt die kühle Erde, und viele der anwesenden Schäfer, welche sonst eine zahlreiche Heerde auf die kräuterreichen Weiden führten, hatten zur Zeit nur wenige karggenährte Thiere zu hüten, — ein Umstand, der auch nicht dazu beitragen konnte, den alten Schäferstolz mit frohem Bewußtsein zur Schau zu tragen.

Die Männer des Gewerbes hatten zwar für diesen Tag ihre Werkstätten geschlossen, aber die meisten hielten sich von den öffentlichen Aufzügen und Spielen fern, und so treffen wir auch in der uns wohlbekannten Schenke zum Wallfisch eine Anzahl Bürger, die es vorzogen, im ernsten Gespräche beim Schoppen zu sitzen, als dem lärmenden Treiben auf dem Marktplatze zuzusehen. —

Das Gespräch des Tages konnte wohl kaum ein anderes sein, als eben das heutige Fest, an welchem fast jedes Jahr der neugierigen Menge etwas Neues oder Besonderes geboten wurde. — So war es heuer ein Springbrunnen, der bei der

tiefgelegenen St. Johanniskirche einen hohen Strahl duftenden Weines in die Höhe warf und seinen Ursprung in den Kellern des Bürgermeisters Toppler hatte. — Eine ganze Stunde lang sprudelte die goldene Weinsäule aus dem Rachen eines metallenen Delphins und fiel als würziger Regen herab in eine danebenstehende Kufe, aus welcher das Volk schöpfte und sich erquickte.

Es waren bekannte Gesichter, die im Wallfische um die schweren, eichenen Tische saßen. — Die Sonne schien durch die dicken, runden Scheiben der kleinen Fenster und warf ihren röthlichen Schein auf die meist grämlichen Züge der Trinker. —

Die Bemerkung des Faßbinders Strotz: „Der weinsprudelnde Delphin bei der Johanniskirche sei doch eine edlere Thiergattung, als der wasserspeiende und dafür Silber verschluckende Wallfisch", welche den dicken Jonas ärgern sollte, schlug bei den Anwesenden nur wenig an; desto verfänglicher war die Antwort des geneckten Wirthes, welcher erwiderte: „Ja, wenn freilich Herr Toppler statt des kleinen Delphins das ganze Jahr durch einen weinspeienden Wallfisch aufstellen ließe, der Euren bodenlosen Magen füllen würde, ohne Eure filzigen Taschen zu leeren, dann möchtet Ihr weniger herbe Reden über unseren Bürgermeister ausstoßen, als Ihr jetzt immer zu thun gewohnt seid."

Breisel, der fast unzertrennliche Gefährte des Faßbinders, nahm sich dessen an und sagte: „Jonas, Deine groben, ungeschlachten Antworten sind wir gewohnt und Strotz mag sie hinnehmen, weil er Dich geneckt hat; aber wenn Du der Meinung bist, daß wir Bürger uns aus einem geschenkten Maul voll Wein aus des Bürgermeisters Keller etwas machen, so werde ich Dich eines Anderen belehren; denn ich bin der Meinung, daß Stadt und Bürgerschaft besser daran wären, wenn der gerühmte Herr Bürgermeister all das Gute und Schlechte, das er schon gestiftet, für sich behalten hätte."

„Ei, ei, Meister Breisel, welch' harte Worte sprecht Ihr da aus!" — entgegnete dem Sattler der sanfte Simon Fornberger. — „Wenn unserem sonst so vorsichtigen und klugberechnenden Bürgermeister ein gewagtes Unternehmen auch einmal mißglückt ist, so legt dagegen seine vielen Verdienste in die Wagschale und bedenkt, daß wir Menschen alle fehlen können." —

„Nun, wenn Ihr nur ein gewagtes Unternehmen zugebt, womit Ihr doch nichts anderes meinen könnt, als die Straßburger Briefe, welche uns die Reichsacht auf den Hals gezogen haben," — brummte rechthaberisch der Sattler. — „Aber ich denke, wer ein solches Wagniß unternimmt, der soll blos seine eigene Haut zu Markte tragen und nicht die Ruhe und das Wohl einer ganzen Stadt auf das Spiel setzen." —

„Meister Breisel!" — fiel der Gerber ein, — „ich habe seit der letzten Antwort, die Ihr mir vor dem Rathhause gabt, mir vorgenommen, mich nicht mehr in einen Wortwechsel mit Euch einzulassen; aber ich kann doch nicht umhin, Euch wieder in die Rede zu fallen. Ich sagte Euch schon damals, daß Ihr in manchen Dingen die richtige Ansicht habt, aber Eurer Rede immer eine Schärfe und Bitterkeit beimischt, die Alles verunstaltet und Euch hindert, das Kind bei seinem rechten Namen zu nennen. Es hat freilich den Anschein, daß die Achtserklärung und die darauf folgende Belagerung unserer Stadt uns erspart geblieben wäre, ohne die unheilvollen Briefe. — Aber das müßt Ihr doch zugestehen, daß blos Toppler's Klugheit und Gewandtheit die höchste Gefahr wieder beseitigt und seine Kriegskenntniß die Stadt zum erfolgreichen Widerstand fähig gemacht hat." —

„Wollt Ihr ihm nicht noch eine Dank= und Lobrede dafür halten, daß er die Stadt nicht hat ganz zu Grunde gehen lassen?" — versetzte bitter Breisel.

„Wenn Herr Toppler so klug und weise ist, wie Ihr sagt," — ergänzte Strotz, — „warum hat er denn das Un=

glück nicht abgewendet, ehe es eingetroffen ist? Warum mußte erst das Land verwüstet und unsere schönen Schlösser zu Grunde gerichtet werden?“ —

„So geht es,“ — nahm Sprenger, der Färber, das Wort, — „es ist leicht, ein weißes Kleid dunkel, aber schwer, ein dunkles weiß zu färben; und wenn Ihr unserem Bürgermeister sogar seine Klugheit zum Verbrechen macht, so mischt Ihr in Eurer Küppe eine Farbe, mit der man auch den reinsten Engel schwarz färben könnte.“ —

„Was Ihr doch für schöne Gleichnisse mitbringt aus Eurem Farbhause,“ — spottete Breisel. — „Vergeßt nur auch das nicht, daß wir uns nichts weiß machen lassen, was einmal schwarz ist. — Geht hinaus in die Landwehr und betrachtet die geschwärzten Stellen, wo freundliche Dörfer stunden; — kehrt ein in den Trümmern unserer Burgen und Schlösser, die nun unser Land schutz- und wehrlos lassen; — schreitet über die verwüsteten Felder, für deren Anbau die nöthigen Hände fehlen, und sagt mir, ob das Alles so hat kommen müssen und es Niemandes Schuld ist?“ —

„Lieber Meister!“ — ließ sich wieder Fornberger vernehmen, — „Niemand wird in Abrede stellen, daß dieß Alles sehr traurig und schmerzlich ist und daß irgend eine beklagenswerthe Ursache das Unglück herbeigeführt hat; — daß Ihr aber die Verantwortung hiefür einem einzigen Manne zuschiebt, das thut Ihr mit Unrecht, im Gegentheil kann man sagen, daß Toppler das Land erst für die Stadt erworben hat.“ —

„Doch nicht dazu, um es zu verwüsten,“ — gab Strotz zur Antwort.

„Liebe Mitbürger,“ — fiel Meister Becher ein, — „laßt uns nicht hadern über eine Sache, die einmal nicht mehr zu ändern ist. Der Himmel bewahre uns vor Seuchen und Pestilenz, alles andere Unglück läßt sich überwinden; — in einigen Jahren werden wieder bewohnte Dörfer und lachende Fluren

unsere Landschaft schmücken, und ich bin dessen gewiß, die Hand, welche, ohne es zu wollen, eine schmerzende Wunde geschlagen hat, wird auch unablässig bemüht sein, dieselbe wieder zu heilen. Der Friede wird uns seine Segnungen zu Theil werden lassen, des Kampfes und Streites haben wir nun genug gehabt. — Aber nun laßt uns wieder zum Feste zurückkehren und uns erheitern an den munteren Spielen der Jugend, welche des Glückes theilhaftig sind, des Lebens Ungemach bald zu vergessen.“ —

Die Bürger verließen nun die Schenke und gingen dem Marktplatze zu, bis auf Breisel und Strotz, welche an Spiel und Tanz keinen Gefallen fanden.

Dem Gespräche dieser Männer war wohl zu entnehmen, daß bei den Gegnern Topplers die Unzufriedenheit gestiegen war und daß selbst seine treuesten Anhänger sich der Ansicht nicht entschlagen konnten, das viele Unglück, welches Stadt und Land betroffen, sei nicht ganz ohne sein Verschulden über sie gekommen.

In ähnlicher Weise, ja in noch viel höherem Grade war unter dem größten Theile der Rathsmänner und Stadtgenossen Toppler's die Erbitterung gegen ihn gestiegen. Anfangs war es Neid, der sie erfüllte gegen den Allesvermögenden, und das Gefühl der eigenen Schwäche und Ohnmacht ließ es nicht zu, gegen einen Mann aufzutreten, der die Großartigkeit und den Erfolg seiner Unternehmungen, sowie die Liebe des Volkes für sich hatte. Nun er aber sichtbar in der Gunst der Bürgerschaft gefallen war, regte sich der lange verhaltene Groll. Doch auch jetzt noch wagten sie es nicht, offen gegen den so lange Zeit hochverehrten und gepriesenen Bürgermeister aufzutreten, und sie suchten in böswilliger Weise und durch allerlei verdeckte Mittel das Volk zu Mißtrauen und Haß gegen den Ahnungslosen zu erfüllen, und Werkzeuge fanden sich genug, welche sich zu verdächtigender Entstellung der Handlungen Toppler's hergaben.

Alles mußte nun Zeugniß gegen ihn abgeben, und hauptsächlich war es die diplomatische Verbindung und der freundschaftliche Verkehr, in welchem er auch noch nach der Belagerung mit dem Burggrafen von Nürnberg geblieben war. Dies sollte nach der feindseligen Auslegung nichts Geringeres, als die Uebergabe der Stadt an den Burggrafen zur Folge haben. Sogar das Schlößchen Kaiserstuhl sollte in der Absicht gebaut sein und den Bürgermeister wenigstens vor dem ersten Anfall schützen.

Um die Zeit, als diese Verdächtigungen in dem Volke ausgestreut wurden, bekam Meister Strotz, der Faßbinder, einen Küferburschen aus dem Rheinlande, den er besonders seiner Geschicklichkeit in der Besorgung der Weinkeller wegen in sein Haus nahm. — Die Zeit der Belagerung und die mehrtägige freigebige Gastirung der Feinde hatte in den Kellern der edlen Herren ziemlich aufgeräumt, und man mußte daher die leeren Fässer wieder zu füllen suchen und dem alten wie dem neuen Wein seine gehörige Pflege angedeihen lassen.

Der fremde Bursche mußte sein Handwerk gut verstehen, denn er war täglich in den Häusern der vornehmsten Patrizier beschäftigt, und diese fanden so großes Wohlgefallen an dem gewandten Faßbindergesellen, daß sie ihm stundenlang in den Kellern Gesellschaft leisteten und es nicht verschmähten, sich in lange Zwiegespräche mit ihm einzulassen.

Er war ein schmucker Bursche, der junge Reinhold, und sein Gesicht hätte vielleicht schön genannt werden können, wenn man mehr davon zu sehen bekommen hätte; aber der dichte Vollbart bedeckte Wangen und Kinn so, daß seine Züge gar nicht zu erkennen waren, und das breitkrempige Barett, wel-

ches er trug, beschattete Stirn und Augen der Art, daß eigentlich nur seine Nase einer näheren Bekanntschaft zugänglich war.

Der Bursche sprach wenig und ging überhaupt nicht unter die Leute, weil, wie er sagte, man seinen fremden Dialekt doch nicht verstehen würde. Nur in dem Judenviertel sah man ihn hie und da Abends herumgehen, und dort brauchte er nicht zu fürchten, von Jemand angeredet zu werden; denn die furchtsamen Kinder Israels zogen sich mit der Abenddämmerung in ihre ärmlichen Wohnungen zurück und sonst setzte zur Nachtzeit kein Mensch einen Fuß in diesen abgelegenen, verrufenen Theil der Stadt.

Meister Strotz äußerte sich aber über seinen Rheinländer mit großer Zufriedenheit, ein Gefühl, welches, der Bekanntschaft nach, die wir zu verschiedenen Malen mit dem Meister gemacht haben, ihm gerade nicht angeboren schien.

Verlieren wir aber auch unsern alten Freund Gabriel und seine liebliche Enkelin Hora nicht ganz aus den Augen.

Seit Heinrichs Genesung haben wir von Beiden Nichts mehr gehört und gesehen, obgleich, wie angenommen werden darf, genannter Junker seine Besuche häufig wiederholte und wir ihm schon manchmal hätten Gesellschaft leisten können. Allein es giebt Unterhaltungen, welche nur langweilen, weil sie unsere engere Theilnahme ausschließen. Heinrichs Besuche hatten an Interesse gewonnen; denn es gesellte sich ja zu der Achtung, welche er für den Greis, und der aufrichtigen Freundschaft, die er für dessen Enkelin hegte, nun noch das Gefühl der Dankbarkeit, und wenn wir diese schöne Empfindung auch mit dem Jüngling theilen, so ist es immer noch die Frage, ob wir bei dem einsam lebenden Paare auch so gerne gesehen sind, wie der dankbare Sohn des Bürgermeisters.

Heute jedoch, wo wir unsere Aufmerksamkeit wieder Gabriel und Hora zuwenden, treffen wir einen anderen Besuch bei ihnen, und zwar den alten Gefängnißwärter Lebrecht. — Wir wissen schon, daß dieser, ein alter Bekannter Gabriels und als Großvater der verstorbenen Rosa, Hora's Freundin, ein auch von dieser gerne gesehener Gast war.

Sie sprachen erst lange von der frühe Verblichenen und Lebrecht meinte am Ende, man solle die nicht beklagen, welche erlöst sind von dieser Erdenpein, sondern sie vielmehr beneiden; denn was man jetzt sehe und erlebe, wäre gar nicht geeignet, das Herz zu erfreuen und Hoffnungen auf eine freudige, zufriedene Zukunft zu erwecken. Falschheit und Hinterlist herrsche gegenwärtig in der Welt und wenn man so zusehen müsse, wie hinter freundlichen Gesichtern und glatten Worten die giftige Natter des Neides und der Bosheit lauere und könne das häßliche Gewürme nicht zertreten, so fülle sich das Herz mit Bitterkeit und Trauer.

„Ihr glaubt gar nicht, lieber Gabriel," — fuhr der alte, redliche Rathsdiener fort, — „was für falsche Menschen es giebt, und noch dazu unter den Mächtigen. Ich habe leider! täglich und stündlich Gelegenheit, dies wahrzunehmen.

Wenn auf dem Rathhause nur zwei von den hochweisen Rathsherren beisammenstehen, so sprechen sie heimlich und eifrig von unserem gestrengen Herrn Bürgermeister, und ihren verzerrten Gesichtern und stechenden Augen nach sind es keine Honigworte, die ihre Lippen sprechen. Sie schütteln die Köpfe, ballen die Fäuste, und wenn ich auch ihre Worte nicht vernehmen kann, so kann ich doch diesen Geberden abnehmen, daß sie nichts Gutes bedeuten.

Kommt aber zufällig Herr Toppler dazu, o dann verziehen sich ihre drohenden Mienen zu einem freundlichen, unterthänigen Lächeln und sie bücken sich vor dem soeben verlästerten Mann in aller Höflichkeit und Unterwürfigkeit."

Gabriel, in dessen Einsamkeit von der gegenwärtigen Stimmung in der Stadt nichts gedrungen war, antwortete dem klagenden Rathsdiener mit ruhiger Stimme: „Das ist nichts Neues, lieber Lebrecht. Schon seit dreißig Jahren, während deren Herr Toppler im Rathe sitzt, gilt sein Wort mehr, als das sechs Anderer, und er hat mit seiner Klugheit und Entschlossenheit sich unter seinen Amtsgenossen ein Ansehen und eine Macht zu verschaffen gewußt, daß diese, trotzdem sie sich durch die Ueberlegenheit des Mannes gedrückt fühlen, ihn doch alljährlich wieder zum regierenden Bürgermeister wählen. Herr Toppler weiß es auch gewiß, daß er Neider hat und daß es selbst unter denen, die mit ihm rathen und beschließen, Leute gibt, welche ihm den Erfolg seiner glücklichen Handlungen nicht gönnen. — So wird es aber allen Männern gehen, die an Verstand und Thatkraft weit über Andere hervorragen. Der kluge Bürgermeister kennt die menschlichen Schwächen, läßt die Neider reden und geht kühn und entschlossen seines Weges. — Wie er sich aber auch zu schützen weiß gegen allzugröbliche Anmaßung und gegen öffentliche Verläumdung, das hat er an dem falschen Wehr bewiesen."

Lebrecht ging, durch Gabriels Worte einigermaßen getröstet, nach Hause, doch konnte er seine Bedenklichkeit nicht ganz überwinden, wenn er bedachte, daß er doch auch schon eine schöne Reihe von Jahren Rathsdiener war und diese auffälligen Heimlichthuereien und drohenden Mienen früher nicht bemerkt hatte. —

Gabriel, der so überzeugend zu Lebrecht gesprochen hatte, würde gewiß dessen Befürchtungen selbst getheilt haben, wenn er gewußt hätte, was nur fünfzig Schritte von seinem Hause entfernt vorging.

Wie wir schon Eingangs unserer Erzählung berichtet haben, waren seit der letzten Judenverfolgung mehrere der kleinen, unscheinbaren Häuser dieses Viertels verlassen, unbewohnt

und dem Verfall nahe. Christen mochten diese Hütten ähnliche Wohnungen nicht beziehen, und so kümmerte sich kein Mensch um die herrenlosen, verkommenen Schlupfwinkel. — Die in der Nachbarschaft solcher Häuschen wohnenden Juden zogen sich, wie ebenfalls schon erwähnt, mit Anbruch der Nacht in ihre wohlverschlossenen und verwahrten Häuser zurück, und kein menschlicher Tritt störte die Stille der Nacht in diesem selbst von der Wache gemiedenen Stadttheile.

Wäre letztere auf ihrer nächtlichen Runde auch hierher gekommen und mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen, so hätte sie im Laufe der Woche zu verschiedenen Malen dunkle schleichende Männergestalten in eine der verlassenen Hütten eintreten sehen können.

In dunkle Mäntel gehüllt, mit lautlosen Schritten huschten die Gestalten über den öden Platz und verschwanden am Ende desselben in der thürlosen Oeffnung eines, zwischen den Gärten versteckten, einstöckigen Häuschens. Da sowohl Thür- wie Fensteröffnungen dieses Schlupfwinkels unbedeckt waren, so mußte der enge, niedrige Kellerraum eine Anzahl von oft mehr als zwanzig Männern zur geheimen Versammlung dienen.

Treten wir mit der letzten der nächtlichen Gestalten ein. Allein unsere Neugierde wird nur wenig befriedigt werden; denn die einzige, kleine, düstere Oellampe, welche den dumpfigen Raum mit ihrem trüben Scheine nur dürftig erhellt, läßt nichts, als eben die in ihre Mäntel gehüllten Gestalten erkennen, deren Gesichter noch durch verhüllende Mützen unkennbar gemacht wurden.

Das leise geführte Gespräch dieser Leute können wir zwar belauschen und daraus entnehmen, daß es Feinde des Toppler'schen Regimentes und seiner Person sind, die sich hier versammelt und vereint haben, um den Sturz des gefürchteten Mannes herbeizuführen.

„Meine Freunde!" — sagte einer der Vermummten mit

unterdrückter Stimme, — „jede Stunde legt ein Körnlein zu in das gefüllte Maß der Schuld dieses eigenmächtigen Mannes und bald wird es überlaufen. — Soll unsere Absicht, ihn unschädlich zu machen und uns von seinem drückenden Banne zu befreien, gelingen, so müssen wir, wohl nur noch kurze Zeit, unsere Pläne verborgen halten und durch Nichts unsere geheimen Absichten verrathen. Wir haben zwar schon Beweise genug gegen ihn, aber sammelt deren noch so viele Ihr könnt, damit wir im günstigen Augenblicke einen Feuerbrand in das Gebäude seiner Falschheit schleudern können, den der mächtige Strom seiner Beredsamkeit nicht zu löschen vermag. Wie wir ausgemacht haben, ist Niemand, der Etwas gegen den Angeschuldigten vorzubringen hat, gehalten, seinen Namen zu nennen. Jeder vertraue mir an, was er weiß, und ich werde die gerechten Klagen und Beschuldigungen sammeln und sie zur rechten Zeit am rechten Orte als unwiderstehliche Waffe zu gebrauchen wissen.“ —

Die zischelnde Stimme des Sprechers, sowie seine Gestalt mußten unwillkürlich an den Senator Schwertbauer gemahnen, und der tiefe Haß gegen Heinrich Toppler, der uns schon einmal aus seinen Worten entgegentrat, macht es nicht unwarscheinlich, ihn an der Spitze einer Verschwörung gegen den Bürgermeister zu treffen.

Ein, seinem rüstigen Auftreten nach, noch junger Mann trat zu dem Sprecher und sprach kurze Zeit mit demselben angelegentlichst. —

„Seid ohne Sorgen, junger Freund!“ — erwiderte ihm Letzterer, — „Eure Angelegenheit steht gut und ich habe von meinen Amtsgenossen das Wort, daß Eurem Anliegen, der bedeutenden Dienste wegen, welche Ihr in unserer Sache leistet, entsprochen werden soll.“ —

Der junge Mann trat befriedigt zurück, und nach ihm er-

statteten mehrere der Anwesenden dem Haupte der Verschwörung Bericht, oder erhielten von diesem Weisungen und Befehle.

Nach einiger Zeit schloß er die Versammlung, indem er darauf aufmerksam machte, daß ein längeres Verbleiben gefährlich werden könnte. Er forderte die Anwesenden auf, sich einzeln und nach verschiedenen Seiten hin zu entfernen und bestimmte als nächsten Versammlungstag den Freitag.

„Das Erkennungswort für die nächste Zusammenkunft,“ — fuhr er fort, „ist „Reichsacht“, — ein Wort, welches, indem Ihr es Eurem Gedächtnisse einprägt, Euch auch immer an den Zweck unserer Versammlungen erinnern wird.“ —

Nun entfernten sich die Vermummten ebenso vorsichtig, wie sie gekommen waren, und wir treffen nur zwei von ihnen unter dem bergenden Schutze eines hervorspringenden Bodendaches in eifrigem Gespräche.

„Thomas,“ — sagte der Eine, — „ich muß Dir gestehen, daß es mich reut, Dir in das verwünschte Loch gefolgt zu sein. Diese Geheimthuerei sagt mir gar nicht zu. Wenn diese weisen Herren: Schwertbauer, Schellenberg, Eisenhard, Trüb, Kesselweiß und wie sie alle heißen mögen, so viele Beweise in Händen haben, so sollen sie den Bürgermeister anklagen und überweisen, dann wird seine Herrschaft bald ein Ende haben, und damit stimme ich überein; wenn sie aber glauben, aus hunderterlei Kleinigkeiten einen Ball zu kneten, der den Toppler zermalmen soll, so irren sie sich, denn der wird im Rollen zerbröckeln und die einzelnen Fetzen können ihnen in die eigenen Augen fahren, zumalen sie selbst sommersprossig aussehen würden, wenn jeder unsaubere Gedanke Flecken auf ihren Gesichtern zurückgelassen hätte.“ —

„Sei nur ruhig, Kunz,“ versetzte der Andere. —

„Die Herren haben freilich Beweise genug, nur muß jedes Ding seinen Anfang haben und die günstige Gelegenheit zum Losschlagen abgewartet werden. — Es ist nicht genug, daß

die Herren wissen, was sie wollen, sie müssen auch die Bürger auf ihrer Seite haben, denn sie sind zu friedliebend, als daß sie gar einen Kampf heraufbeschwören wollten. — Und um die Gesinnung der Bürger zu erforschen und diese von den staatsgefährlichen Handlungen Topplers zu überzeugen, dazu sind wir auserkohren; und wenn die Zünfte thätigen Antheil nehmen an der Befreiung der Stadt von ihrem gefährlichsten inneren Feind, dann kann sich ja auch zuletzt Dein alter Lieblingsgedanke verwirklichen, daß sie, wie in anderen Reichsstädten, sich Sitz und Stimme im Rathe verschaffen.“ —

„Das muß ohnedies kommen,“ — antwortete brummend der Angeredete. — „Was die Herren aber da verlangen: andere Bürger aufzuhitzen und zu bearbeiten, das ist kein Geschäft für den Breisel.“ — Als diesen und Meister Stroß werden wir die Beiden schon längst erkannt haben. — „Wem die Augen nicht selbst aufgehen, dem will ich sie nicht öffnen. Ich halte den Toppler für keinen Verräther und Stadtfeind, wohl aber für einen Mann, der durch eigenmächtiges, verwegenes Handeln schon viele Gefahren über uns heraufbeschworen hat; — für einen unruhigen Kopf, der ohne Krieg und Fehde nicht leben kann und dadurch der Stadt viele und mächtige Feinde zugezogen und großen Schaden zugefügt hat. — Deshalb bin ich mit seinem Regimente unzufrieden und wünsche ihn davon entfernt, und das habe ich schon oft genug ausgesprochen und Jedermann hat es hören können; — ich habe deshalb nicht nöthig, es noch Jedem heimlich in die Ohren zu raunen. Die Herren sollen nur mit ihren Beweisen auftreten; denn wenn einmal Männer, wie der Becher, Stramm und Sprenger, über die Handlungsweise ihres gepriesenen Patrons die Köpfe schütteln, dann werden die Befürchtungen wegen eines Widerstandes der Bürger unnöthig sein.“ —

„Laß uns nun gehen,“ — sagte Stroß vorsichtig, als

er einen Dritten nahen hörte, der aber schnellen Schrittes vorüber eilte.

„Das ist ja der junge Mann, der so eifrig mit Schwertbauer gesprochen hat," — bemerkte Breisel, dem Vorübergehenden nachsehend. —

„Wer ist er denn?" —

„Ich kenne ihn nicht," — erwiderte Strotz kurz; — „vermuthlich ein Patriziersohn." —

„Das ist mir eine unklare Geschichte," — sagte kopfschüttelnd der Sattler. — „Wo Knaben mit im Rathe sitzen, wird die Weisheit der Alten zum Spott. Wenn ich bis zum nächsten Freitag die Namen der Verkappten nicht erfahre, so will ich mit der ganzen Sache nichts mehr zu schaffen haben. Von Leuten, die ihre Gesichter verhüllen und ihre Namen verschweigen, will ich nichts wissen." —

Nun gingen diese Beiden auch ihrer Behausung zu, und Strotz verbrachte noch eine Stunde ernsten Gespräches mit seinem eben auch erst nach Hause gekommenen Rheinländer.

10.

Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich V., hatte noch bei Lebzeiten sein durch Kauf und Tausch, Schenkung, Mitgift und Erbschaft großes fürstliche Ländergebiet in zwei Theile, nämlich in das Oberland auf dem Gebirge und vor dem Wald, und in das Niederland in Franken, getheilt. — Nach seinem Tode wurde diese Theilung in der Art verwirklicht, daß sein Sohn Friedrich VI. das Niederland erhielt und abwechselnd in Onolzbach und Kadolzburg residirte.

Das Besitzthum dieses Fürsten berührte an verschiedenen Stellen das Gebiet der Reichsstadt Rothenburg, und so kam es, daß der Burg- oder nunmehr Markgraf öfters in die Nähe

der Stadt und zum flüchtigen Besuch selbst in die Mauern derselben kam.

So sehen wir ihn auch dieser Tage in die Stadt einreiten und vor dem Hause des Bürgermeisters Heinrich Toppler absteigen.

Schon längst hatte der Markgraf gewünscht, die niedliche Besitzung Topplers, den Kaiserstuhl mit seiner Umgebung und seinen Anlagen, näher zu besichtigen, und da ihn ohnedies ein wichtiges Geschäft bestimmte, selbst nach Rothenburg zu gehen, so beschloß er, damit einen kurzen Besuch bei seinem alten Freunde Toppler zu verbinden und seinen langgehegten Wunsch zu befriedigen.

Toppler wußte wohl, daß die Anwesenheit des Markgrafen von den Bürgern mit nicht gar freundlichen Augen betrachtet würde; allein er begrüßte in ihm eben den fürstlichen Gast und war sogleich erbötig, als er den Wunsch desselben vernahm, für ihn ein Nachtlager in seinem Thalschlößchen bereiten zu lassen.

„Ich werde Euch nicht lange zur Last fallen,“ — sagte verbindlich der Markgraf. — „Ich möchte nur einmal schlafen in Eurem reizenden Thale, die Nachtigallen schlagen hören aus Euren Rosengebüschen und aus dem noch dämmernden Thale die Thürme Eurer Stadt von der Frühsonne beleuchtet sehen. Morgen schon ziehe ich wieder meines Weges und hoffe so, Eurer edlen Hausfrau wenig Beschwerden zu verursachen.“ —

„Hoher Herr! Ihr seid mir und meiner Familie ein willkommener Gast und die Ehre, welche durch Euren Besuch meinem Hause widerfährt, kann leider durch die geringe Bewirthung, die ich Euch zu bieten im Stande bin, nicht gehörig gewürdigt werden. Meine Margaretha wird nur darüber untröstlich sein, daß das Ueberraschende Eures Besuches die nöthigen, Eurer Person schuldigen Vorbereitungen und Anordnungen unmöglich macht.“

Der Markgraf erwiderte hierauf lächelnd: „Wenn Eure Vorräthe von der vorjährigen Belagerung noch nicht ganz aufgezehrt sind, so darf ein kleiner Markgraf, wie ich es bin, mit dem, was Ihr bieten könnt, schon vorlieb nehmen.“ —

„Herr Markgraf!“ — entgegnete Toppler, sich vor seinem Gaste verbeugend, — „Nachbarn sollen sich häufig besuchen und nur in friedlicher Absicht. — Es ist mein und der Bürgerschaft Wunsch, daß der Markgraf von Onolzbach und die Reichsstadt Rothenburg sich gegenseitig nie mehr in der Weise bewirthen mögen, wie es im vorigen Jahre geschehen ist.“ —

„Ihr habt Recht, Herr Bürgermeister,“ — erwiderte der Markgraf, — „laßt uns die Vergangenheit nicht mehr erwähnen und den Rest des Nachmittages in Eurem freundlichen Rosenthale zubringen.“ —

Die Bewohner Rothenburgs sahen den Markgrafen einreiten, ihn am Hause Topplers absteigen und darauf mit diesem und seiner jüngsten Tochter Brigitte, welche zur Bedienung des vornehmen Gastes ausersehen war, dem Burgthore zugehen.

Kaltes Begrüßen und kopfschüttelndes Nachschauen begleitete sie bis zu dem steilen Fußsteige, welcher von der Burg hinab in das Thal führte.

Wir treffen die beiden hochgestellten Männer wieder in einer der dichten Lauben des Rosenthales, welche ein Eck des, das Schlößchen umgebenden, Gartens bildete. Der Wein schimmerte in den goldenen Bechern im grünlichen Glanze und sein würziger Duft vermischte sich mit dem fast betäubenden Hauche der Kantelblüthe.

Die wenigen Reste eines kalten Fasanes bezeugten, daß der Nachmittagsimbiß trefflich gemundet hatte, und auch einige schwere Flaschen lagen entleert in dem hohen Grase.

„Ihr habt nun gehört, Herr Bürgermeister,“ — knüpfte der Markgraf das unterbrochene Gespräch wieder an, —„ was ich wünsche. — Der bezeichnete Streit betrifft Lehenssachen, und die Ansichten meiner gelehrten Herren darüber stehen in argem Widerspruch. Deshalb thut es Noth, daß ich ein fremdes unpartheiisches, endgiltiges Urtheil anrufe. Ihr Herren von Rothenburg habt in derlei Sachen eine große Erfahrung und ich möchte daher die Angelegenheit Eurem Entscheid unterstellen. Es ist freilich nothwendig, daß die Männer, welche der hochweise Rath für diese Aufgabe geeignet findet, nach Onolzbach kommen, natürlich gegen Vergütung aller erwachsenden Unkosten und Gebühren, und einen großen Werth würde ich darauf legen, wenn Ihr, Herr Bürgermeister, in eigener Person die Leitung der Verhandlung übernehmen wolltet. — Ich habe eben ein großes Vertrauen zu Eurer Weisheit und Einsicht und würde es nebenbei noch als eine besondere Gunst des Zufalls ansehen, wenn mir dadurch Gelegenheit würde, Eure aufopfernde Gastfreundschaft erwidern zu können.“ —

„Ihr beschämt mich, hoher Herr, mit Eurer Güte und Eurem Lobe. — Wenn Ihr, wie Ihr sagt, nicht Zeit habt, morgen noch hier zu bleiben, um Euer Begehren dem Rathe selbst vorzutragen, so will ich es gerne übernehmen, dies in Eurem Namen zu thun, und ich zweifle keinen Augenblick an der Bereitwilligkeit des Rathes, Euch gefällig zu sein. Wollt nur den Tag bestimmen, an welchem die hiezu Bestimmten in Onolzbach einzutreffen haben.“ —

„Nehmen wir den Bonifaciustag, wenn es Euch recht ist. Ihr werdet dann mit Euren Begleitern einige Tage meine lieben Gäste sein und es soll mich verlangen zu hören, was Ihr, als erfahrene Jäger, zu meinem Wildparke sagen werdet. — Nun haben wir aber lange genug von Geschäften geredet und Ihr müßt schon meinen Gewohnheiten auch Etwas zu lieb thun und den Würfelbecher kommen lassen und Euch mit mir

noch ein halbes Stündchen diesem anregenden Zeitvertreib hingeben.“ —

„Es kann Euch nicht unbekannt sein, edler Herr,“ — erwiderte Toppler lächelnd, — „daß ich ein strenges Verbot gegen das Würfelspiel erlassen habe. Wenn Ihr aber dennoch diese gefährlichen Dinge bei mir vermuthet, so habt Ihr Euch nicht geirrt; denn die Gäste, die ich hie und da bewirthe, wollen auch Kurzweil haben. Wie Ihr wißt, gibt es ja Allerlei, das in den Händen Erwachsener ein unschädliches Werkzeug ist, für Kinder dagegen zur gefährlichen Waffe werden kann.“ —

„Wenn wir selbst das Alles unterließen, was wir Anderen nicht gestatten können, so wäre manche Fehde ungekämpft geblieben,“ — entgegnete lachend der Markgraf, — „und das wißt Ihr am Besten, Ihr alter Kriegsgott. Damit wir aber nicht wieder auf politisches Gebiet kommen, so holt nun Würfel herbei und wir werden sehen, welchen von uns Beiden Frau Fortuna heute mit ihrer Gunst begnadet.“ —

Brigitte weilte zuerst in der Gesellschaft beider Männer und ihr heiteres Wesen, sowie ihre überraschenden Einfälle zogen den Markgrafen so an, daß er sich zu der Aeußerung veranlaßt sah: „Nun begreife ich, wie dem Grafen von Henneberg seine Gefangenschaft so erträglich werden konnte.“ — Erst als das Gespräch auf ernste Geschäfte überging, verließ sie die Laube, um die Unterhaltung der Männer nicht zu stören. Sie hatte sich im Hause Beschäftigung gesucht und war immer aufmerksam, damit ihr der Ruf des Vaters nicht entgehe und sie seinem Geheiße schnell Folge leisten könne.

Jetzt hörte sie ihren Namen rufen, eilte zu der Laube und brachte sodann auf das Verlangen ihres Vaters zögernd den Lederbecher mit den elfenbeinernen Würfeln.

Markgraf Friedrich, der ein Kenner und Verehrer weiblicher Schönheit war, ließ sein Auge mit Wohlgefallen auf der herrlichen Gestalt und dem lieblichen Gesichte ruhen. Beson=

ders die tiefblauen, leuchtenden Augen Brigittens mußten ihn anziehen, denn sein Blick weilte so lange auf dem ihren, daß das sonst nicht scheue Mädchen erröthend die feinen Lider senkte.

„Schöne Brigitte!“ — sagte Friedrich, die Erröthende an der Hand fassend, — „wollt Ihr nicht auch einen Wurf mit mir wagen? Ihr werdet gewiß gewinnen; denn so oft ich es noch wagte, mit Frauen mein Glück zu versuchen, mußte ich unterliegen.

„Ich danke, gnädiger Herr! — entgegnete Brigitte, die sich schnell von ihrer augenblicklichen Verlegenheit erholt hatte, mit ernster Miene; — „Ihr verschwendet Eure Gunst an eine Undankbare. Verzeiht, daß ich es ohne Rückhalt sage: ich hasse dieses frevle Spiel aus tiefster Seele. Auch mein Vater wird nur Euch, seinem Gaste, zu gefallen, den Becher zum gewagten Wurfe fassen. Mich ergreift immer ein Schauder, wenn ich die verrätherischen Würfel in eines Menschen Hand sehe. Die falschen Augen sehen mich an, wie dunkle Höhlen aus gebleichten Todtenschädeln. Als warnendes Sinnbild stehen sie in unserem Wappen, und eine finstere Ahnung drängt sich mir auf, daß sie einmal unserem Hause Unglück bringen werden, wenn diese Warnung mißachtet wird.“ — Bei diesen Worten hingen ihre Blicke fast bittend an den Augen des Vaters.

„Ihr sprecht ja wie eine Seherin, schönes Kind, und Eure ernste Mahnung sollten Alle hören, die in des Zufalls trügerischem Reiz Genuß und Zerstreuung suchen,“ — erwiderte lächelnd der Markgraf. — „Doch seht diese Kurzweil nicht in so düsteren Farben. — Man setzt nicht das Leben ein, nicht Pflicht und Ehre, eine Hand voll leicht entbehrlicher Münzen sind des Siegers ganzer Preis. — Indeß will ich mir Euer ernstes Wort merken und es soll die Leidenschaft nie die Oberhand bekommen, wo es nur darauf abgesehen ist, des Lebens

Ernst und Sorgen auf kurze Augenblicke zu verbannen. — Hier," — fuhr er fort, indem er einen kostbaren Ring von seinem Finger zog, „nehmt dies zum Andenken an diese Stunde; auch ich will ihrer gedenken und Eurer weisen Lehre." —

„O, Herr! verschenkt nicht Perlen, — sie deuten Thränen," — sprach Brigitte zurücktretend. — „Vergebt meinen Reden und dem kindischen Aberglauben, der mir verbietet, Euer Geschenk anzunehmen." — Nach diesen Worten verschwand Brigitte und eilte zurück in das Haus.

„Was ist plötzlich mit Eurer Tochter vorgegangen, Herr Bürgermeister?" — frug erstaunt der Markgraf. „So lange sie hier bei uns in der Laube saß und auch auf dem Wege hierher war ihre Stirne heiter, wie ein Frühlingsmorgen und ihre Worte klangen wie lustiger Vogelgesang. Ich hätte nie geglaubt, daß auch trübe Wolken dieses lachende Antlitz überziehen und die scherzgewohnten Lippen so inhalts- und ahnungsschwere Worte sprechen könnten." —

„Ich bin nicht minder befremdet, wie Ihr, hoher Herr," — antwortete Toppler. — „Es ist nicht ihre Weise, trüben Gedanken nachzuhängen; aber wer kann Weiberlaunen ergründen! — Daß sie das Würfelspiel nicht liebt, das weiß ich; eben so wahr ist, daß ich es nie suche, glaubt aber nicht, edler Herr, daß mich gleiche Befürchtungen ängstigen; ich bin gerne bereit, Eurem Wunsche zu willfahren. Bestimmt den Satz und laßt uns beginnen." —

Das Spiel, dem der Markgraf mit Leidenschaft ergeben war, begann nun und schwankte mit wechselndem Glücke bald hinüber, bald herüber, und die Spieler merkten kaum, daß der Tag hinabgesunken war und die Dämmerung immer mehr zunahm. — Auf den Höhen lag noch der Abendschein, — im Thale jedoch und besonders in der Laube, in welcher die Spieler saßen, dunkelte es schon merklich, und nur Augen, welche sich nach und nach an die grüne Finsterniß gewöhnt hatten, konnten

die schweren Würfe erkennen, welche in Topplers Hand nun fortwährend aus dem Becher rollten und des Markgrafen ganze Baarschaft auf seine Seite brachten.

„Euch ist ja gar nicht beizukommen, Herr Bürgermeister," — sagte aufgeregt der Markgraf. — „Hier lege ich noch sechs Goldgulden her und wenn auch diese zu den übrigen wandern, dann muß ich annehmen, daß Ihr geheime Kunst treibt." —

„Ihr scherzt," — versetzte lächelnd Toppler. — „Es ist wahr, das Glück ist auf meiner Seite, — ein anderes Mal wird es mit Euch sein. Laßt mich Euren Becher füllen, edler Herr. — Mein Freund Fürbringer sagt: Furtuna ist ein launisch Weib, drum weih' dem Bachus Deinen Leib. — Und wahrlich, der heitere Gott des Weines ist ein verlässigerer Schutzpatron, als die wetterwendische Glücksgöttin. Er malt uns die Welt in den heitersten Farben und streut in manchen Augenblicken all ihre Schätze vor uns aus. Seht nur, was Alles in Eurer Hand sich vereinigt: „Die köstliche Perle, welche an Eurem Finger blitzt, ist aus den Tiefen des Meeres gehoben, — die Traube, deren purpurner Saft aus dem Becher funkelt, hat Spaniens Sonne gereift, den Becher selbst die Hand eines venetianischen Künstlers geformt und die trügerischen Würfel vor Euch sind aus den gewaltigen Zähnen eines Riesenthieres gewonnen, welches im Lande der Palmen seine Heimath hat. — Da öffnet sich ja von dieser kleinen Laube aus die ganze Welt vor unseren Blicken, und die kostbaren Schätze des Paradieses und der Wüste, der Erde und des Meeres schauen wir wunderbar in diesem kleinen Raume vereinigt."

„Haltet ein, verehrter Freund, und zähmt Eure weitschweifende Phantasie," — sagte abwehrend der Markgraf. — „Ich merke wohl, wo Ihr hinaus wollt. Eure Absicht ist, mich vom Spiele abzuleiten und mich vor weiteren Verlusten zu bewahren; doch es soll Euch nicht gelingen. Hier ist der erste Wurf." — Damit ließ er die Würfel aus dem Becher rollen und warf

Neun. — Toppler that gezwungen das Gleiche und warf Zehn, und es brauchte nur wenig Minuten, um die sechs Goldgulden zu den anderen zu gesellen.

„Bei Gott!“ — rief der Markgraf, unmuthig den Würfelbecher von sich schiebend, — „nicht umsonst führt Ihr die Würfel in Eurem Wappen; aber nicht, wie die ängstliche Brigitte fürchtet, zu Eurem Unglück, sondern zu Eurem Glück; denn in Eurer Hand wird Alles zu Gold.“ —

„Das nennt Ihr Glück, edler Herr?“ — versetzte Toppler lächelnd, „wenn Einem, wie Ihr selbst sagt, einige leicht entbehrliche Münzen zufallen? An Euch und Euerem Hause hat sich die Beständigkeit des Glückes bewährt, Herr Markgraf. — Seit Jahrhunderten baut es unablässig an dessen Größe, Reichthum, Glanz und Macht, — fügt eine Perle um die andere in den glänzenden Reif und wird nicht rasten, bis derselbe dem Churfürstenhute oder gar der Kaiserkrone Platz macht.“ —

„Die Wahrsagekunst liegt wohl in Eurer Familie, edler Freund,“ — entgegnete heiter der Markgraf, von dessen Stirne dies glänzende Bild den leichten Unmuth verscheucht hatte. — „Bei der Betrachtung über das Glück meines Geschlechtes habt Ihr aber übersehen wie treu es Euch selbst zur Seite gestanden bei all Eurem Thun. Was Euer eigenes zeitliches Wohl betrifft, darum dürfte Euch mancher Fürst beneiden, und was Euch gelungen ist zur Machtvergrößerung und zum Reichthum Eurer Stadt, davon zeugt der Wohlstand Eurer Bürger und die Größe des durch Euch erworbenen Gebietes. Wahrhaftig, ich möchte nicht darauf wetten, daß meine und meines Geschlechtes Zukunft eine glücklichere sein wird, als die Eure und die Eurer Stadt.“ —

„Ihr seid ein Fürst, edler Herr! und es ist das große Vorrecht Eures Standes, daß in ihm nicht nur Hoheit und Reichthum forterben von Geschlecht zu Geschlecht, sondern auch der Ruhm der Vorfahren übergeht auf die Nachkommen. Jeder

Sprosse eines fürstlichen Namens legt dem Glanze seines Hauses etwas zu, und so muß es wachsen an Macht und Ansehen. Anders ist es mit Männern meines Schlages, welche durch die Gunst der Zeit und der Umstände Bemerkenswerthes leisten. Ihre Bedeutung hängt enge zusammen mit ihrem Leben und verschwindet mit demselben. Hier darf der Sohn den Ruhm des Vaters nicht an seinen Schild heften. — Der Stammbaum der Fürsten ist gleich der tausendjährigen Eiche, die ihre Aeste und Zweige ausbreitet in ernster Majestät und jedem Sturme trotzt. — Wir sind die Weiden, deren Zweige man einzeln an die Ufer pflanzt, wenn der alte Baum kraft- und marklos geworden ist." —

„Euer Gleichniß, Herr Bürgermeister, beweist nur, daß des Mannes Werth einzig auf ihm selbst beruht," — entgegnete der Markgraf. — „Auch die Eiche wird gefällt oder verdorrt endlich in Wurzel und Krone. Schon manches hohe, herrliche Fürstengeschlecht ist von der Erde verschwunden, und manchen geringen Mann nennt die Welt den Vater mächtiger Herrscher. — Doch seht, der Mond blinkt neugierig in unser grünes Haus, als wolle er uns gemahnen, daß Eure edle Hausfrau Eurer wartet und ihres Kindes. Ich will nun, damit Eure Weissagung erfüllt werde, eine Nacht ruhen auf dem Kaiserstuhle, und, eingewiegt vom Nachtigallenlied, von der verheißenen Krone träumen. — Ihr werdet gestatten, daß ich morgen einige Eurer prächtigen Rosen abbreche für die Markgräfin, die eine große Freundin dieser königlichen Blume ist." —

„Ich werde meinen edlen Gast begrüßen mit dem Lerchenliede" erwiderte verbindlich Toppler. — „Drüben über dem Flusse harren meine Leute und warten nur des Zeichens, zu erscheinen. Mein Diener Blasius und zwei Knechte werden zu Eurer Bedienung hier bleiben, mein Knappe Simson und die anderen mich und Brigitte nach Hause geleiten." —

Der Markgraf nahm nun, wie leidenschaftliche Spieler zu thun pflegen, die Werkzeuge seiner Lieblingsunterhaltung noch einmal in die Hand und sagte, gleichsam wie von ihnen Abschied nehmend: „Ihr wart mir heute untreu und Eure schöne Feindin hat recht: ihr seid häßliche Fratzen.“ —

Zu Toppler gewendet, fuhr er fort: — „Hätte ich heute einen gewinnsüchtigen Gegner gehabt, ich würde Roß und Harnisch verspielt haben, was mir schon widerfahren ist. — Laßt sehen, doch nur aus Scherz, wie weit das Glück Euch günstig wäre. Ich setze mein Roß gegen Euren Hund. — Ich werfe, — Sieben! — Seht die Unglückszahl. — Ihr — Elf! — Gewonnen. Armer Rappe, du wärst für mich verloren! — Werft noch einmal, Herr Bürgermeister! Mein Schloß zu Onolzbach gegen Euren Kaiserstuhl! — Sechs! — Gebt her den Becher, mit diesem Wurf verliert Ihr! — Ha, Fünf!“ brauste der Markgraf auf. — „Ist es denn nicht möglich, Euch nur ein einziges Mal zu besiegen? Armer Markgraf ohne Residenz! Werft noch einmal! Meine Markgrafschaft gegen Eure Stadt! — Elf! — Nein, Ihr seid mit dem Bösen im Bunde! — Nun merkt auf, wie man eine Markgrafschaft verliert! — Zwölf — Viktoria! — Gewonnen! — Zwölf gegen Elf! Ein Meisterwurf!“ — Und, wenn gleich ohne einen Vortheil errungen zu haben, schaute der leidenschaftliche Spieler triumphirend nach seinem Gegner.

„Ihr seht, daß ich recht habe,“ — sagte lächelnd Toppler. — „In Kleinigkeiten begünstigt das Glück hie und da die Geringen, steht aber Großes auf dem Spiel, dann stellt sich Fortuna auf die Seite der Mächtigen.“

Nun erhoben sich die beiden Männer und ein Geräusch in der anstoßenden Hecke veranläßte den Markgrafen zu der Frage: „Es werden doch keine wilden Thiere in Eurer schönen Anlage hausen, Herr Bürgermeister?“ —

„Nein!“ erwiderte der Gefragte. — „Die Bestien des

Waldes sind durch mein gutes Geschoß und durch Fanggruben und Schlingen ausgerottet. — Vielleicht saß noch eine wilde Taube oder ein Häher im Gebüsche und ist durch uns aufgeschreckt worden. — Laßt mich den Rest der Flasche in Euren Becher gießen und Euch zutrinken mit dem Wunsche, daß Ihr in meiner armen Wohnung eine ruhige, glückliche Nacht verbringen möget.“ —

Die Flasche hatte aber noch Vorrath zu wiederholter Füllung und die Zeit, welche erforderlich war, um sie vollends zu leeren, wurde ausgefüllt mit trautem Gespräche, wozu der köstliche Nachthimmel, die geisterhafte Beleuchtung des Thales und die vom Mondscheine übergossene Stadt reichlichen Stoff gaben.

Da ertönte zwei Mal rasch hintereinander der Schrei einer weiblichen Stimme, — das erste Mal einem Angst-, — das zweite Mal einem Hülferufe ähnlich.

Toppler verließ rasch die Laube und eilte dem Hause zu. Der Markgraf folgte ihm nach und fand ihn nach einigem Suchen beschäftigt mit Brigitte, welche fast besinnungslos auf einer Moosbank saß.

„Das furchtsame Mädchen ist erschrocken,“ — sprach Toppler schnell zu dem nahenden Gaste, — „am Ende war es doch ein Fuchs oder eine wilde Katze, was durch die Hecke brach. Bis wir nach Hause kommen, wird sie sich schon wieder erholt haben.“ —

Der Bürgermeister blies nun in ein kleines Horn, welches er an der Hüfte trug, um seine Leute zu rufen. — Dieser Ruf war aber überflüssig; denn Simson trat in demselben Augenblick ganz durchnäßt in den Garten. Er hatte den Schrei Brigittens auch vernommen und war, den Steg beiseite lassend, gerade durch den Fluß geeilt. — Die anderen Diener kamen nach und der Markgraf verabschiedete sich von seinem Gastfreunde und dessen Tochter, die er noch neckte wegen ihrer Furchtsamkeit.

Auf dem Nachhauseweg, — die Diener gingen in gehöriger Entfernung, — sprach Toppler zu seiner Tochter: „Nun erzähle mir umständlicher die Ursache Deines Schreckens. Ich wollte vor dem Markgrafen Dich nicht weiter sprechen lassen, damit er für die Nacht nicht unnöthig beunruhigt würde.“ —

Ach, lieber Vater!“ — berichtete Brigitte mit immer noch zitternder Stimme, — „von dem Augenblicke an, wo Du mich die unglückseligen Würfel bringen hießest, überkam mich ein beängstigendes, banges Gefühl. Die Worte, welche ich an den Markgrafen richtete, waren gewiß unschicklich, ich fühlte das; aber ich konnte mir nicht anders helfen. Darauf ging ich in das Haus zurück, und als dann später der Mond hoch am Himmel stund, setzte ich mich auf die Rasenbank und versuchte, im Anschauen des heiteren Himmels, des glänzenden Mondes und seiner Millionen Sterne, die trüben Gedanken zu verscheuchen. — Allein es war vergeblich. — Ich wandte meine Aufmerksamkeit nach der Laube, denn ich hörte den Markgrafen laut sprechen. — Da bemerkte ich plötzlich auf dem Rasen den Schatten eines Mannes. — Ich erhob mich eilig, um zu Dir, lieber Vater, zu gehen. Da plötzlich trat ein Mann zu mir heran und sagte mit verhaltener Stimme: „Verhaltet Euch ruhig, Brigitte, und hört mich an.“ — „Wer seid Ihr?“ — frug ich erschrocken. — Da antwortete der Unbekannte: „Wenn Ihr mich nur zwei Augenblicke anhören wollt, so sollt Ihr meinen Namen wissen,“ und bei diesen Worten faßte er mich bei der Hand.

Ich entriß sie ihm und die flammenden Blicke, die aus der bedeckten Stirne hervorleuchteten, entrangen mir einen Schrei der Angst. —

„Seid still, Brigitte, und hört mich an,“ — sprach hastig und leise der Fremde. — „Eures Vaters Leben liegt in meiner Hand; — werdet die Meine, und er ist gerettet.“ — Da rief ich um Hilfe und stieß den Frechen, der mich umfassen

wollte, von mir. Ich sah nur noch, daß er sich eilig über die Hecke schwang, und sank vom Schrecken betäubt auf die Bank nieder.“ —

Toppler war sichtlich betroffen über diese Mittheilung. Nach einigen Augenblicken sagte er zu seiner Tochter: — „Mein Leben liege in seiner Hand, hat er gesagt? — Eine prahlerische Drohung, liebes Kind, mit der irgend ein frecher Zudringlicher Dich ängstigen wollte. — Seinen Namen hat er also nicht genannt und Du hast ihn weder im Gesicht, noch an der Stimme zu erkennen vermocht?“ —

„Nein, lieber Vater,“ erwiderte Brigitte. — „Der Mensch hatte, was ich sehen konnte, ein dunkelfarbiges, bürgerliches Gewand an, und sein Gesicht war fast ganz durch einen dichten Bart bedeckt. Auch erinnere ich mich nicht, seine Stimme je gehört zu haben, und zudem sprach er hastig und leise.“ —

Toppler ging einige Minuten schweigend neben seiner Tochter und suchte dann diese zu beruhigen und den Ueberfall als den kecken Streich irgend eines übermüthigen jungen Menschen hinzustellen. — Er lenkte das Gespräch auf vergangene Jahre und frug Brigitten, wie zufällig, ob sie sich wohl des jungen Wehr noch erinnere.

„Des Eberhard? — Ja wohl!“ — versetzte die Gefragte.

„Und würdest Du ihn wieder erkennen, wenn Du ihn plötzlich sähest?“ —

„Gewiß, — es ist ja erst einige Jahre her, daß die Familie weggezogen ist. Er war damals schon ein Jüngling von mehr als zwanzig Jahren und wird sich wenig verändert haben. — Doch, wie kommst Du auf diese Menschen, lieber Vater, welche sich so schwer an Dir vergangen haben?“ —

„Es ist mir eben eingefallen,“ — meinte Toppler gleichgiltig, — „weil ich vernommen habe, sein Vater wolle den Rath angehen, seine Verbannung zurückzunehmen. — Da es nun, wenn wirklich ein derartiger Schritt beabsichtigt ist, auf

meine Zustimmung hauptsächlich ankommt, so möchte ich gerne hören, was meine Brigitte dazu sagt.“ —

„Es muß schmerzlich sein,“ — sagte diese in bedauerndem Tone, — „auf eine Weise, wie diese Wehr, aus der Heimath gewiesen zu werden und den gewohnten Ueberfluß entbehren zu müssen. — Doch sie haben es um Dich verdient, lieber Vater, und es ist ihnen nur widerfahren, was sie selbst verschuldet haben.“ —

„Also würdest Du ihre Begnadigung nicht gut heißen?“ — frug forschend der Vater.

„Ich würde, im Gegentheil, den Verbannten die Rückkehr in ihre Vaterstadt und zu ihrem Eigenthum gönnen,“ — versetzte Brigitte, — „und wenn mein gütiger Vater das an ihm und an der Stadt begangene Verbrechen für genügend gesühnt erachtet und ihn keine anderen Gründe für das Gegentheil bestimmen, so wird auch er Gnade für Recht ergehen lassen.“ —

„Ueber diese Sache muß ich noch mit Deiner klugen Mutter sprechen; denn was die Ehre des Hauses betrifft, dabei hat die Hausfrau eine gewichtige Stimme. — Sollte es jedoch dazu kommen, daß den Ausgewiesenen die Rückkehr gestattet wird, so könnte doch eine Annäherung an unsere Familie vor der Hand nicht stattfinden.“ —

„Das werden sie wohl auch nicht wagen,“ — pflichtete Brigitte bei. — „Im Gegentheil werden sie suchen, das begangene Unrecht durch reumüthiges Benehmen und redliche Aufführung vergessen zu machen und warten, bis die Beleidigten ihnen selbst versöhnend die Hand reichen.“ —

Unter solchem Gespräche, welches Brigitte zerstreute und theilweise beruhigte, und das der Vater eingeleitet hatte, um seiner Tochter Gesinnung gegen den jungen Wehr, der ihm bei dem frechen Ueberfall unwillkürlich eingefallen war, zu erforschen, gelangten sie in die Stadt und vor das Haus. — Toppler rieth seiner Tochter, der Mutter von dem erlebten Vorfalle

heute nichts mehr zu sagen, um ihr nicht durch unnöthige Besorgniß die Nachtruhe zu rauben.

Am andern Morgen ritt Markgraf Friedrich, von Toppler eine Strecke Weges begleitet, nach Onolzbach zurück, und dieselben mißtrauischen Blicke verfolgten die Beiden, wie bei ihrem Gang nach dem Kaiserstuhle. Manche Nachbarn steckten die Köpfe zusammen und ihre Worte waren von einem ernsten Gesichte und bedenklichem Kopfschütteln begleitet.

Doch der fleißige Handwerker hat nicht Zeit, sich lange mit müssigem Geplauder abzugeben, und bald war Alles wieder bei seiner gewohnten Beschäftigung. — Besonders thätig war heute der Geselle des Meisters Strotz; denn er hatte fast in allen Kellern der Rathsherren zu thun. Bis zur einbrechenden Nacht sah man ihn fast von Haus zu Haus eilen mit seinen Schläuchen und reinlichen Geschirren, und selbst dann hatte er noch keine Ruhe; denn es war Freitag und er schlich mit seinem Meister nach dem verlassenen Judenhause.

Was in dieser langen und folgeschweren Berathung gethan und beschlossen wurde, werden wir im Laufe unserer Geschichte erfahren; wir wollen daher dem unheimlichen Treiben der Verschworenen diesmal ferne bleiben.

11.

Toppler beeilte sich, in den nächstfolgenden Tagen dem hohen Rathe das Begehren des Markgrafen vorzutragen.

Wie er erwartet hatte, wurde dem Verlangen mit großer Bereitwilligkeit gewillfahrt. — Auffallend jedoch war die Uebereinstimmung, mit welcher der Bürgermeister und seine beiden Freunde, Bermeter und Fürbringer, zu dieser Sendung ausersehen wurden.

Man hätte glauben sollen, daß eine solche Auszeichnung

manchem der ehrgeizigen Herren willkommen gewesen wäre; allein die Gewandtheit und Erfahrung der drei Gewählten in derlei Geschäften wurden diesmal so herausgehoben, daß die bescheidene Ablehnung Fürbringers und Vermeters kein Gehör fanden. Auf den Stufen der Rathhaustreppe wandte sich Fürbringer an Toppler mit den Worten: „Kommt Dir die Wahl des Rathes nicht auch wunderlich vor, Heinrich? — Die Herren hatten doch sonst kein so großes Wohlgefallen an dem gemeinsamen Handeln von uns Dreien, und nun sind sie auf einmal wie ein Mann ordentlich auf uns versessen.“ —

„Es ist wahr,“ — erwiderte Toppler, — „ihre Einhelligkeit ist auffallend. Besonders wundert es mich, daß Schwertbauer, der sich auf seine Rechtsgelehrsamkeit so viel zu gute thut und auch einen guten Theil Ehrgeiz besitzt, uns selbst vorgeschlagen hat. — Doch dem sei, wie ihm wolle, mich freut es, daß ich in Eurer lieben Gesellschaft reisen soll, und auch Euch beiden wird ein mehrtägiger Aufenthalt an des Markgrafen lustigem Hofe zur willkommenen Abwechslung dienen.“

„Wenn nur nicht irgend eine heimtückische Absicht dahinter steckt,“ — meinte bedenklich Vermeter. — „Wenn Wölfe und Füchse Concil halten, dann sind Hürden und Speisekammer in Gefahr. Ich hielt es für gerathen, wenn Einer von uns hier bliebe, um ein scharfes Auge auf die plötzlich Umgewandelten zu haben. Wir Beide, Fürbringer und ich, können die Wahl des Rathes nicht wohl ausschlagen; aber Du, Heinrich, als regierender Bürgermeister, kannst eine Sendung der Art ablehnen.“ —

„Gerade ich,“ — entgegnete Toppler, — „habe dem Markgrafen versprechen müssen, der Verhandlung beizuwohnen. — Ich theile übrigens Eure Besorgnisse nicht. — Was sollten sie auch vorhaben? Jedenfalls ist es die Person des Markgrafen, dem sie nicht hold sind, was ihnen das Fernbleiben von Onolzbach wünschenswerth macht. — In einigen Tagen sind

wir ja wieder da, und ich kann mir keinen Grund denken, der unsere Rathsgenossen bestimmen könnte, unsere so kurze Abwesenheit zu besonderen und noch dazu uns feindlichen Absichten benutzen zu wollen.“ —

„Gott gebe, daß Du Recht habest!“ versetzte Fürbringer. „Wir wollen jedenfalls die Gastfreundschaft des Markgrafen nicht allzulang in Anspruch nehmen und lieber schneller wieder zurückkehren, als unsere Leute es vermuthen.“

Die Befürchtungen Fürbringer's und Bermeter's waren nur zu wohl gegründet. —

Den Feinden Topplers schien der geeignete Zeitpunkt gekommen, ihr längst vorbereitetes Vorhaben auszuführen und den verhaßten Mann zu verderben. — Nichts konnte ihnen willkommener sein, als eine Gelegenheit, die den Bürgermeister sammt seinen anhänglichsten Freunden auf eine Zeit lang entfernen mußte. Mit den anderen, weniger entschlossenen Anhängern Toppler's hoffte man leichtes Spiel zu haben.

Es wurde Alles auf das Geheimste zu dem beabsichtigten Schlag vorbereitet, und Schwertbauer, die Seele und das Haupt der Verschwörung, hatte eine solche Masse Beschwerden gegen Toppler gesammelt und angehäuft, — und, wie er glaubte, Anklagen von solcher Schwere, daß der Sturz des Bürgermeisters als sicher zu betrachten war.

Der Tag des heiligen Bonifacius brach an und in seinem ersten Morgenschimmer ritten die drei Freunde von einigen Dienern begleitet gen Onolzbach.

Die Reisenden mochten eine Stunde Weges von der Stadt entfernt gewesen sein, da ertönte plötzlich die kleine Rathsglocke, welche die Rathsmitglieder zu außerordentlichen Versammlungen zusammenzurufen bestimmt war.

Der Schall dieser Glocke zu so außergewöhnlicher Stunde machte die Bürger stutzig. — Was konnte vorgefallen sein, das den Rath in so früher Morgenstunde zusammenrief? — Man trat aus den Häusern, frug sich erstaunt und besorgt; aber Niemand konnte Aufschluß geben über den ungewöhnlichen Vorfall. — Die Rathsmannen verließen ernst ihre Häuser und eilten schweigend dem Rathhause zu. — Es sammelten sich zwar neugierige Bürger auf dem Marktplatze, allein die Thore des Rathhauses waren geschlossen und kein Zeichen ließ errathen, welche wichtige Veranlassung das Stadtregiment beschäftige. Doch es sollte Aufklärung kommen, wenn auch erst am Abend. Dem Ungewöhnlichen sollte das Unglaubliche, Unerhörte folgen.

Die Anwohner des Marktplatzes mußten von der Wichtigkeit der Verhandlung eine Ahnung bekommen, weil nach einer Stunde auch der kaiserliche Reichsrichter zu der Berathung gerufen wurde. — Bald darauf ging die Versammlung auseinander, zwei Reiter jagten aus demselben Thore, aus welchem Toppler und seine Freunde geritten waren, und die Mitglieder des Rathes verschlossen sich in ihre Häuser, um auf den wiederholten Ton der Glocke auf's Neue zusammenzutreten.

Was aber der zweifelnden und aufgeregten Bürgerschaft bis zur vollbrachten That verborgen blieb, das enthüllt sich uns, deren Blicken auch die geheimsten Fäden unserer Geschichte nicht verborgen bleiben können.

Der Ton der Glocke überraschte nur wenige der Rathsherren; denn die meisten derselben kannten den Zweck der außergewöhnlichen Zusammenkunft und eilten, wenn Manche auch nicht ohne Herzklopfen, ihr beizuwohnen.

Als die Mitglieder des Rathes alle versammelt waren, wurden die Thore geschlossen und die Anwesenden nahmen, die gewöhnlichen freundschaftlichen oder nachbarlichen Begrüßungen auf stummes Kopfnicken beschränkend, ihre Sitze ein.

Da erhob sich Schwertbauer, den man heute wegen der

vielen, vor ihm liegenden Papiere als den Vortragenden erkennen konnte.

„Liebe Freunde und Rathsgenossen!", — begann er. — „Eine höchst wichtige Sache hat mich veranlaßt, Euch in so früher Morgenstunde zu einer geheimen Berathung zusammen zu rufen. — Die Angelegenheit ist nicht nur von höchster Bedeutung für uns und unsere Stadt, sondern ihre Natur verlangt, daß sie auch so schnell als möglich entschieden und erledigt werde. — Es ist daher nothwendig, daß ich mich mit meinem Vortrage so kurz, als möglich, fasse, und daß auch Ihr, nachdem Ihr Euch von der Wahrheit und Richtigkeit meiner Darstellung schnell überzeugt haben werdet, Euer Urtheil nicht von allzu großen Bedenklichkeiten abhängig macht. — Hört denn, edle Herren:

„Ich, Nikolaus Schwertbauer, klage den gegenwärtig regierenden Bürgermeister hiesiger Stadt, Heinrich Toppler, des offenen Landesverrathes an. — Hier diese Pergamente und Papiere enthalten in überreichem Maße die Beweise von der Schuld des Angeklagten, und ich bin bereit, sie der Versammlung mitzutheilen."

Bestürzung und Schrecken sprachen nach diesen Worten aus den bleichen Gesichtern mancher Zuhörer, und die ganze Versammlung verharrte in grabähnlichem Schweigen.

Da frug einer der jüngsten Rathsmänner, ein Freund der beiden Schwiegersöhne Topplers: „Wer sind die eigentlichen Angeber? Sie müssen der Versammlung genannt werden und sich ihr stellen." —

„Ich bin der Ankläger, Herr Steinberger," — erwiderte Schwertbauer, und was ich da vor mir liegen habe, das sind lauter beschworene Zeugnisse, die meine Anklage genügend erhärten." —

„Die Anklage ist in zwölf Hauptpunkte zusammengefaßt, und die Beweisschriften für jeden einzelnen liegen hier vor. Ich

frage nun die Versammlung, ob sie bereit ist, die Verlesung dieser Schriften anzuhören."

„Die Anklage ist so schwer und die Person des Angeklagten von solcher Bedeutung," — sagte ein anderer Rathsherr, Simon Striegler, — „daß nur der gesammte Rath hierüber Beschluß fassen und ein Urtheil fällen kann. — Zwei der würdigsten unserer Rathsmitglieder sind abwesend und ebenso der Angeklagte. Ich verlange daher, daß die Verhandlung ausgesetzt bleibe, bis die Gesandtschaft von Onolzbach zurück und dem Angeklagten die Möglichkeit gegeben ist, sich zu vertheidigen, wie es Gesetz und Recht verlangen." —

„Und daß dem Schuldigen Zeit gelassen wird, sich der gerechten Strafe zu entziehen," — versetzte spitzfindig Schwertbauer. — „Nein, sofort und ohne Verzug muß die Untersuchung der Anklage und der Beweise beginnen und die Schuld ermittelt werden. Es ist möglich, daß eben dieser Ritt nach Onolzbach den Verrath zum Abschluß bringt, und wo eine solche Gefahr droht, kann und darf der Lauf der Gerechtigkeit nicht durch die Abwesenheit einiger Rathsmitglieder gehindert werden. —

Ich frage wiederholt die ganze Versammlung: soll die Verhandlung auf die Gefahr hin, daß unsere Stadt an den Feind verrathen wird, aufgeschoben werden?" —

„Verles't die Anklage!" — ertönte es dumpf von allen Seiten.

Schwertbauer erhob sich nun und entfaltete ein großes Pergament, von welchem er in stark betonten Worten die Anklage ablas. — Sie dauerte lange und enthielt in zwölf Sätzen die härtesten Beschuldigungen gegen Toppler, worunter die offenbare Absicht, die Stadt in die Hände der Feinde zu liefern, obenan stund. — Entrüstung, Schrecken, boshafte Freude waren auf den meisten Gesichtern zu lesen, — einige aber trugen auch die Merkmale der Angst und des zweifelnden Bedenkens. Die übrigen Papiere enthielten die Belege zu den einzelnen Anklage-

punkten: beeidigte Zeugnisse, Aussagen bekannter und unbekannter Personen, und auch der Inhalt dieser Papiere wurde gewissenhaft mitgetheilt.

Nun wurde das Schweigen gebrochen. — Dem unterirdischen Donner eines Vulkanes gleich ging erst ein dumpfes Grollen durch den Saal. — Dann wurden Verwünschungen laut gegen den Verräther und gegen die Stadtfeinde. Erst einzelne Stimmen, dann fast die ganze Versammlung verlangte sofortige Verurtheilung des Verbrechers; die wenigen Anhänger Topplers wurden mit ihren Einreden überstimmt oder gar nicht gehört.

Da nahm Schwertbauer, der nun seines Sieges gewiß war, wieder das Wort: „Edle Männer des hohen Rathes!" — hob er an. — „Die Schuld des Angeklagten ist den beigebrachten Beweisen zufolge außer allem Zweifel, und dem Urtheile des Rathes, den bisherigen Bürgermeister unserer Stadt, Heinrich Toppler, des Verrathes schuldig zu erklären, steht Nichts im Wege. Es ist sogar heilige Pflicht, dies ungesäumt zu thun; denn wer von den Anwesenden kann daran zweifeln, daß nicht diese von dem Markgrafen verlangte Gesandtschaft den offenbar beabsichtigten Verrath vollends besiegeln soll? — Doch die Strafe, welche den Verräther zu treffen hat, soll in seiner Gegenwart ausgesprochen werden, und es ist daher mein Rath, ungesäumt die Abgesendeten zurückzuberufen, einestheils um jede weitere Verhandlung mit dem Markgrafen unmöglich zu machen, anderntheils um die Flucht des Verbrechers zu verhindern."

Von allen Seiten wurde diesem Vorschlage zugestimmt und der Teufel sah sein Werk mit dem besten Erfolge gekrönt.

„Bis die Zurückgerufenen angekommen sein werden," — fuhr der vorsichtige Verschwörer fort, — „bleibt die Verhandlung ausgesetzt und die Versammlung geht auseinander, bis die Rathsglocke sie wieder ruft. — Doch ist es nothwendig, daß wir uns durch einen feierlichen Schwur verpflichten, keine Sylbe von dem Gegenstande unserer Verhandlung laut werden zu lassen,

und ich erkläre hiemit Jeden, der dieses Vergehen sich zu Schulden kommen läßt, ebenfalls für einen Landesverräther." —

Abermaliger Beifall ließ sich von Seite der Verbündeten Schwertbauers und den durch seine Worte Gewonnenen vernehmen, und der Schwur wurde von Allen geleistet.

„Nun ist es noch nöthig, den kaiserlichen Reichsrichter beizuziehen," — fügte Schwertbauer bei; — „denn seine Sache ist es, das Urtheil zu verkünden und die Strafe zu vollziehen."

Und so geschah es.

Der Reichsrichter, ein Graf von Seckendorf, zeigte sich, ohne nähere Untersuchung, sogleich bereit, dem Willen des Rathes nachzukommen, und diese Bereitwilligkeit war ebenfalls ein Akt der Rache, denn die Seckendorfer waren von jeher gegen Toppler feindlich gesinnt. — Bei Reutlingen hatte Toppler, als Feldhauptmann der verbündeten Städte, den Sohn des Grafen Ulrich von Würtemberg auf das Haupt geschlagen, und in diesem blutigen Treffen fiel ein Seinsheim und ein Ritter von Seldeneck, Beide aus der Sippe der Seckendorfe. Der Wunsch nun, diese Niederlage, sowie den Tod seiner Verwandten rächen zu können, gesellte sich bei dem Reichsrichter noch zu dem allgemeinen Hasse, den der benachbarte Adel insgesammt gegen den Mann hegte, welcher diese Herren so lange Zeit mit Glück befehdet hatte. —

Mit des Reichsrichters Einwilligung wurde sogleich ein Brief an Toppler geschrieben mit der Aufforderung, Angesichts des Schreibens zurückzukehren, indem die Entdeckung einer der Stadt höchst gefährlichen Sache die Anwesenheit des Bürgermeisters erfordere.

Mit diesem Briefe wurden zwei Reiter abgesandt und ihnen die größte Eile anbefohlen.

Diese waren es, welche die staunenden Bürger aus der Stadt jagen sahen.

Den ganzen Tag über herrschte die peinlichste Ungewißheit und eine ängstliche Spannung hatte sich aller Gemüther bemächtigt; denn Niemand konnte erfahren, was vorgefallen sei und was noch bevorstehe.

Auch im Toppler'schen Hause war man unruhig geworden; denn einer so außergewöhnlichen, geheimen Rathsversammlung ohne den Bürgermeister konnte man sich gar nicht erinnern.

Der treue Blasius gab sich alle Mühe und wandte jede erdenkliche List an, etwas zu erfahren; allein es wollte ihm nicht gelingen. — Er ging in den Wallfisch, von wo er sich schon so manches Wissenswerthe geholt hatte, in der Voraussetzung, daß die Neugierde Manchen nach dem gewohnten Sammelplatz geführt haben könne und hoffte dann, aus den verschiedenen Aeußerungen und Muthmaßungen Anderer einen richtigen Schluß ziehen zu können.

Er traf auch Gäste in der Schenke, unter denen sich Breisel, Strotz und sein rheinischer Geselle befanden. — Bei seinem Nahen an das Wirthshaus vernahm er zwar nicht das gewöhnlich laute Gespräche und Gelächter, — dazu war eben der heutige Tag nicht angethan, aber auffallen mußte es ihm, daß die Sprechenden bei seinem Eintritt in die Stube ganz verstummten. — Der Geselle des Faßbinders wandte ihm gar den Rücken zu, so viel er konnte, und es dauerte eine gute Weile, bis das Gespräch wieder in den Gang kam.

Natürlich drehte es sich um die geheime Rathssitzung, deren Veranlassung kein Mensch enträthseln konnte, und Blasius wurde von dem Faßbinder sogar gefragt, ob denn er als Vertrauter seines Herrn nicht wisse, was Wichtiges verhandelt würde. — Blasius erwiderte in gleichgültigem Ton: er könne es nicht wissen; wenn aber Herr Toppler zurückkehre, würde sich das Geheimniß schon aufklären.

Hierauf bat ihn Strotz in ganz eigenthümlicher, höhnischer Weise, er möge der Gesellschaft doch ja seiner Zeit den Gefallen

thun und mittheilen, was der Herr Bürgermeister zu dem seltsamen Verfahren des Rathes gesagt habe.

Diese Rede und die besondere Art, wie sie vorgebracht wurde, machte auf den Diener einen unangenehmen Eindruck. Ebenso wurde ihm auch das auffallende Benehmen des Faßbindergesellen unheimlich, und er verließ die Schenke, um allein darüber nachzudenken, was der ihm von jeher verdächtig erschienene Strotz mit seiner bissigen Rede gemeint haben könne. — Er klügelte zwar Nichts heraus; jedoch ein ängstliches Gefühl beschlich ihn nach und nach, und die Besorgniß, es möchte Etwas im Werke sein, das seinen Gebieter anginge, ja gegen denselben gerichtet sein könne, gestaltete sich bei ihm fast zur Gewißheit.

Der treue Diener beschloß, ohne Jemanden Etwas zu sagen, seinem Herrn nachzueilen und ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten. — Um jedoch kein Aufsehen zu erregen, beschloß er, bis zum nächsten Dorfe zu Fuß zu gehen und sich dort erst ein Pferd zu verschaffen. — Wie erstaunte er aber, als er die Thore verschlossen fand und erfuhr, daß dies auf Befehl des hohen Rathes geschehen sei. — Es durften wohl Leute herein-, aber Niemand hinausgelassen werden.

Da war nun jede Gelegenheit, Herrn Toppler zu warnen, abgeschnitten; denn das Thürchen in der Stadtmauer, durch welches Blasius früher ungehindert gehen konnte, war noch fest vermauert von der Belagerung her.

Solche außerordentliche Maßregeln konnten nur der wichtigsten Ereignisse wegen getroffen werden, deshalb vermehrten sich auch die Besorgnisse des braven Dieners und er war auf das Schlimmste gefaßt.

Die Abgesandten hatten schon das feste Schloß Colmberg im Rücken, als sie von den beiden nacheilenden Reitern eingeholt wurden.

Die drei Freunde waren nicht wenig erstaunt, als sie in diesen städtische Diener erkannten, und noch mehr wuchs ihr Erstaunen, als sie aus dem überbrachten Schreiben ihre sofortige Zurückberufung erfuhren.

„Was ist denn vorgefallen in den paar Stunden, das eine solche Eile nothwendig macht?“ — frug der Bürgermeister die Reiter. — Allein diese wußten Nichts zu sagen, als daß ganz unerwartet der Rath zusammenberufen und auch der kaiserliche Reichsrichter zu der Berathung zugezogen worden sei, worauf sie sogleich mit dem Schreiben unter dem Befehl der größten Eile die Stadt verließen.

Die Herren sahen sich an und Toppler sagte nach einigem Nachdenken: „Da ist Nichts zu thun, als der Aufforderung Folge zu leisten und umzukehren.“

Fürbringer und Vermeter schüttelten bedenklich die Köpfe und letzterer sagte, als er sein Pferd umwandte: „Eine Umkehr bei einem einmal festgefaßten Vorhaben hat noch nie gute Folgen gehabt. Gebe Gott, daß wir nicht einen ernsteren Handel zu schlichten bekommen, als den Lehensstreit des Markgrafen.“

Die Bäume warfen schon lange Schatten, als die Heimkehrenden durch den langen Klosterwald ritten und bald darauf die steile Straße oberhalb dem Kloster Neusitz beschritten, von wo aus sich ihnen der überraschend schöne Anblick der reichen, üppigen Landschaft zu ihren Füßen darbot. —

In der Ferne zeichneten sich die vielen Thürme und die hohen Kirchendächer der Stadt scharf in dem blaßblauen, reinen Himmel ab.

„Ihr habt mich mit Euren unheilverkündenden Bemerkungen auf dem ganzen Wege förmlich angesteckt, so daß ich glaubte, ich müßte beim Austritt aus dem Walde die ganze Stadt in Flammen sehen,“ — sprach Toppler zu seinem Gefährten. — „Da schaut hin, wie ruhig, friedlich und sicher sie daliegt. — Habt Ihr je ein schöneres Bild der Ruhe und des

Friedens gesehen? — Es ist immer beruhigend und tröstend, wenn die fernen Mauern der Vaterstadt uns entgegenschauen und uns den ersehnten Willkomm der Unsrigen verheißen.“ —

„Mir ist im Gegentheil, als ob die Stadt ihre Thürme gleich riesigen Fingern drohend in die Höhe streckte, um uns ein warnendes Zeichen zu geben, weil sie nicht zu uns sprechen kann,“ — entgegnete Fürbringer finster.

„O ja, sie spricht zu uns! Hörst Du nicht ihre hellklingenden Worte?“ — sagte Bermeter nach der Stadt hindeutend.

Wirklich vernahm man den von dem Abendwinde hieher getragenen Schall einer Glocke.

„Das ist doch noch nicht das Abendläuten!“ — bemerkte Fürbringer.

„Nein, es ist die Rathsglocke, meine Freunde,“ — berichtigte Toppler, der aufmerksam dem Glockenton gehorcht hatte, — „und wir kommen gerade zur rechten Zeit. Laßt uns eilen, es muß doch etwas Erhebliches vorgefallen sein.“ —

Sie setzten nun ihre Rosse in scharfen Trab und ritten bald darauf in die Stadt ein.

Am Rathhausthore übergaben sie die Pferde ihren Dienern und Heinrich Toppler that seinen verhängnißvollen, letzten Gang nach dem Rathssaale in Begleitung der treuen Freunde.

12.

Durch ausgestellte Späher war der Rath von der Zurückkehr der Abgesandten unterrichtet, deshalb konnte die Glocke rechtzeitig geläutet werden, so daß ihr Ruf auch den Heimkehrenden gelten konnte.

Als die Rathsmannen ihren Schall vernahmen, wäre mancher von ihnen gerne zu Hause geblieben, und Reue über den schnell gefaßten Beschluß, sowie Zweifel über die Richtigkeit und

Wahrheit der erschwerenden Zeugnisse beengten so manche Brust. — Schwertbauer aber und die ihm eng Verbündeten wußten in der Versammlung schnell den Wankelmuth zu beseitigen und die Leidenschaften wieder aufzuwecken.

Als Toppler und seine Freunde in den Rathssaal traten, begegneten ihnen düstere Blicke und unheilweissagende Mienen. — Kaum hatten die Eintretenden die Versammlung begrüßt, nahm schon Schwertbauer das Wort, indem er, sich an Toppler wendend, sagte: „Herr Bürgermeister, eine höchst wichtige Entdeckung, ein Vorfall der ernstesten Art hat den hohen Rath bestimmt, Euch zurückzurufen, und da Ihr dem Rufe gefolgt seid, so sollt Ihr auch die erste Stimme haben in dieser hochwichtigen Angelegenheit. — Offener Verrath gegen die Stadt ist entdeckt worden, — sagt, welche Strafe gebührt dem Verräther?" —

Toppler, der hochaufgerichtet vor der Versammlung stund, antwortete mit fester Stimme: „Der Hungertod!" —

„Ihr habt Euer eigenes Urtheil gesprochen, Heinrich Toppler, denn Ihr seid der Verräther!" — sagte Schwertbauer in scharfbetonten Worten.

Toppler trat einen Schritt zurück und blieb sprachlos.

Seine weitgeöffneten Augen überschauten die Versammlung, und Mancher schlug vor dem durchbohrenden Blicke die Augen nieder. — Lautlose Stille herrschte in dem Saale.

Da trat Fürbringer vor und warf die Worte in die Versammlung: „Das ist teuflischer Verrath, boshafte Lüge, heimtückische Verleumdung!" —

„Hier liegen Anklage und Beweise," — entgegnete Schwertbauer, seine Worte mit stechenden Blicken begleitend. — „Glaubt nicht, daß solche schwere Anschuldigungen, wie sie diese Schriften enthalten, aus der Luft gegriffen sind. — Man wird sie Euch vorlesen." —

„Ich frage Euch, Herr Senator!" — sprach nun Toppler, — „sprecht Ihr im Namen des ganzen Rathes, oder gehen die

Anschuldigungen vorläufig nur von Euch aus? Letzteres würde mich wahrlich wenig befremden; denn von Euch, das weiß ich, habe ich mich nichts Gutes zu versehen.“ —

„Ihr steht vor dem Rathe, dem Ihr selbst so lange angehörtet,“ — entgegnete Schwertbauer, — „und werdet wissen, daß hier nicht der Einzelne, sondern die Gesammtheit spricht und handelt. — Ihr seid des Verrathes angeklagt, und die Beweise und Zeugnisse sind so überzeugend, daß der hohe Rath das Schuldig bereits ausgesprochen hat. — Ist es so, oder nicht, edle Herren und Rathsgenossen?“ —

Ein dumpfes einstimmiges „Ja“ folgte dieser Aufforderung. —

„So laßt mich die verleumderische Anklage hören!“ — versetzte Toppler und stützte sich, dem Sprecher furchtlos in die Augen schauend, auf sein Schwert.

Schwertbauer griff nun zu einem dichtbeschriebenen Pergamente und begann zu lesen. — Die Anklage lautete:

„Heinrich Toppler hat sich vermessen, in seinem eige-
„nen Hause Kerker einzurichten und mit seiner Sippe
„Gericht zu halten über seine Vasallen, welche eigenmäch-
„tige Handlung den Gewohnheiten der Stadt widerstrebt.
„Dieser Mißbrauch des bürgermeisterlichen Ansehens und
„Eingriff in die Rechte des Rathes kann durch lebende
„Zeugen bewiesen werden.“ —

„Was hat diese Sache mit dem Landesverrathe zu thun?“ — sprach Toppler. — „Wenn ich die Vergehen meiner Vasallen selbst rügte, so geschah es, um sie vor härterer Buße zu bewahren.“ —

„Nur der Rath oder das kaiserliche Reichsgericht haben das Recht, Uebelthäter zur Verantwortung zu ziehen und zu bestrafen,“ — entgegnete Schwertbauer, — „und jeder Eingriff in die Rechte beider Stellen ist ein Verbrechen gegen die gesetzte Ordnung.“ —

Toppler antwortete hierauf Nichts und Schwertbauer fuhr fort:

„Zu verschiedenen Zeiten und wiederholten Malen hat „Heinrich Toppler als Bürgermeister und Kriegshauptmann „politische Verträge mit Städten und Fürsten abgeschlossen „ohne Genehmigung des Rathes.“ —

„Das soll mir zum Verbrechen angerechnet werden, wenn ich, günstige Augenblicke benützend, Vortheile für die Stadt errungen habe, die auf dem Wege langwieriger Verhandlungen wieder hätten verloren gehen können? Sind nicht alle von mir abgeschlossenen Verträge vom Rathe gut geheißen und bestätigt worden?“ —

„Ihr hattet Euch eine Gewalt angemaßt,“ — versetzte Schwertbauer, — „die jeden Widerspruch unmöglich machte, und dies auf Kosten des Ansehens des Rathes. — Hört weiter!“

„Es ist offenbar, daß die Stadt viele ihrer blutigen „und kostspieligen Fehden blos der Kriegslust ihres Bür„germeisters Toppler zu verdanken hat, und er hat des„halb in solchen Fällen Gut und Leben der Bürger ge„wissenlos geopfert.“ —

„Diese Anschuldigung,“ — rief Toppler, sich emporrichtend, — „kann nur in einem Kopfe entsprungen sein, wie der Eurige, Herr Schwertbauer, der Ihr so geschickt seid, Weiß in Schwarz zu verwandeln. — Statt daß mir Dank gesagt wird, daß ich die vielen Angriffe auf die Stadt und ihr Gebiet mit glücklicher Hand zurückgeschlagen und vereitelt habe, werde ich darob getadelt und die glücklichen Kriegsfahrten werden mir zum Verbrechen angerechnet. — Auf solche Beschuldigungen, die nur dem niedrigsten Neide entspringen können, hat der rechte Mann keine Antwort. — Habt Ihr mehr solche Sünden auf Eurem Register, so verweigere ich im Voraus jede Gegenrede. — Les't weiter!“ —

„Nachdem der König Wenzel von Böhmen von den

„Churfürsten der deutschen Kaiserkrone für verlustig er„klärt und abgesetzt war, hat Toppler noch fortwährend „mit ihm in geheimer Verbindung gestanden und einen „Briefwechsel gepflogen, dessen Folgen die Reichsacht war „und die Stadt an den Rand des Verderbens gebracht „hat. — In gleicher Weise steht er bis heute mit Stadt„feinden in freundschaftlichem Verkehr.“ —

„Halt!“ — rief Toppler mit donnernder Stimme. — „Erst war es der Neid, der meine Handlungen zu entstellen suchte, jetzt ist es die Lüge, welche mit frecher Stirne die jüngsten Thatsachen verunstaltet. Wer wagt es, die unglücklichen Folgen der Straßburger Briefe mir allein aufzubürden? Diese traurigen Vorgänge sollten nicht nur im Archive, sondern auch in Eurem Gedächtnisse wahrheitsgetreu aufgezeichnet stehen. — Der Böhmenkönig war zweimal mein Gast, und wenn er mir Briefe sandte, so waren sie an den Gastfreund und nicht an den Bürgermeister gerichtet. Was darin für die Stadt von Wichtigkeit war, habe ich nie dem Rathe vorenthalten, und wahrlich, diese meine Freundschaft mit Wenzel hat der Stadt keinen Nachtheil gebracht. — Und mit Stadtfeinden stünde ich im vertrauten Verkehr? — Ihr, die Ihr meine Kriegslust tadelt, verdammt auch meine Friedensliebe? — Wißt: mit dem kämpfenden Feinde muß man sich hauen, mit dem überwundenen soll man bauen!“ —

„Wenn Eure Friedensliebe nur nicht eine geheime Pforte hätte, gleich der, welche Ihr durch die Mauer der Stadt gebrochen habt,“ — warf Schwertbauer ein.

„Wollt Ihr auch hierin verrätherische Absichten finden? Diesen Ausgang erwirkte ich mir vom Rathe, um mich von der gewissenhaften Bewachung der Wälle zu jeder Zeit selbst überzeugen zu können,“ — antwortete Toppler.

„Und, um Euch ungelegene Personen nächtlicher Weile an die Luft zu setzen,“ fiel Schwertbauer hämisch ins Wort.

„Wenn Ihr einen besonderen Fall meint,“ — sagte hierauf Toppler, den Senator scharf ansehend, — „so muß ich annehmen, daß das Verbrechen, dessen Ihr mich zeihen möchtet, von Euch selbst verübt wird und Ihr mit Stadtverräthern gemeinsames, frevles Spiel treibt.“ —

„Spart Euren aufbrausenden Eifer, Herr Toppler,“ — entgegnete, von diesem Vorwurfe überrascht, der hinterlistige Ankläger. — „Es wird Euch mit all Eurem Muthe nicht gelingen, die noch folgenden Anschuldigungen von Euch zu wälzen.“ — Darauf fuhr er fort:

„In gleicher Weise, wie der schlaue Verräther die „unumschränkte Gewalt an sich gerissen hatte, wuchs „auch sein Reichthum, und es wird ihm schwer fallen, „den Nachweis des rechtmäßigen Besitzes zu liefern.“ —

Bei diesen Worten schoß dem geschmähten Bürgermeister das Blut in den Kopf und, den Griff seines Schwertes fassend, donnerte er dem Senator entgegen:

„Wenn Ihr noch einmal das Wort „Verräther“ ausspricht, — bei Gott! so füge ich dem Kainszeichen, mit dem die Natur Euch schon kenntlich gemacht hat, noch ein weiteres mit meinem guten Schwerte bei, — Einen Verräther nennt man mich und einen Räuber dazu! — Und das darf Jemand wagen mitten unter Männern, in deren Gemeinschaft ich mehr als dreißig Jahre lang den Pflichten und Sorgen um das Stadtwohl oblag? Habe ich das Stadtgebiet, welches jetzt einen reichen, von Städten und Fürsten beneideten Besitz ausmacht, etwa auch geraubt? — Ich frage die Versammlung, in was bestund das Stadtgebiet, als ich in den Rath trat, und auf welche Weise wurden die reichen Ländereien und die werthvollen Rechte erworben? — Bringt die Urkunden herbei und sie werden Euch sagen, wie man durch klugen Haushalt und wohlberechnete Unternehmungen auf rechtmäßige Weise das Eigenthum vermehren und den Wohlstand heben kann.

„Nicht nur die Stadt, sondern auch Ihr selbst, deren erste Bürger, seid, meinem Beispiele folgend, durch weise Benützung der Umstände zu Reichthum und Ansehen gelangt, und meine Frucht reifte in derselben Sonne, wie die Eurige. Mir aber wagt man vorzuwerfen, ich hätte meinen Besitz auf Kosten der Stadt erworben? — Ich fordere jeden auf, zu sprechen, der nachzuweisen im Stande ist, daß nur eine Scholle von dem, was ich mein nenne, anders in meinen Besitz gelangt ist, als durch redlichen Erwerb.“ —

Ein leises Murmeln lief durch den Saal und Schwertbauer fühlte gar wohl, daß er mit dieser Beschuldigung eine Unvorsichtigkeit begangen habe und beeilte sich daher, über diesen Punkt hinwegzukommen.

„Ihr vergeßt, Herr Toppler,“ — sagte er mit kalter Richtermiene, — „daß Ihr ein bereits Verurtheilter seid und Eure machtlosen Drohungen nicht geeignet sein können, Eure Lage zu ändern. — Ich werde Euch Dinge entgegen halten, die hundertmal schwerer in die Wagschale fallen werden; — ich will Euch nicht nur sagen, wie Ihr erworben habt, sondern auch das Geheimniß offenbaren, wie Ihr noch zu erwerben dachtet.“ —

Schnell nahm er, damit keine Pause entstehe, das Pergament wieder zur Hand und las weiter:

„Die vielen Anzeichen, aus denen deutlich hervor„geht, daß Heinrich Toppler mit den Feinden der Stadt „im Einverständnisse ist, werden vermehrt durch die offen„bare Thatsache, daß er zwei Thürme an unsern Mauern „hat abbrechen und bis heute noch nicht wieder aufbauen „lassen, um durch diese lückenhafte Befestigung dem „Feinde einen Weg in die Stadt zu bahnen.“

Toppler, dessen Aufregung sich wieder etwas gelegt hatte, indem er seine Aufmerksamkeit dem neuen Anklagepunkte zu=

wendete, antwortete hierauf mit Zurückhaltung und fast geringschätzigem Tone:

„Was die fehlenden Thürme dem Feinde nützen können, das haben wir bei der achtwöchigen Belagerung der Stadt erfahren. — Ich brach morsche Mauern ab, die nur Schaden und Verderben hätten anrichten können; Ihr aber versucht einen Thurm umzustürzen, der in voller Stärke und Kraft dasteht und bewiesen hat, wie er Sturm und Wetter zu trotzen versteht." —

„Um so fester habt Ihr, vorsichtiger Mann, Euren Kaiserstuhl ausgerüstet," fuhr Schwertbauer fort, ohne Toppler's Erwiderung weiter zu berühren. —

„Ihr habt das feste Haus mit Wassergräben umzo-
„gen, mit einer Zugbrücke verwahrt und mit Schieß-
„scharten wohl versehen. — In diesem festen Neste dachtet
„Ihr Euch vorerst gegen die Wuth des Volkes zu schützen,
„wenn Euer verrätherisches Treiben gelungen sein würde.
„Womit wollt Ihr das Gegentheil beweisen? Oder ist
„Eure Freude so unbändiger Natur, daß Ihr Euer
„Lustschlößchen zu einer Festung machen mußtet?" —

Die Nennung seines Lieblingssitzes in diesem ernsten Augenblicke mußte in Topplers Brust Erinnerungen und Gefühle erwecken, welche plötzlich vor seine Seele ein Bild stellten, das die heitere, lichte, sanfte Seite seines vielbewegten Lebens widerspiegelte. — Er gab keine Anwort auf Schwertbauers boshafte Bemerkung. — Ein Zug der Wehmuth umspielte seinen verschlossenen Mund und sein Blick war wie träumerisch auf den Boden geheftet. — Gleichsam, wie mit sich selbst sprechend, hörte man ihn sagen: — „Der Mensch wird geboren, um sterben zu können. — Seine Geburt ist ein Vergehen; denn mit ihr hat er den Tod verschuldet und alles Werdende ist dem Verderben geweiht. — Mein armes Rosenthal! Auch dein Entstehen war ein Verbrechen und aus deinem heiteren, lachen-

den Angesichte entzifferte der Kenner den Ausdruck todeswürdiger Sünde. — Also seit mehr als zwanzig Jahren heucheltest du Unschuld und Frieden! Seit so langer Zeit trage ich, dein Schöpfer, den Gedanken in mir, meine Vaterstadt zu verrathen, meine Mitbürger zu verderben.

Zwischen den duftigen Rosen habe ich das Giftkraut des Verrathes gesäet, und aus dem schmelzenden Liede der Nachtigall vernimmt man die Warnung vor dem tödtlichen Stachel der heuchlerischen Blumen. —

Wahrlich, ein sinniges Gedicht! — Habt Ihr es etwa ersonnen, Herr Senator? — Es macht Euch Ehre.“ —

Schwertbauer, dem diese Reflexion die Galle aufsteigen machte, sagte in grimmigem Tone: — „Ja, ich werde Euch noch ein Liedlein anstimmen, dessen Weise wie Rabengeschrei in Euer Ohr dringen soll. — Ja, ich behaupte, Eure Rosengebüsche sind nichts als das trügerische Versteck eines blutdürstigen Raubthieres.

„Die blutigen Häupter der beiden unglücklichen Vögte
„von Nordenberg klagen Euch des grausamsten Mordes
„an.“ —

„Wer kann von Mord sprechen, wo der Tod nur gerechte Strafe für unsühnbaren Frevel war? — Ich beharre auf meinem Ausspruch: Dem Verräther gehört der Tod! — Nur Verrath oder beispiellose Feigheit konnte unsere starke Feste Nordenberg in Feindeshand liefern. — Wir lebten in der Zeit des Krieges und da müssen warnende Beispiele an den Ernst der Pflicht mahnen. Die treulosen Vögte hatten mehr verdient, als den einfachen Tod. Wer in so ernster Zeit ein anvertrautes, so wichtiges Gut so leichten Kaufes Preis gibt, der ist zwiefach des Todes schuldig. — Der Kriegsmann hat auf seinem Posten auszuharren, und nur das Geheiß seiner Oberen oder ein heldenmüthiges Ende können ihn davon abrufen.“ —

„Diese Ansicht habt Ihr, es ist wahr, oft genug zur Geltung gebracht, und unvorsichtige Dienstleute mußten derartige und geringere Vergehen auf Euer Geheiß mit dem Leben, mit ewiger Blindheit oder mit abgehauenen Gliedmaßen büßen," versetzte der hartnäckige Ankläger. — „Eure eigenen Söhne „jedoch durften ungestraft den ihnen anvertrauten Posten „verlassen, und dies noch dazu in der gefahrvollen Zeit „der Belagerung, wo der Feind leicht den übermüthigen „Ausfall der Pflichtvergessenen hätte benützen und in „unsere Stadt eindringen können."

Toppler antwortete nicht sogleich. Nach einigen Augenblicken jedoch sagte er in ruhigem, gemessenem Tone: „Wer sich bemüht, dem redlichsten Streben, den unschuldigsten Absichten das Gepräge der Schuld aufzudrücken, dem wird es um so leichter werden, die schonende Nachsicht zu verdächtigen. — Ich muß bekennen, meine Söhne haben gefehlt und ihre Pflicht verletzt. Sie haben eigenmächtig gehandelt und wären deshalb strafbar gewesen, wie der geringste Kriegsmann, der gegen den Willen seines Oberen handelt. — Allein der Erfolg ihrer Kühnheit und Unbesonnenheit war ein glücklicher. — Die Gefangennahme des Grafen von Henneberg gereichte uns zum Heile; denn, nachdem ich den Feind in einen Freund umgewandelt hatte, bot der wahrhaft edle Mann Alles auf, um die Gefahr von unserer Stadt abzulenken. Er sandte Boten ins Lager und an mächtige Freunde, selbst an den Kaiser, und seiner Fürsprache war es hauptsächlich zu verdanken, daß der Vergleich zu Stande kam. — Sind trotz dieser glücklichen Erfolge meine Söhne strafbar, so sind sie in Eurer Gewalt, wie ich es bin."

Dieses Zugeständniß war eine Waffe in Schwertbauers Händen. — Ein teuflisch boshafter Zug spielte um seine dünnen Lippen, — er stützte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch und seine Gestalt verlängerte sich zusehends; denn er bäumte

sich wie die Schlange, welche im Begriffe ist, mit einem gewaltigen Sprung ihr Opfer zu umgarnen.

„Ja,“ — sagte er, seine giftigen Blicke stechend auf Toppler richtend und jedes seiner Worte scharf betonend: — „ja, Euren vornehmen Freunden haben Stadt und Bürgerschaft viel zu danken. Ihr besitzt eine eigene Kunst, die Herzen der Großen für Euch zu gewinnen. — Die Fürsten verkehren mit Euch, wie mit Ihres Gleichen, und besonders der Markgraf von Onolzbach, dem Ihr schon so manche empfindliche Schlappe beigebracht habt, lohnt Euch dies mit seinem besonderen Vertrauen.

Erst vor Kurzem war er Euer Gast und Ihr übernahmt die Pflicht, diesen gepriesenen Freund unsrer Stadt zu empfangen und zu beherbergen. — Laßt Euch wiederholen, in welch zuvorkommender Weise Ihr ihn bewirthet habt, und empfangt dafür den gebührenden Dank und Lohn. — In Euer harmloses Rosenthal führtet Ihr ihn und saßet stundenlang mit ihm in der schattigen Laube in traulichem Gespräche. Den reichlichen, leckeren Imbiß würzten Eure köstlichen Weine und versetzten den hohen Gast in die heiterste Laune. Um den edlen Freund keinen seiner gewohnten Genüsse entbehren zu lassen, wurde der Würfelbecher herbeigebracht und die reizende Kurzweil ergötzten Gast und Wirth noch, als der Mond schon hoch am Himmel stund.

Ein passenderer Ort, eine heimlichere Stunde konnte nicht wohl gewählt werden, den Bund der Freundschaft zu befestigen, und Ihr habt Dies gethan, indem Ihr die Stadt verriethet.

„Ja, Ihr, Heinrich Toppler, Bürgermeister von Rothen-
„burg, habt mit dem Markgrafen von Onolzbach um die
„Stadt gewürfelt und sie verspielt! — Ihr warft Elf,
„der Markgraf Zwölf!“ —

„Widersprecht, wenn Ihr könnt, Verräther!“

Topplers Gestalt hob sich und seine Augen flammten. —

Er konnte die lange verhaltene Wuth nicht länger bemeistern und mit dem Schrei: „Teufel von einem Menschen, Du sollst mich nicht ungestraft lästern!“ — fuhr seine Rechte an den Griff seines Schwertes.

Ein allgemeiner Aufruhr folgte diesem Auftritte. — Die Rathsherren erhoben sich von ihren Sitzen und von verschiedenen Seiten erscholl der Ruf: „Entwaffnet ihn! bindet ihn!“ —

Aber Toppler wurde verhindert, sein Schwert zu ziehen, durch den kräftigen Arm Fürbringer's. — „Ruhig, Heinrich!“ — sagte der Freund, — „dieses schändliche Gewebe von Lüge und Verleumdung soll zerrissen werden.“ —

Große Verwirrung herrschte in dem Saale. — Um Toppler hatten sich seine beiden Freunde und noch einige andere seiner Anhänger geschaart, theils um ihn zu verhindern, seine Waffen zu gebrauchen, theils um ihn vor Thätlichkeiten zu beschützen.

„Ihr habt recht, meine Freunde!“ — sagte Toppler und seine Stimme bebte vor Aufregung und Wuth. —

„Man soll nicht sagen können, ich habe meine eigenen Gesetze mißachtet, und in diesem Saale die Waffe zu ziehen, ist ein Verbrechen. Sie soll mich nicht wieder in Versuchung führen, — hier ist sie!“ —

Mit diesen Worten schnallte er sein Schwert ab und warf es auf den Boden. — „Aber dieser Verleumder soll mir Rede stehen! Nicht mit seiner zweischneidigen Zunge, sondern, wenn er Muth hat, mit dem Schwerte. — Auf solche teuflische Anschuldigungen gibt es keine andere Antwort. — Schwertbauer! ich nenne Euch einen heimtückischen Schurken! — Der Niederträchtige hat meineidige Späher im Solde,“ — fuhr er, zu der Versammlung gewendet, fort, — „die uns belauschten, und Worte, welche der Markgraf im trunkenen Muthe gesprochen, sucht er nun zu benützen, um mich zu verderben. — Bringt mir den Buben vor die Augen, daß er mir seine ver-

leumderische Aussage in's Angesicht wiederhole, und wenn es nicht der Fürst der Lüge selbst ist, wird er es nicht wagen." —

Schwertbauer, der auf einen derartigen Ausfall Toppler's gefaßt war, hatte sich in soferne dagegen gewappnet, als er sich vorgenommen hatte, auch die heftigsten Angriffe auf seine Person zu überhören. Er that Dies auch jetzt und schritt, statt eine Antwort zu geben, auf die Thüre eines Nebengemaches zu mit den Worten: „Diese Genugthuung soll Euch werden." — Er öffnete die Thüre und hieß den in dem Nebengemache sich befindlichen Zeugen hereinkommen.

Da trat ein junger Mann ein, den alle Anwesenden als den Gesellen des Meisters Strotz erkannten.

„Hier ist der Zeuge," — sagte Schwertbauer, — „der mit eigenen Ohren gehört und mit eigenen Augen gesehen hat, wie Ihr mit dem Markgrafen um unsere Stadt gewürfelt und verspielt habt." —

„Das ist ja der Schurke, der meine Tochter anfiel!" — rief Toppler, der den Eingetretenen sogleich aus der Beschreibung Brigittens erkannte.

„Ihr habt kein Recht, den Zeugen zu beschimpfen, er ist Euch ebenbürtig," — sagte scharf Schwertbauer. — „Es ist Eberhard Wehr, aus einem der besten Geschlechter unserer Stadt." —

Toppler fuhr bei Nennung dieses Namens zurück, als hätte ihn eine giftige Natter gestochen. — „Eberhard Wehr!" — rief er aus und die Röthe des Zornes färbte abermals seine Stirne. — „Und dieser verbannte Verräther wagt es, in dieser Versammlung zu erscheinen und gegen mich zu zeugen? — Sogleich bindet ihn und werft ihn in den tiefsten Kerker!" —

„Eberhard Wehr ist kein Verbannter mehr!" — entgegnete Schwertbauer im eisigen, scharfen Tone. — „Der Rath hat die Verbannung aufgehoben; denn ein Mann, welcher der

Stadt solche Verräther entlarvt, verdient ihr bester Bürger genannt zu werden.“ —

„Hölle und Teufel!“ — tobte Toppler, — „wer wagt es, ohne meine Zustimmung diese Wehr zurückzurufen, die sich so schwer an mir vergangen haben. — Ich verlange, daß dieser Mensch augenblicklich gefesselt und seinem verdienten Schicksale, dem Tod, überliefert werde.“ —

Da erhob sich der kaiserliche Reichsrichter, Graf von Seckendorf, welcher bisher der stürmischen Verhandlung stumm beigewohnt hatte und dessen Anwesenheit von Toppler gar nicht bemerkt worden war.

Er ging auf Toppler zu und sagte in hartem, barschen Tone: „Herr Toppler, mit Euren Befehlen hat es ein Ende. — Ihr seid gerichtet durch das Urtheil des Rathes und Euer Schicksal ist bestimmt durch Euren eigenen Ausspruch. — Ihr habt keinen der Anklagepunkte widerlegt, sondern sie nur bestritten. — Ich erfülle nur mein Amt und die Pflicht der Gerechtigkeit, wenn ich Euch verhafte und das Urtheil vollziehe.“ — Damit ging er nach der Thüre, vor welcher bewaffnete Stadtknechte harrten, und befahl diesen, Toppler in das unterste Rathsgefängniß zu werfen. —

Toppler zuckte zusammen bei diesem Ausspruche. — Er warf einen ernsten, kummervollen Blick auf die Versammlung, heftete ihn einige Sekunden lang auf Schwertbauer, dem der kalte Schweiß auf die Stirne trat, — wandte sich sodann zu seinen beiden treuen Freunden und reichte jedem eine seiner Hände. — „Tröstet und beschützt mein Weib und meine Kinder!“ — sprach er ruhig und feierlich. — Dann wandte er sich schnell von ihnen ab und verließ festen Schrittes den Saal in Begleitung der Wache. —

13.

Die Kunde von Toppler's Verhaftung verbreitete sich schnell in der Stadt und auch den beiden Freunden des Verurtheilten war sie in das Haus Toppler's vorausgeeilt.

Sie hatten den unglücklichen Freund den Saal nicht mehr verlassen sehen, denn die Worte, die er zu ihnen sprach, füllten ihre Augen mit Thränen und ihre Herzen mit Schrecken und Trauer.

Im Hause Toppler's fanden sie Frau Margaretha ohnmächtig im Lehnstuhle und ihre Töchter umstanden die leblos Daliegende weinend und jammernd. — Brigitte lag auf den Knieen und barg das Antlitz in den Schooß der Mutter. — „O, meine Ahnung! — Die unglückseligen Würfel!“ — schluchzte sie ein Mal über das andere. Noch wußte die Arme nicht, daß sie die unschuldige Ursache des Hasses war, der Eberhard zu der schrecklichen Rache trieb.

Die Freunde suchten zu trösten und hätten doch selbst des Trostes bedurft. — Nur mit Mühe gelang es ihnen, die Söhne, besonders den heißblütigen Jakob, von unbesonnenen Schritten abzuhalten. — Dieser wollte die Bürger aufrufen, das Rathhaus stürmen und den Gefangenen befreien.

„Laßt uns ruhig überlegen, ihr Lieben,“ — bat Fürbringer. — „Vielleicht zeigt uns der nächste Morgen den Weg, den wir zu gehen haben. — Seid versichert, die Feinde Eures Vaters triumphiren zu bald.“ —

„Die Nacht tritt schon ein,“ — pflichtete Vermeter bei, — „und wir wollen nicht, gleich unseren lichtscheuen Feinden, unter ihrem verhüllenden Schleier handeln. — Offen, wie Euer verleumdeter Vater pflegte, wollen wir den Verräthern entgegentreten. Bis morgen wird sich die Stimmung der Bürgerschaft kundgeben und dieser wird der irregeleitete Rath nicht widerstehen können.“ —

Die Stimmung der Bürger gab sich aber noch an demselben Abend kund.

Wie das lange drohende Gewitter sich mit einem erschütternden Wetterschlag entladet, so schreckte die Nachricht von Toppler's Gefangennehmung und Verurtheilung die Bürger aus ihrer, den ganzen Tag über dauernden Spannung und Ungewißheit. Ein solches Ende des geheimnißvollen Tages hatte Niemand erwartet.

Obgleich Toppler's Ansehen in der letzten Zeit abgenommen und sich unter einem Theile der Bürgerschaft Unzufriedenheit mit seinem Regimente kund gegeben hatte, — woran hauptsächlich die Umtriebe der Creaturen Schwertbauers und seiner Genossen Schuld waren, — so hätte doch Niemand sich träumen lassen, daß der gewaltige Mann angeklagt oder gar verurtheilt werden könnte. — Selbst Diejenigen, welche ihre Unzufriedenheit mit dem Bürgermeister hie und da laut werden ließen, fühlten, daß der plötzliche Fall des gefürchteten Mannes weit über ihre geheimen Wünsche hinaus gehe und es überkam sie ein banges Gefühl, als müsse jeden Augenblick etwas Außerordentliches geschehen, was sie selbst mit in das Verderben ziehe.

Die Anhänger Toppler's, unter ihnen Schwarz, der Schmied, — Becher, der Gerber, — Stramm, der Tuchmacher, — Sprenger, der Färber, — Fornberger und Andere, traf die Nachricht wie ein betäubender Blitzstrahl.

Sie wollten das Gehörte nicht glauben und es füllte sich trotz der einbrechenden Nacht der Markt mit Männern, die sich überzeugen wollten, ob das Gerücht, welches sich so unerwartet durch die Stadt verbreitet hatte, nicht auf Mißverständniß oder Irrthum beruhe. — Die Männer traten zusammen und die Antwort eines Jeden bestätigte die Frage des Anderen.

Da kamen Fürbringer und Bermeter, und aus dem Munde dieser beiden, als die vertrautesten Freunde Toppler's bekannten

Patrizier, erfuhren die Bürger den genauen Hergang der Rathsversammlung und der Verurtheilung.

Diese Mittheilung verursachte eine lebhafte Bewegung unter den versammelten Männern. — Lautes Murren, Drohungen, ja selbst Aufforderungen zur gewaltsamen Befreiung ließen sich hören; allein die beiden Rathsherren suchten die Menge zu beschwichtigen und stellten den Leuten vor, daß Gewalt hier zu Nichts führe und daß es noch Mittel und Wege gäbe, ein ungerechtes Urtheil umzustoßen, ja des Kaisers Majestät selbst, so ungnädig sie sich schon gegen die Stadt gezeigt habe, würde die Gewaltthätigkeit des Rathes in solch zweifelhaftem Falle nicht dulden.

„Das ist ja ein Urtheilssprnch, wie ihn unsere Stadt noch nicht gesehen hat,“ — ließ sich des Gerbers kräftige Stimme vernehmen. — „Das Oberhaupt der Stadt von seinen Rathsgenossen angeklagt und verurtheilt zu gleicher Zeit. — Das ist wider Gebrauch und Recht und wir dürfen es nicht dulden.“ —

„Und der kaiserliche Reichsrichter, sagt Ihr, hat das Urtheil bestätigt und vollzogen?“ — frug der Schmied in einem Tone, daß die ganze Versammlung es hören konnte.

„So ist es, liebe Freunde!“ — antwortete der Gefragte.

„Nun,“ fuhr der Schmied fort, — „so wird er uns auch die beste Auskunft geben können, ob es sein Ernst damit ist, oder ob er nur dem ärgerlichen Auftritt in der Rathsversammlung für den Augenblick ein Ende machen wollte.

Folgt mir, Freunde und Mitbürger! Wir wollen den edlen Grafen von Seckendorf bitten, uns reinen Wein einzuschenken.“

Diese Aufforderung fand Beifall und die Gruppe setzte sich in Bewegung. — Im Gehen sagte der biedere Schmied zu seinem Nachbar: — „Ihr, Meister Fornberger oder Gevatter Stramm, könnt das Wort führen, denn ich bin nicht ge-

wohnt, meine Worte so zu setzen, wie sie für das Ohr eines so hohen Herrn passen.“ —

Die beiden Angeredeten erklärten sich bereit und bald war man bei dem Hause des Reichsrichters angelangt.

Nur ungern wurde der heranrückenden Menge geöffnet, und der Reichsrichter, welcher die Deputation in dem Vorplatze des Hauses empfing, gab den Rednern zur Antwort, daß dies weder der rechte Platz, noch die geeignete Zeit sei, die wichtige Sache zu erörtern. Die Bürger sollen im Laufe des nächsten Vormittages auf dem Rathhause erscheinen, wo er ihre Frage zu ihrer Zufriedenheit beantworten werde.

Mit diesem Bescheid mußten sich die wackeren Männer zufrieden geben. Im Nachhausegehen blieben sie vor dem Rathhause stehen und blickten schweigend auf das wohlverschlossene massive Gebäude, in dessen tiefstem Gewölbe der Mann schmachtete, welcher seit dreißig Jahren die Geschicke der Stadt mit unumschränkter Gewalt und im Genusse des höchsten Vertrauens geleitet hatte.

Der andere Morgen traf die Bürger bei Zeit versammelt auf dem Marktplatze. — Ihre Zahl war das Dreifache vom vorigen Abend. — Die lange Nacht hatte Manchem Gelegenheit gegeben, über den außerordentlichen Vorfall nachzudenken, und die Vorstellung, daß der hochgeachtete und gepriesene Mann ein todeswürdiger Verbrecher sein solle, wollte bei ihnen nicht Platz greifen.

Fürbringer und Bermeter gesellten sich zu den harrenden Bürgern, und da es noch zu früh war, als daß man hätte den Reichsrichter erwarten können, so fanden die beiden Freunde Topplers Zeit, den Männern den Hergang der Rathsverhandlungen in allen seinen Einzelnheiten darzustellen und sie mit jedem Klagepunkte besonders bekannt zu machen. — Auch die plötzliche Verwandlung des fremden Faßbindergesellen in den Patrizier Wehr vernahmen die Meisten zum ersten Male. —

Meister Breisel, der auch zugegen war, hörte diesen Mittheilungen aufmerksam und schweigend zu, und wer ihn beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß in dem Innern dieses Mannes Etwas vorgehe, denn sein wetterhartes Gesicht wurde ganz dunkelbraun und in den dicken Falten seiner Stirn standen Zorn und Unmuth geschrieben.

„Das ist ein zusammengeflicktes, gestückeltes Zaumwerk", — platzte er los, — „mit welchem sich kaum ein alter Karrengaul zügeln läßt, geschweige denn ein kräftiges Schlachtroß, welches das morsche, wurmstichige Geschirr mit einem Ruck in tausend Fetzen zerreißen würde. — Wäre der Toppler frei, er würde das Pfuschwerk Fetzen für Fetzen den jämmerlichen Zurichtern in's Gesicht werfen. — Ich habe mich oft tadelnd ausgelassen über die strenge, lästige Kriegszucht des Bürgermeisters, über seine Lust an Kampf und Streit, die ihm als gebornen Kriegsmann anhing, und über das gewagte, gefährliche Spiel, welches er oft mit den Feinden der Stadt spielte; aber niemals wäre es mir eingefallen, an seiner Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit zu zweifeln oder ihn gar für einen Räuber oder Verräther zu halten. —

Ich wiederhole es noch einmal: säßen, wie in anderen Reichsstädten, auch die ehrbaren Zünfte im Rathe, so könnte ein einzelner Mann nicht zu so unumschränkter Gewalt gelangen, wie es dem Toppler unter den schwachen, unfähigen Genossen geglückt ist, die nur darum im Rathe sitzen, weil sie eben rathsfähigen Familien angehören. — Es wäre aber auch nicht möglich, einen solch niederträchtigen Streich auszuhecken und auszuführen, wie diese Anklage und Verurtheilung, und wenn der Reichsrichter sagt, Toppler hätte die Anklage blos widersprochen, aber nicht widerlegt, so kann er doch auch nicht behaupten, daß er überführt worden ist. Einen Menschen verurtheilen und dann erst vernehmen, ist gerade, als wenn ich nach abgegessenen Schüsseln Jemand zu Gaste lade. — Mit gemeiner

List und Lüge kann man auch den edeln Löwen in eine Falle locken. — Die feigen, lichtscheuen Schurken haben geheime Zusammenkünfte gehabt, — ich wußte darum und war selbst einmal zugegen, aber mich gelüstete es nicht, ein zweites Mal hinzugehen und mit Menschen zu verkehren, die ihre Namen verschweigen. O, hätte ich's doch gethan! Ich hätte vielleicht das schändliche Spiel durchschaut und den bübischen Anschlag vereiteln können.“ —

„Ich habe Euch immer für einen, zwar etwas rauhen, aber ehrlichen und geraden Mann gehalten,“ sagte der Gerber, auf den Sprecher zugehend und ihm die Hand schüttelnd, — „und habe mich auch nicht in Euch geirrt. Wenn Männer, wie Ihr, die nicht zu den Anhängern des mißhandelten Mannes zählen, so sprechen, so ist es doppelte Ehrensache der Bürgerschaft, sich des Verrathenen anzunehmen.“

Da kam der sanfte Fornberger herangeeilt und rief den Versammelten mit betrübter Miene zu: „Wir warten umsonst, liebe Freunde, — der Reichsrichter ist vor Tagesanbruch aus der Stadt geritten.“ —

„Er will uns ausweichen!“ schrie die Menge. — „Er ist im Einverständniß mit den Verschwörern! — Kommt, laßt uns das Rathhaus stürmen und die Thüren des Gefängnisses sprengen!“ —

„Leert meine ganze Werkstatt!“ — rief der Schmied, — „nehmt Brecheisen, Hämmer, Stangen und Zangen, Alles was Ihr findet, — meinen Dietrichen wird kein Schloß widerstehen.“ —

Ein gewaltiger Aufruhr erhob sich und den Rathsherren, welche größtentheils am Marktplatze wohnten, wurde in ihren Häusern nicht ganz wohl zu Muthe. Besonders Schwertbauer beobachtete das Treiben mit steigender Angst und er dachte schon daran, wie er sich der Gefahr entziehe. — Aber Fürbringer und Bermeter wendeten sie ab.

Die beiden wohlüberlegenden Männer boten Alles auf, um den Sturm niederzuhalten. — Fürbringer suchte vor Allem den Schmied zu beschwichtigen und ihn mit vernünftigen Vorstellungen von seinem Vorhaben abzubringen. — Bermeter sprach zu den anderen Bürgern, stellte ihnen vor, daß eine Gewaltthat zum großen Unheil für die Stadt ausschlagen könne, indem eine offene Widersetzung gegen ein Urtheil des kaiserlichen Landgerichtes als Landfriedensbruch betrachtet werden würde, und erinnerte sie an die Schrecken der Reichsacht und der Belagerung.

Diese Vorstellung wirkte bei der Menge und Fürbringer beruhigte die angeseheneren Bürger mit den Worten: „Laßt uns keine Uebereilung begehen, liebe Freunde, und das Uebel nicht ärger machen. — Ihr habt recht, der Reichsrichter steckt unter einer Decke mit den Anklägern, oder unterstützt sie wenigstens, was er durch das Verlassen der Stadt zu erkennen gibt. — Wir wollen uns aber nicht eine Schuld aufladen, die schwer geahndet werden könnte.

Bermeter und ich haben die ganze Nacht hindurch mit der tiefgebeugten Hausfrau des unglücklichen Eingekerkerten und ihren Kindern zugebracht und Raths gepflogen, was in allen Fällen zu thun sei. — Für den Fall nun, daß eine Freigebung für heute nicht zu erlangen sein sollte, ist beschlossen, daß Jakob Toppler zu dem Markgrafen, der bei der schwersten Anklage so sehr betheiligt ist, nach Onolzbach eile, Heinrich dagegen sich sogleich auf den Weg nach Heidelberg mache, wo zur Zeit Kaiser Rupprecht residirt, und es steht mit Gewißheit zu erwarten, daß in wenigen Tagen der Befehl zur Freilassung eintrifft. — Es bleibt uns nur noch übrig, von dem Manne, der in der gestrigen Rathsversammlung zum regierenden Bürgermeister ernannt worden ist, Nikolaus Schwertbauer, die Freilassung des Gefangenen oder doch den Aufschub der Urtheilsvollstreckung bis zur kaiserlichen Entscheidung zu begehren.“ —

Diese Vorstellungen fanden Gehör und Sprenger, der Färber und Stramm, der Tuchmacher, übernahmen es, zu dem neuen Bürgermeister zu gehen.

Schwertbauer, der die lautgesprochenen Worte Fürbringers und Vermeters deutlich vernommen, hatte wieder Muth gefaßt, und da er wohl wußte, daß die Freigabe Toppler's seinen eigenen Untergang nach sich ziehen müßte, beschloß er, das Aeußerste zu wagen. Demnach erhielten die zwei Bürger auch zur Antwort, daß er nicht berechtigt sei, das Urtheil des kaiserlichen Reichsrichters umzustoßen, — es müsse daher die Zurückkunft desselben abgewartet werden.

Da diese Antwort mit den Auseinandersetzungen Vermeters übereinstimmte, so konnten die Bürger wenig dagegen thun und mußten sich damit zufrieden geben.

Die Menge ging nun auf wiederholtes Zureden auseinander, und eine Stunde darauf verließen Jakob und Heinrich Toppler in größter Eile nach verschiedenen Seiten die Stadt.

Meister Breisel war nicht nach Hause, sondern in den Wallfisch gegangen, in der Hoffnung, den Faßbindergesellen zu treffen, für den er Etwas in Bereitschaft hatte, der aber unter den Bürgern auf dem Marktplatze nicht zu sehen war.

Der wackere Sattler war nicht gewohnt, Etwas lange mit sich herumzutragen, deshalb drängte es ihn, sich dessen, was er dem Faßbinder zugedacht hatte, bald zu entledigen. — Allein er fand Strotz nicht in der Schenke und glaubte schon unverrichteter Sache heimgehen zu müssen, als er den Meister aus einer Nebengasse kommen sah, mit dem Schurzfell angethan und mit allerlei Kellergeräthschaften beladen.

Das war ihm nun erwünscht und er begrüßte den fleißigen Meister mit den Worten: — „Nun, Meister Strotz, jetzt mußt Du wohl wieder selbst Hand anlegen, seit Dein Kelleresel zum Goldkäfer geworden ist?“ —

„Wie meinst Du das?“ sagte Strotz verlegen, — „ich verstehe Dich nicht.“ —

„Ja, ja!“ — fuhr Breisel fort, den Faßbinder fest ansehend, — „Dein verkappter Rheinländer hat seine Rolle fein gespielt und Dir eine rechte Ehre erzeigt, daß er Deines Zeichens geworden ist.“ —

„So, da willst Du hinaus. — Wie kann ich wissen, was den Herrn zu der Mummerei getrieben hat“, — gab Strotz kurz zur Antwort und wollte vorüber gehen.

„Das ist freilich ein großes Geheimniß“, — erwiderte Breisel, den Eilenden festhaltend. — „Bei Eurem Gewerbe muß wohl das Zunftzeichen auf der Stirne geschrieben stehen, weil Ihr Euch so schnell erkennt?“ —

„Ich weiß nicht, was Du willst,“ — sagte Strotz drängend, — „und habe keine Zeit, mich aufzuhalten.“

„Gährt vielleicht wieder der Most in den Kellern der Rathsherrn, wie in dem Keller des verlassenen Judenhauses? — Ihr habt ein ganz appartes Geschäft, Ihr Faßbinder. — In den Weinkellern, in denen Ihr Euch meist aufhaltet, müssen geheimnißvolle, allwissende Geister hausen, die Euch manchmal Etwas von ihren Heimlichkeiten zuflüstern. — So müßt Ihr, Du nnd Dein treuer Geselle, auch das Geheimniß erfahren haben, daß der Toppler ein Dieb, ein Räuber und ein Landesverräther ist.“ —

„Willst Du, der selbst nie müde werden konnte, dieses Mannes Thun zu tadeln, am Ende in Abrede stellen, was er selbst nicht widerlegen konnte?“ — gab Strotz zur Antwort.

„Höre, Thomas!“ — sagte Breisel ernst. — „Ich stund immer auf Deiner Seite, wenn Du der blinden Verehrung dieses Mannnes entgegentratst, und ich bin heute noch der Meinung, daß die Kriegslust und Gewaltthätigkeit Topplers, die übrigens nur neben der Schwäche seiner Amtsgenossen aufkommen konnte, viel Ungemach über uns gebracht hat, und

habe ich auch mit dieser meiner Ansicht nie zurückgehalten. — Diese teuflischen, lügenhaften Anschuldigungen aber, welche Schwertbauer mit seinen Genossen und Helfershelfern, zu denen ich leider! auch Dich rechnen muß, ausgeheckt hat, wird jeder redliche Mann, auch wenn er nicht zu den Freunden Toppler's gehört, für falsch und niederträchtig halten, und die Herren, die so geschickt sind, Fallen und Schlingen zu legen, sollen sich wohl in Acht nehmen, daß sie nicht selbst darin hängen bleiben."

Stroß, der vor Scham und Zorn blutroth im Gesichte wurde, sagte ärgerlich: — „Deine Rathschläge mögen gut sein für Solche, die sie brauchen können; wozu sagst Du sie mir?"

„Es kann noch eine Zeit kommen, wo man sie den Herren in's Gesicht sagen kann. Dir aber sage ich's, damit Du weißt, daß ich das ganze Treiben für Lüge und Falschheit halte, und wenn noch tausend solche meineidige Gesellen, wie Dein angeblicher Rheinländer das Gegentheil beschwören; — damit Du weißt, daß Breisel nicht zu den Verräthern und Mördern Topp'lers steht. — Und Deinen Kellergeistern magst Du es auch anvertrauen, daß, wenn dem Toppler nur ein Haar gekrümmt wird, ehe der kaiserliche Entscheid kommt, tausend Bürger Rechenschaft dafür fordern werden." —

Mit diesen Worten ließ Breisel den verblüfften Faßbinder stehen. — Er glaubte seine Absicht erreicht und den heimtückischen Verheimlicher des meineidigen Wehr gehörig abkapitelt zu haben.

Auch dessen war er gewiß, daß seine Aeusserungen an die rechte Adresse gelangen würden und hoffte davon die gewünschte Wirkung. Und wirklich, die Herren, besonders Schwertbauer, erkannten in dem Umstand, daß, wenn Breisel, der bekannte Gegner des Toppler'schen Regimentes, eine solche Sprache führe, die Stimmung der Bürgerschaft ihrem Treiben doch nicht so günstig sei, als sie glaubten. —

Der Tag verging in der getäuschten Erwartung auf die

Rückkehr des Reichsrichters. — Als er auch am andern Tage nicht kam, konnte man gewiß sein, daß von dieser Seite keine Hülfe zu erwarten sei.

Zu jeder Tagesstunde kamen Bürger auf den Markt, in der Hoffnung, eine Wendung der Dinge zu erfahren. — Mit ernsten Blicken schauten die Männer das Rathhaus an, hinter dessen wohlverschlossenen Thüren Toppler jedenfalls stündlich auf Hülfe und Befreiung hoffte.

Der Theil des Rathhauses, in welchem sich die Gefängnisse befanden, war nur von dem Rathsdiener Lebrecht bewohnt, welcher die Pflicht hatte, jeden Tag einige Mal nachzusehen, ob der Gefangene noch in seiner Zelle sei. Dabei war ihm aber streng verboten, mit diesem zu reden, und mit dem Leben hätte er es büßen müssen, wenn er ihm nur die geringste Speise oder einen Trunk Wasser gereicht hätte; denn die ausgesprochene Strafe sollte vollzogen werden und schon schmachtete der Gefangene nun drei Tage ohne Nahrung und Wasser.

Als die Stadtknechte auf Befehl des Reichsrichters Toppler nach dem Gefängnisse führten und Lebrecht die schweren eisernen Thüren öffnen mußte, glaubte er vor seinem Herrn in die Knie sinken zu müssen. — Der Gefangene mochte die Gemüthsbewegung Lebrecht's bemerkt haben und sprach, als er ihm nahe kam, leise: „Ruhig, Lebrecht!“ — Diesem war es nun, als läse er in den Augen des tiefverletzten Mannes: verrathe deine Anhänglichkeit an mich nicht, du kannst mir vielleicht gute Dienste erweisen.

Diese Ahnung machte den Alten stark und er verrichtete in Gegenwart der Stadtknechte sein Geschäft, als gelte es irgend einem großen Verbrecher den Weg in die Welt auf ewig zu verschließen.

Im Anfang, als die Bürger sich massenhaft auf dem Marktplatze versammelten, waren auch Blasius und Simson unter ihnen, theils um nöthigen Falles mit Hand anzulegen bei der Befreiung ihres Gebieters, theils um auch zu vernehmen, was die Bürger zu dieser unerhörten That denken und sagen. — Die beiden treuen Seelen konnten sich gar nicht vorstellen, wie man den gewaltigen Mann, dessen leisester Wink ihnen Befehl war, nur antasten, geschweige denn ihn gefangen nehmen konnte.

Am dritten Tage waren die beiden Diener nicht mehr zu sehen, und dieser Umstand ließ die Bürger vermuthen, daß auch diese ausgesandt wurden, um Hülfe von Außen zu erwirken, und daß von Seite der Familie alle Schritte gethan würden, die zu einem glücklichen Ziele führen könnten.

Von Jakob Toppler, der zu dem Markgrafen nach Onolzbach geritten war, erfuhr man, daß er von diesem ein Schreiben erhalten habe, in welchem die Hauptbeschuldigung, das Würfeln um die Stadt, widerlegt und die in der Aufregung begangene Handlung des fürstlichen Spielers wahrheitsgetreu wiedergegeben war. Mit diesem Schreiben war Jakob auf dem kürzesten Wege nach Heidelberg geeilt, wohin Heinrich schon vom Hause aus gegangen war.

14.

So waren wieder zwei Tage vergangen. — Weder von Jakob, noch von Heinrich kam eine Nachricht und auch der Reichsrichter kehrte nicht zurück. Blasius und Simson waren verschwunden, — die treusten Freunde und Angehörigen Toppler's ließen sich nicht sehen und es hatte den Anschein, als wäre jede Hoffnung, den unglücklichen Gefangenen zu erlösen,

aufgegeben; nur die Rückkehr der beiden Söhne schien die gewünschte Befreiung bringen zu können.

Der unbeschreibliche Jammer, welcher die bis jetzt mit ungetrübtem Glücke gesegnete Familie Toppler's heimsuchte, war selbst für die Näherstehenden herzzerreißend und erschütternd.

Fürbringer und Bermeter verließen die Trostlosen fast nie und die Ruhe und Besonnenheit beider Männer allein waren im Stande, die Hoffnung auf Rettung aufrecht zu erhalten und das Nöthige und Mögliche dafür anzuordnen.

Wir treffen sie rathend und tröstend bei der unglücklichen Gattin des Gefangenen, die gleich einem Marmorbilde leb- und theilnahmlos in ihrem Stuhle saß.

Der Quell der Thränen war bei der Schwergetroffenen versiegt. — Jede Nahrung von sich weisend, schien sie entschlossen zu sein, das Schicksal ihres Eheherrn zu theilen.

Sie hatte keine Antwort mehr auf die theilnehmendste Zusprache und eine völlige Abspannung und Gefühllosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Die vor wenigen Tagen noch in der Blüthe der Jugend und Schönheit strahlenden Töchter umstanden die Mutter wie trauernde Engel die sterbende Heilige. — Ihre blassen Wangen und die heißen, rothgeweinten Augen gaben Zeugniß von gramerfüllten Nächten, und besonders Brigittens heiteres, blühendes Antlitz war verändert, wie die Rose, der ein giftiger Hauch Farbe und Duft geraubt hat.

Nebst den beiden Freunden war diesmal auch der Baumeister Erich anwesend, und dieser sprach im theilnehmendsten und zuversichtlichsten Tone: „Glaubt meiner Versicherung, edle Frau; — in zwei Tagen und Nächten sind wir am Ziele. Blasius und Simson leisten das Unglaubliche, und wenn unser Geheimniß nicht verrathen wird, so ist das Gelingen gewiß." —

„Er wird todt sein!" — hauchte die hoffnungsarme Frau.

„Nein Margaretha!" — sprach Bermeter, — „er wird

nicht sterben. Heute gab mir Lebrecht wieder zweimal durch herabgeworfene Steinchen das Zeichen, daß Euer edler Gemahl lebe. —

Heinrich ist ein starker Mann, — sein gegen Entbehrungen aller Art abgehärteter Körper wird aushalten, bis wir ihm rettend die Hände reichen."

„O, eilt, helft, rettet!" — rief händeringend Brigitte. — „Der Vater schmachtet, die Brüder sind fern, die Mutter stirbt uns! Alles, Alles verläßt uns!" —

„Verzagt nicht," — tröstete Erich, — „und vertraut auf Gott und unseren guten Willen. — Es ist jetzt Nacht und ich kann ungesehen über den Marktplatz kommen. Heute noch werde ich Euch Nachricht bringen von dem raschen Vorwärtsschreiten unseres Werkes." —

Der Baumeister verließ die Trauernden nun und schlich vorsichtig an den Häusern des Marktplatzes hin, bis er in der Thüre des Vermeterschen Hauses verschwand. —

Dieses bildete ein Eck des Marktes und stund nahe an dem Herderichbronnen. Eine breite Straße trennte es von dem Rathhause.

Im Hause war Alles still und finster und die Thüre schien für den Kommenden geflissentlich offen gelassen zu sein.

Erich verriegelte die Thüre sorgfältig, zündete eine Lampe an, die er unter dem Mantel verborgen hatte, und suchte den Eingang zum Keller, dessen breite, tiefe Stufen er vorsichtig hinabstieg. Unten angekommen, erhellte sein schwaches Lampenlicht einen weiten, hohen Raum. — Große Fässer ruhten auf starken Lagern und nahmen die eine Seite des flach-, aber weitgesprengten Gewölbes ein. — An der andern Seite waren lose Steine und frisches Erdreich in großer Menge angehäuft.

„Der Bursche arbeitet wie ein Cyclop," — sagte Erich zufrieden für sich, indem er die neuausgegrabene Erde mit den Augen maß.

Nun wandte er sich nach dem Hintergrunde des Kellers, wo eine enge, dunkle Oeffnung in das feste Gemäuer gebrochen war. — In dieses Loch trat er ein und gab durch einen leisen Pfiff seine Anwesenheit zu erkennen. — Aus der Tiefe wurde das Zeichen in gleicher Weise beantwortet, und nach einigem Weiterschreiten leuchtete dem Baumeister der Schein eines düsteren Lichtes aus dem Ende des Ganges entgegen.

Nun konnte man auch die dumpfen, regelmäßigen Schläge einer Haue vernehmen, und bald darauf erschien dem Auge der riesige Simson, wie er mit gewaltigen Hieben große Stücke aus dem harten Erdreich löste. — Hinter ihm stund Blasius, der die losgetrennte Erde wegräumte und sie in Körben nach dem Keller schaffte. — Auch Jobst, der älteste Sohn Topplers, war in gleicher Weise beschäftigt. Als Blasius des Baumeisters ansichtig wurde, berührte er Simsons Schulter, zum Zeichen, daß er mit seiner Arbeit innehalten solle. — Die Männer sahen sich stumm an und Erich prüfte schweigend die Arbeit und die Richtung des Ganges. Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens, durch welches blos die schweren Athemzüge Simson's vernehmbar waren, sagte der Baumeister flüsternd: „Freund, wir sind in der genauen Richtung und unserem Ziele näher, als ich dachte. — Hört Ihr das Rauschen des Wassers über uns? — Es ist die Röhrenleitung des Herderichbronnens, und das gibt mir die Gewißheit, daß wir, wenn die Arbeit so fortschreitet, wie bisher, in weniger mehr als vierzig Stunden am Ziele sind.“

Bei diesen Worten flammte es auf in den Augen des treuen Simson und seine wuchtige Haue flog tief in die Erdwand, von welcher der mit aller Kraft geführte Hieb ein gewaltiges Stück abriß.

Der Baumeister hielt den Eifrigen bei nochmaligem Ausholen zurück und sagte abwehrend: — „Wackrer Simson, vergeude nicht Deine Kraft mit übermäßiger Anstrengung. Du

hast das Unglaubliche geleistet und nur die stetige, maßvolle Anwendung Deiner ungewöhnlichen Stärke kann Dir die Ausdauer sichern. Reibst Du Deine Kräfte durch allzugroße Zumuthung auf, so können sie Dich in der letzten entscheidenden Stunde verlassen und die Rettung unseres geliebten Herrn am Ziele noch unmöglich machen."

Wir sehen, die Befreiung Topplers sollte nicht allein von der günstigen Entscheidung des Kaisers oder der Rückkunft des Reichsrichters abhängig gemacht werden, und die Ausführung des von dem Baumeister vorgeschlagenen Planes, durch einen unterirdischen Gang zu dem Gefängnisse zu gelangen, versprach mit Sicherheit eine glückliche Rettung. Simson war zu diesem Werke auserſehen, und der treue, brave Bursche arbeitete nun drei Tage und drei Nächte ununterbrochen mit allen Kräften. Nur wenige Stunden der nöthigen Ruhe und Erholung unterbrachen sein unermüdliches Schaffen, und da der riesige Mensch den doppelten Raum wie ein Anderer, brauchte, um sich bewegen zu können, fiel ihm auch doppelte Arbeit und Anstrengung zu.

Wer den rastlos grabenden Riesen so sah, wie er, nur mit der nothwendigsten Bekleidung umhüllt, in dem rothen Schein der Lampe mit seinen eisernen Armen die Haue schwang, — wer das laute Schnauben seines Athems, das gewaltige Wogen seiner Brust hörte und sah, der mußte wirklich glauben, einen von Vulkan's riesigen Gesellen zu erblicken. Aus den Haaren tropfte der Schweiß gleich einem heißen Regen, und die kräftig hervortretenden Muskeln seiner Arme und seines Oberkörpers schienen von stählernen Sehnen zusammengehalten zu werden. —

Kein Laut kam über seine Lippen, aber desto deutlicher sprachen seine gigantische Stellung und die Wucht seiner Hiebe.

Mit gleichem Schweigen und mit gleicher Emsigkeit mühte sich der alte Blasius ab, das ausgegrabene Material in den

Keller zu schaffen. — Die alten Glieder des treuen Dieners wollten wohl zuweilen den Dienst versagen, allein der Gedanke an seinen geliebten Herrn und Gebieter goß neue Kraft in seine Nerven und das gedeihliche Fortschreiten des Werkes hielt Muth und Hoffnung lebendig.

Jobst ließ es sich nicht nehmen, während der Nächte den treuen Blasius zu unterstützen, und das Geheimniß dieser Arbeit wurde so vorsichtig bewacht, daß die drei in so engem Raume gemeinschaftlich thätigen Männer vermieden, miteinander zu sprechen.

Hätte der unglückliche Gefangene ahnen können, daß — vielleicht nur wenige Ellen von ihm entfernt — die treusten Seelen Tag und Nacht sich mühen, um seine Rettung zu erwirken, so hätte belebende Hoffnung die düstere Nacht des Kerkers erhellt und seine von den Leiden des Körpers schon umdüsterte Seele hätte wieder freudige Blicke in das Leben gethan, welchem der immer strebsame Geist dieses Mannes schon so viel abgerungen hatte.

Aber jede Hoffnung war von ihm gewichen. — Er war in den qualvollen Tagen und Nächten zu der Ueberzeugung gelangt, daß das teuflische Werk seiner Feinde gelungen sei und er hier nun elend verschmachten müsse.

Vermeters Hoffnung auf den an Entbehrung gewöhnten Körper Topplers bestätigten sich nicht, im Gegentheile war die warmblütige und thätige Natur des für sein Alter noch kräftigen Mannes nicht geeignet, den qualvollen Folgen des Hungers und des Durstes lange widerstehen zu können.

In manchen Stunden steigerte sich die heftige Reizung der Nerven bis zur Wuth, und in den schlaflosen Nächten führte der Gedanke an sein Weib und seine Kinder Augenblicke wahnsinniger Verzweiflung herbei. — Ermattung und Erschlaffung folgten solchen verzehrenden Aufregungen, und in solchen Augenblicken erschien ihm der Tod als wohlthätiger Erretter.

Wenn der alte Lebrecht sich unhörbar durch den dunkeln Gang vor Toppler's Zelle schlich und die schmerzlichen Anzeichen noch vorhandenen Lebens vernahm, wollte dem dankbaren Alten das Herz brechen, nnd der Drang, seinem edlen Wohlthäter die Pein zu erleichtern und ihm seine Tage zu fristen, gestaltete sich in ihm zum unwiderstehlichen Verlangen.

Allein das strenge Verbot und die Hoffnung auf stündliches Eintreffen der Befreiungsnachricht verhinderte den zwischen Pflicht und Treue schwankenden Wärter immer noch, diesem Verlangen nachzugeben.

Der neue Bürgermeister hatte dem Rathsdiener noch einmal den Schwur auf gewissenhafte Erfüllung seiner Obliegenheiten abgenommen.

Diesem ränkesüchtigen Manne war die eingetretene Ruhe und Stille etwas unheimlich geworden und er fürchtete, daß sich im Verborgenen Etwas gegen ihn vorbereite, was am Ende sein klug eingeleitetes und ausgeführtes Werk doch noch vereiteln und seine aus Falschheit und Lüge gewobenen Netze zerreißen könnte.

Am willkommensten würde ihm der, noch vor der Rückkehr der Söhne erfolgte, Tod des Vaters gewesen sein.

Deßhalb die wiederholte Verpflichtung des alten Gefängnißwärters und der fortwährende Verschluß des Rathhauses.

Er selbst ließ sich nirgends sehen, — ja er bereitete sich auf den möglichen Fall vor, daß durch kaiserlichen Befehl das Urtheil aufgehoben und eine neue Untersuchung eingeleitet werden könnte. — Da die wiederholten Zeugenvernehmungen, sowie die genaue Untersuchung der Anklageschrift ein anderes Ergebniß liefern konnten, als sich unter seiner Beeinflussung ergab, so war sogar seine eigene Sicherheit gefährdet, und er mußte darauf bedacht sein, in einem solchen Falle sich und sein Eigenthum sicher zu stellen.

Auch seinem meineidigen Helfershelfer, Eberhard Wehr

hatte er gerathen, sich vorläufig verborgen zu halten, und dieser Verräther wurde auch nirgends mehr gesehen.

So vergingen wieder einige Tage, und es war nun fast eine Woche in banger Erwartung und Hoffnung verflossen.

Die Reise nach Heidelberg und wieder zurück konnte in vier bis fünf Tagen gemacht werden, und nur die augenblickliche Abwesenheit des Kaisers von seiner Hofburg konnte die Rückkehr der beiden Brüder verzögern. — Und diese Rückkehr war das Einzige, wovon eine Wendung der Dinge zu erwarten war, denn an ein Wiederkommen des Reichsrichters wollte Niemand glauben.

15.

Die geneigten Leser werden denken, die überraschenden Ereignisse der letzten Tage wären an unseren Bekannten im Judenviertel spurlos vorübergegangen, weil wir ihnen seit dem Besuche Lebrechts nicht mehr begegnet sind. —

Doch dem war nicht so. —

Die veränderte Volksstimmung, welche in der letzten Zeit zu Ungunsten Toppler's hie und da laut wurde, war freilich nicht zu Gabriel gedrungen, deshalb legte er auch auf die Bedenklichkeit des alten Lebrecht keinen großen Werth, wie wir aus dem Zwiegespräche der beiden Greise entnommen haben. — Um so größer war aber die Ueberraschung und der Schrecken, als die Gefangennahme und Verurtheilung Toppler's auch ihnen bekannt wurde.

Den ehrwürdigen Greis, dessen Leben so reich an Erfahrungen der gräßlichsten Art war, hätte eine Wiederholung der grausamen Mordscenen, wie er sie schon mit ansehen mußte, nicht befremdet; denn er wußte, daß der Fanatismus der rohen Menge nur des geringsten Anlasses bedürfe, um in zer-

störendes Wüthen auszubrechen; — daß aber die Aeltesten des Volkes, welche berufen sind, Gerechtigkeit zu üben an Gottes Statt, sich der verwerflichsten Mittel bedienen, um den Edelsten unter ihnen selbst verdammen und verderben zu können, das erfüllte den gottesfürchtigen Mann mit Schauder und er rief mit zum Himmel gerichtetem Blicke und ausgestreckter Rechte die Worte des Propheten Jesaias: „Wehe den Richtern, die unrechte Gesetze machen und unrechtes Urtheil schreiben!" —

Hora war nicht minder ergriffen; es berührte ja auch sie. — Der Menschen, die in den engen Kreis ihres abgesonderten Lebens traten, waren nicht viele. — Und war es nicht der Beschützer und Wohlthäter ihres Großvaters, über den das Unglück so unerwartet hereingebrochen? War es nicht der Vater Heinrichs, ihres Heinrichs, dem der gräßlichste Tod drohte? — Sie stellte sich den namenlosen Jammer vor, der über Frau Margarethe und ihre reizenden Töchter, von denen sie so liebreiche Behandlung erfuhr, gekommen war. — Sie dachte sich den Schmerz und den gerechten Zorn der Söhne, die ihren edlen Vater so verlästert und verleumdet sahen. — Sie begleitete im Geiste Heinrich, wie er in Angst und Verzweiflung dahin eilte, um zu den Füßen des Kaisers Gerechtigkeit zu erbitten.

Und Tag um Tag verging, ohne daß Heinrich zurückkam. — Sollte der Kaiser das Urtheil des Rathes bestätigt haben? Sollte er gar wieder seines alten Grolles gegen Toppler gedenken, aus dem die Reichsacht über die Stadt verhängt wurde, und jetzt den Sohn büßen lassen, was der Vater verschuldet? — Solche Gedanken peinigten die arme Hora neben dem Schmerz, den sie mit dem Großvater über das Unglück empfand, welches das bis dahin von Jedermann als glücklich gepriesene Haus betroffen hatte. Gabriel wurde immer ernster und den ganzen sechsten Tag nach Topplers Gefangennehmung kam er aus seinem kleinen Laboratorium nicht heraus.

Als die Nacht hereingebrochen war und er mit Hora beim

Lampenscheine am Tische saß, sprach er in ernster, fast feierlicher Weise zu dieser: „Höre mich an, liebes Kind! Ich habe Dir ein wichtiges, geheimes Geschäft zugedacht. — Es sind nun sechs Tage, daß mein Wohlthäter ohne Nahrung im Kerker schmachtet, und die Gefahr für sein Leben wächst nun mit jeder Minute. — Es ist möglich, — und Gott gebe es, daß des Kaisers Botschaft bald eintrifft und ihn von seinen Leiden befreit; es ist aber auch möglich, daß sie noch länger ausbleibt und am Ende die Hülfe zu spät kommt. — Du weißt es, es stehen mir kräftige und wirksame Mittel zu Gebote, und ich habe heute ein solches bereitet, welches ihn im letzten Augenblicke der Gefahr befreien soll. — Sieh hier dieses Päckchen, — es enthält das untrügliche Mittel und muß dem Leidenden so bald als möglich eingehändigt werden.

Du bist zwar ein schwaches Mädchen, meine Hora, hast aber schon zu verschiedenen Malen Beweise von Muth gegeben und Du sollst es übernehmen, dieses Päckchen in meines unglücklichen Gönners eigene Hand zu legen.“ —

„Ich, lieber Großvater?“ — erwiderte Hora verwundert. — „Wie sollte mir das gelingen?“ —

„Höre nur, liebes Kind! — Der alte Lebrecht liebt Dich um seiner verstorbenen Rosa willen, — er liebt aber den armen Gefangenen noch mehr; denn dieser war sein Gebieter und Wohlthäter. — Suche ihn morgen am Tage zu sprechen; theile ihm meinen Wunsch und Dein Vorhaben mit; sage ihm, daß dies das einzige Mittel sei, den Verlassenen vom Hungertode zu befreien und ich bin gewiß, daß er Mittel und Wege findet, Dich Nachts einzulassen und zu dem Gefangenen zu führen.“ —

In Hora's Herzen regte sich Etwas, wie geheimes Grauen und sie antwortete leise und mit niedergeschlagenen Blicken: „Könnte denn Lebrecht nicht selbst das Päckchen überbringen, lieber Großvater?“ —

„Nein, Hora!“ — entgegnete bestimmt der Greis. — „Keines anderen Menschen Hand darf dieses Geheimniß berühren, — nur Dir vertraue ich es an. Weigerst Du Dich, den Gang zu thun, oder ist es dem Lebrecht unmöglich, Dich zu dem Gefangenen zu bringen, so ist wahrscheinlich der gräßliche Hungertod sein trauriges Schicksal.“ —

„Ich werde gehen, Großvater,“ — sagte Hora entschlossen. — „Ich kenne jeden Tritt in den verworrenen Gängen des Rathhauses und Lebrecht soll meinen Bitten nicht widerstehen.“ —

Anderen Tages ging Hora nach dem Rathhause und zog an der Klingelschnur, die sie schon so oft zur Tages= wie zur Nachtzeit gezogen hatte, und bald öffnete sich oben ein kleines Fenster, aus welchem Lebrechts kummervolles Gesicht schaute.

Hora bedeutete dem Alten, daß sie an ihn eine Botschaft von ihrem Großvater zu bestellen habe, und bald darauf erschien er an der kleinen Pforte, welche ihm und den anderen untergeordneten Personen zum Ein= und Ausgang diente. — Hier war es leicht, sich den Augen der Vorübergehenden für kurze Zeit zu entziehen. — Ein vorspringendes Bretterdach schützte die darunter angehäuften Feuerlöschgeräthschaften, als Leitern, riesige Hacken, Wasserkufen u. s. w. vor Sonne und Regen und beschattete zugleich die kleine, schmale Thüre.

„Hört mich aufmerksam an, Vater Lebrecht!“ — sagte Hora eilig und nicht ohne Angst. — „Was ich Euch mitzutheilen habe, ist von höchster Wichtigkeit und betrifft den unglücklichen Herrn Toppler.“ — Und nun entledigte sie sich mit so wenig Worten, als möglich, ihres gefährlichen Auftrages.

„Tritt näher hierher unter das Dach, Hora!“ — sagte der erstaunte Lebrecht leise. — „Einlassen darf ich Dich jetzt

nicht, aber sage mir noch einmal, was Du willst, ich fürchte, Dich nicht ganz verstanden zu haben!“ —

Hora wiederholte eindringlich, was sie schon gesagt hatte und fügte nur noch die Worte Gabriels hinzu, daß der Gefangene, wenn Lebrecht sie nicht zu ihm bringen könne oder wolle, den gräßlichen Hungertod erleiden müsse. —

Lebrecht sah einige Secunden stumm zur Erde und in seinem narbigen, faltenreichen Gesichte sprachen abwechselnd Kummer, Furcht und Hoffnung. — Plötzlich sagte er kurz und entschlossen: „Komm hieher, Hora, wenn die zweite Wache ihren Umgang gehalten hat. Ich werde Dich erwarten. — Gott schütze den Unglücklichen und uns! Jetzt geh, damit wir nicht beobachtet werden!“ —

Hora verließ in der bestimmten Stunde, in ein dunkles Umschlagtuch gehüllt, mit pochendem Herzen das Haus. Das Päckchen, welches ihr Gabriel gegeben hatte, war mit einem schwarzen, glänzenden Pechüberzug wohl verwahrt, und so klein, daß die kleine, zierliche Hand Hora's es ganz umschließen konnte. — Beim Weggehen gab Gabriel seiner Enkelin noch die Weisung mit: — „Lebrecht darf Dir nicht in die Zelle folgen. Lasse Dir öffnen und trete mit der Leuchte allein ein. Fürchte Dich nicht und gib keinen Laut des Schreckens von Dir; denn Du wirst eine abgemagerte, kummervolle Gestalt erblicken, welche die siebentägige Entbehrung aller Nahrungsmittel, verbunden mit dem unsäglichen Gram, zum Gerippe entstellt haben muß. — Sprich nur die Worte: „Dieß sendet Euch mein Großvater, der alte Gabriel. Unter der harten Decke dieses Päckchens werdet Ihr einen Streifen Pergament finden, der Euch das Nähere sagt.“ — Hat er die Umhüllung abgenommen und die geschriebenen Worte gelesen, so merke Dir, was er sagt,

und eile so schnell als Du kannst wieder zu mir zurück. — Nun gehe mit Gott!“ —

Lebrecht stund schon an seinem Posten, als Hora sich der kleinen Thüre nahte. Er verschloß diese sorgfältig und stieg mit dem zitternden Mädchen die enge steinerne Wendeltreppe hinauf. — Erst vor der Thüre, die zu den unterirdischen Gefängnissen führte, zündete er seine kleine Lampe an, und als er die bebende, eingehüllte Hora vor sich sah, wunderte er sich, daß er kein umfangreiches Gepäcke gewahr wurde und frug leise: „Wo hast Du denn die stärkenden Nahrungsmittel, Hora?“

„Ich darf sie Euch nicht zeigen, Lebrecht,“ — erwiderte Hora leise und ihre Stimme bebte bei jedem Worte: — „Beeilt Euch und bringt mich zur Stelle, denn es überläuft mich kalt in diesen feuchten Gewölben.“ —

Lebrecht schloß nun auf und ging leisen Schrittes mit der Lampe in der Hand voran.

Der Weg führte erst durch eine hohe Halle, in welcher von hohen Gestellen herab große, weiße, mit dicken schwarzen Inschriften versehene Folianten gespenstisch herabschauten. — Sie waren geisterhaft anzusehen, diese stummen Zeugen einer vergangenen Zeit, die in ihren Blättern manche gräßliche Begebenheiten, manches blutige Urtheil enthalten mochten.

Hora mußte die Augen abwenden von diesen schauerlichen großen Buchstaben, welche sie gespenstisch angrinsten.

Sie befanden sich in dem Archiv.

Lebrecht hob nun eine eiserne Fallthüre und es zeigte sich eine schmale, nur von einem Menschen zu begehende, abwärts führende Steintreppe. — Hora folgte stumm ihrem Führer mit wankenden Schritten und Lebrecht hielt seine Lampe hoch, um der Nachfolgenden den steilen Weg zu erhellen.

Als Hora die letzte Stufe verlassen hatte und den Blick erhob, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus; denn was sie hier erblickte, trug alles das Gepräge der Marter und des Todes.

Sie waren in der Folterkammer. —

Ketten, Ringe, scheußlich geformte Zangen hingen an den tropfenden Wänden umher. — Das Streckbett, der Block, große Kohlenbecken, mit Stricken verbundene Schrauben und was sonst noch an teuflischen Erfindungen zur Marter und Qual vorhanden war, lag in schauerlichem Gewirre auf dem Boden zerstreut.

Der Schrei Hora's hatte Lebrecht erschreckt und er mußte die Zitternde halten, sie wäre ihm sonst zu Boden gesunken. —

Der Alte hatte in seiner eigenen Angst vergessen, das Mädchen auf den Gang, den wohl noch wenig weibliche Wesen gethan hatten, vorzubereiten.

Er versuchte nun, das Versäumte nachzuholen und es gelang ihm, die Erschrockene einigermaßen zu beruhigen. — Er zeigte ihr nun in einem, von der Folterkammer ausgehenden Gang eine eiserne Thüre und bezeichnete diese als Diejenige, welche zu Toppler's Zelle führe.

Mit Mühe versuchte das bebende Mädchen nun die Lampe zu halten, welche ihr Lebrecht in die Hand gab, während er langsam in den Gang vorausschritt.

Der Gefangene mußte den Schrei gehört haben, denn die schwach gesprochenen Worte: „Laßt mich ruhig sterben, es ist bald vorüber," — waren außen zu vernehmen.

Als Lebrecht den Schlüssel in der Thüre umdrehte, hörte man die Worte sagen: „Wer kommt?" —

„Jemand, der es gut mit Euch meint, edler Herr!" — antwortete Lebrecht mit vor Weinen erstickter Stimme.

Nun drehte sich die schwere eiserne Thüre ächzend in ihren Angeln, und Hora wankte, die Lampe in ihrer zitternden Hand haltend, in den schaurigen Kerker, worauf die Thüre ebenso langsam sich wieder schloß.

Da stund nun das bebende Mädchen in der kleinen, nied-

rigen Zelle. — Die kalte, feuchte Luft, welche sie umfing, durchschauerte ihren zarten Körper und benahm ihr fast den Athem.

Und vor ihr, mit einer schweren eisernen Kette an die nasse Mauer geschmiedet, saß eine menschenähnliche Gestalt zusammengebeugt. — Das Haar war schneeweiß und das abgemagerte Gesicht, sowie der Bart des Unglücklichen waren, gleich den Mauern des Gefängnisses, mit einer schimmernden Nässe überzogen.

Die Augen des zu einem lebenden Gerippe zusammengeschrumpften Mannes waren kalt und starr auf Hora gerichtet und seine vertrockneten Lippen bewegten sich zu der Frage: „Wer bist Du und was willst Du?“ —

„Seid ihr Herr Toppler, unser edler Bürgermeister?“ — frug Hora dagegen mit zitternder, kaum hörbarer Stimme.

„Ich wars!“ — war die Antwort.

Hora, welche fühlte, daß sie diesen Anblick nicht länger ertragen könne, ermannte sich und sprach mit möglichster Ruhe: — „Mein Großvater, Gabriel, sendet Euch dieses Päckchen, edler Herr! — Unter der schwarzen Umhüllung werdet Ihr aus geschriebenen Worten erfahren, was er Euch zu wissen thun möchte.“ — Mit diesen Worten reichte sie ihm das kleine Päckchen und hätte bei der Berührung seiner eisigen Finger beinahe die Besinnung verloren.

Toppler langte gierig nach dem dargereichten Gegenstand und sprach dann mit schwacher, weicher Stimme: „Leuchte mir, Hora; Du bist es ja doch?“ —

„Ja, edler Herr!“ — konnte die Gefragte kaum hervorbringen und ein Strom heißer Thränen überfluthete das kalte Antlitz des bebenden Mädchens.

Mit krampfhafter Hast löste der überraschte Unglückliche nun die schwarze Umhüllung ab und wickelte dann einen schmalen Pergamentstreifen von einem kleinen, ebenfalls schwarzen Fläschchen ab.

„Tritt näher mit dem Lichte, gutes Kind!“ — brachte er wieder mühsam hervor, und als Hora die Lampe so nahe gebracht hatte, daß er die Schrift lesen konnte, erblickte auch sie auf dem schmalen Streifen einige deutlich geschriebene, ihr aber unkenntliche Worte. —

Als der arme Mann den Sinn der Schrift entziffert hatte, richtete er einen Blick nach oben, wahrscheinlich den Himmel suchend, dessen lebenspendendes Licht jedoch keinen Hoffnungsstrahl in diesen tiefen Kerker senden konnte. — Die abgehärmten Züge schienen sich zu erheitern und ein Schimmer des Glückes belebte das matte Auge.

Seine Hand, die das Pergament hielt, näherte sich der Flamme der Lampe und diese faßte den schmalen Streifen, der sich in glühenden Reifen wand, den mageren Fingern des Leidenden entglitt und auf der nassen Erde verlöschte.

„Werdet zu Asche, ihr theuern Worte von Freundeshand!“ — sprach Toppler feierlich und seine Stimme schien weniger zu zittern.

Seine gebrochene Gestalt erhob sich nun mühsam und seine Stimme klang sanft und feierlich, als er sprach: „Sage Deinem Großvater, meinem treuen Gabriel, daß ich ihm aus voller Seele danke für die Freundesgabe, die er mir durch einen Engel gesandt hat. — Sage ihm, er habe durch sie meine Seele vor Verzweiflung gerettet und die Furien des Wahnsinns aus der gebrochenen Wohnung meines Geistes verscheucht. — Und Dich, mein Kind, segne Gott mit seinem reichsten Segen und geleite Dich schützend durch das dornenvolle Leben!“ —

Bei diesen Worten hatte Toppler mit seiner Rechten, wie segnend, Hora's Scheitel berührt.

Wieder flossen die Thränen über Hora's Wangen, und als Toppler seine Hand von ihrem Haupte sinken ließ, ergriff sie dieselbe und küßte die magere, kalte Rechte, welche sie segnete.

„Geh nun, liebes Kind,“ — fuhr er fort, — „mein Anblick soll Dich nicht länger betrüben.“ —

Hora, welche beim Eintritt in die Zelle fast wieder zurückgewichen wäre, konnte nun kaum die Füße regen, um sie wieder zu verlassen. — Ihr war's, als müsse sie bleiben, um den tiefgebeugten Mann zu pflegen und zu trösten. —

Nach den letzten Worten, die er zu ihr gesprochen, wandte er sich jedoch ab, und so verließ auch sie mit einem tiefen Seufzer den traurigen Kerker, und die schwere Thüre wurde von dem schluchzenden Lebrecht, dem es nicht vergönnt war, seinen geliebten Herrn zu sehen, wieder geschlossen.

Hora eilte, den Blick zur Erde gesenkt, durch die schauerliche Folterkammer; auch die Thüre des unheimlichen Archives suchte sie so schnell als möglich zu gewinnen, und erst als die äußere Thüre der Gefängnißräume hinter ihr geschlossen war, sank sie in die Kniee und ein heißes, inniges Gebet für die Erhaltung des theuren Mannes entstieg ihrem frommen, kindlichen Herzen.

Lebrecht ließ die Betende gewähren und störte sie nicht.

Es zog ihm selbst ein heiliger Schauer durch die Seele.

Als sie sich erhoben hatte, geleitete er sie schweigend durch die Gänge des Rathhauses bis an die kleine Pforte.

Keines der beiden getraute sich ein Wort zu sprechen und ein leises, kurzes „gute Nacht!“ war Alles, was sie austauschten, als Hora aus dem Pförtchen auf die Gasse trat, um wie ein gescheuchtes Reh durch die Gräber des naheliegenden Kirchhofes ihrer entlegenen Wohnung zuzueilen.

Lebrecht blickte der Fliehenden nach und kehrte sodann, nachdem er sein Pförtchen so geräuschlos als möglich geschlossen hatte, in sein einsames Gemach zurück.

Beim trüben Schein der Lampe, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, überdachte er die Vorgänge der letzten Stunde.

Das Gesicht des treuen Alten trug zwar den Ausdruck

der Sorge, ja der Angst, — gleichwohl fühlte er von seinem Innern eine schwere, erdrückende Last genommen.

Schon zwei Tage und Nächte schlich er ruhe- und rastlos umher. Ein harter, schwerer Kampf hatte sich in seiner Brust entsponnen, — es stritten in ihm die Liebe und Anhänglichkeit zu seinem alten Gebieter mit der, seinem neuen Herrn geschworenen Pflicht. — Er hatte den fürchterlichen Schwur geleistet, seinen unglücklichen Gönner streng zu bewachen, kein Wort zu ihm zu reden und ihm weder Speise, noch einen labenden Trunk zu reichen. — Eisig durchrieselte es ihn, wenn er dieses gräßlichen Versprechens gedachte. — Aber sollte, durfte er den fürchterlichen Eid nicht schwören? — Ja, er durfte es; denn er war von der Hoffnung, sogar von der Ueberzeugung erfüllt, daß die Haft des mächtigen, nun geschmähten und verrathenen Mannes in wenig Tagen wieder aufgehoben werden müsse. — Und mußte er denn eigentlich den Schwur nicht leisten? — Ja, er mußte es thun! — Ein anderer Hüter wäre sonst an seine Stelle gekommen, ein Mensch ohne Theilnahme für den schwer Geprüften, — jedenfalls ein Mensch, wie ihn dessen ränkesüchtigen Feinde bedurften. — Hatte doch der einzige Blick, den der unglückliche Gefangene bei seinem Eintritt in den Kerker auf den zitternden Lebrecht geworfen, deutlich gesagt: „Bleibe um mich, Du kannst mir nützlich werden!“ —

Und nun, — was konnte der arme Lebrecht seinem Herrn thun? — Mußte er ihn nicht behandeln, wie es der gefühlloseste, grausamste Gefangenwärter auch gethan hätte? — Waren ihm durch den Schwur nicht die Hände gebunden, sogar der Mund geschlossen, so daß er dem Gefangenen nicht einmal ein Wort des Trostes zuflüstern durfte?

Seine Hoffnung und Zuversichtlichkeit hatten ihn getäuscht! — Tage und Tage waren vergangen und keine Hülfe, kein Erretter nahte, und die Zeichen noch vorhandenen Lebens, die

er belauschen konnte, wurden immer schwächer, immer beängstigender.

Den Mann, dem er Alles verdankte, — der ihn so versorgt, daß er mehr hatte, als er bedurfte, — den Mann sollte er nun verschmachten lassen? —

Dieser Gedanke packte ihn wie mit blutigen Krallen an seinem Herzen und brachte ihn der Verzweiflung nahe. — „Gott! mein Gott!" — seufzte nnd betete er in schlaflosen Nächten, — Ich kann mein Versprechen nicht halten! — In Deinem Namen habe ich geschworen und muß ihn brechen, den fürchterlichen Schwur! Zeige mir einen Ausweg aus diesem Wirrsal der Angst und des Jammers!" —

Solche oder ähnliche Worte sprechend lag der alte Mann eben auf den Knieen, die gefalteten Hände flehend zum Himmel empor hebend, als plötzlich über seinem Haupte der helle Klang der Glocke ertönte. — Rasch erhob er sich und es war ihm, als sprächen diese Klänge die Worte: „Verzage nicht, Du bist erhört!" —

Hora war es, die ihn durch die Glocke rief. — Sie kam mit dem Auftrage ihres Großvaters. —

Wie ein von Gott gesandter Engel erschien ihm das Mädchen. — „Ja!" sagte er sich, — „Gott hat Dich erhört! Er sendet Dir mit diesem frommen, unschuldigen Kinde die Erhörung Deines Gebetes. — Ich werde nun meinen Schwur nicht brechen; ich werde meinen armen Herrn zwar nicht sehen, nicht zu ihm reden; aber die liebliche Stimme Hora's wird ihn neu beleben, die Botschaft Gabriel's ihn erquicken und dessen Gabe ihn retten!" —

So sprach es in dem treuen, angsterfüllten Herzen des Alten, und dieser Stimme Gehör gebend, führte er Hora zu dem Sterbenden.

Jetzt, nach vollbrachter That, saß er sinnend da, — wohl nicht ganz ohne Sorge und einigen inneren Zweifel über die

Rechtlichkeit seiner Handlungsweise, doch aber getröstet und beruhigt durch den Gedanken: „Er ist gerettet!" —

Nach vielen angsterfüllten Stunden suchte er endlich sein Lager und fand nach den, aus tiefster Seele gesprochenen Worten: „Herr! siehe, wie ich's meine, und geh' nicht in's Gericht mit Deinem Knecht!" — die so lange entbehrte, erquickende Ruhe.

Gabriel hatte mit Sehnsucht der Rückkehr Hora's gewartet und fuhr jetzt erschrocken zusammen, als sie eintrat, bleich und zitternd, — auf ihn zuwankte und vor ihm niedersank, ihr Angesicht in den weiten Falten des Sammtkaftans verbergend.

„Was ist geschehen, Hora, geliebtes Kind?" frug besorgt der Greis. — „War es zu spät? Hast Du den Unglücklichen nicht mehr am Leben getroffen? —

„Laß mich weinen, Großvater!" — schluchzte die Gefragte. — „O, es war gräßlich, gräßlich! — Er lebt, Dein Gönner und Wohlthäter, aber zu welcher Jammergestalt ist der Mann geworden, der vor wenig Tagen noch in voller Kraft und Gesundheit unter uns stand! — Ach, Großvater, höre, was er Dir sagen läßt. — „„Sage Deinem Großvater, meinem treuen Gabriel, daß ich ihm von ganzer Seele danke für die Freundesgabe, welche er mir durch einen Engel sendet. — Sage ihm, sein Talisman habe meine Seele vor Verzweiflung gerettet und die Furien des Wahnsinns aus der gebrochenen Wohnung meines Geistes verscheucht."" — Ach, Großvater! Als er die Worte gelesen hatte, die du ihm schriebst, leuchtete sein mattes Auge auf und seine kalten, starren Züge verklärte ein seliges Lächeln. — Wie viel mehr muß erst das kräftige, stärkende

Mittel wirken, das Du ihm sandtest, um ihn vor dem Hungertode zu bewahren!" —

Gabriel blickte mit dem Ausdrucke unbeschreiblich wehmüthigen Ernstes nach oben und hielt das Haupt seines theuren Kindes mit beiden Händen umschlossen.

Als diese sodann noch berichtete, welchen Todesschrecken sie empfunden, als sie so unvermuthet mitten unter den gräßlichen Folterwerkzeugen stand, fühlte er ein inniges Bedauern mit der Armen und suchte, selbst das Herz voll peinigender Sorge, die immer noch Zitternde zu beruhigen und die häßlichen Bilder von ihrer Seele zu verscheuchen.

Der Nachttrunk wurde nun genommen und Gabriels Kunst sorgte bei der Zubereitung desselben, daß für Hora, welche des erquickenden Schlafes so sehr bedurfte, die erschütternden Erlebnisse des Abends nicht in beängstigenden Traumgebilden wiederkehrten.

Anderen Tages, — es hatten kaum die Morgenglocken verhallt, — jagten zwei Reiter in die Stadt.

Die Thiere keuchten, — heißer Dampf brauste aus ihren Nüstern und Hals und Brust waren mit dicken, weißen Schaumflecken bedeckt. — Die Reiter lagen fast auf den Hälsen der Rosse und ihre zerrütteten Gewänder waren mit Staub überzogen.

Auf dem Marktplatze hielten sie an, warfen sich von den Pferden und eilten nach verschiedenen Seiten auseinander, der Eine nach dem Rathhause, der Andere in die Toppler'sche Wohnung.

Es waren die beiden Söhne Topplers, Jakob und Heinrich. Sie hatten erreicht, was sie suchten: die Verurtheilung

ihres Vaters war durch kaiserlichen Befehl aufgehoben und eine neue Untersuchung sollte eingeleitet werden.

Jakob war es, der zum Rathhause eilte mit dem kaiserlichen Schreiben; — Heinrich brachte der theuren Mutter und den lieben Geschwistern die freudige Botschaft.

Gränzenlos war die Freude, welche diese Nachricht in das vom Unglücke so schwer betroffene Haus brachte.

Nicht minder große Freude zeigte der größte Theil der Bürgerschaft, welche die langen Tage über in beständiger Ungewißheit geschwebt hatte. Schwarz, Sprenger, Stramm, Fornberger, Becher und Andere waren, als die Kunde von der Rückkehr der Söhne Toppler's sich verbreitete, sogleich nach dem Marktplatze geeilt, — auch Breisel stellte sich ein.

Blasius und Simson wurden von ihrer Arbeit gerufen und mußten ihr Riesenwerk, welches nur noch wenige Stunden zu seiner Vollendung bedurft hätte, verlassen.

Der mächtige Hebel, den Simson in die Fugen der gewaltigen Quadern getrieben hatte, welche den Grundbau des Rathhauses bildeten, blieb in der Mauer stecken. — Bis dahin hatten sie ihren Gang vollendet und es bedurfte nur der Ablösung eines einzigen der großen Steine, um dann mit Leichtigkeit in die Gewölbe des Rathhauses eindringen zu können.

Fünf Tage hatten sie nun das Licht der Sonne nicht mehr erblickt und sie begrüßten es wieder mit doppelt freudiger Empfindung. Die Bürger schaarten sich um Jakob an dem noch immer verschlossenen Rathhausthore. — Lebrecht versicherte von einem Fenster herab, daß er bei Todesstrafe Niemanden einlassen dürfe und daß nicht er, sondern der neue Bürgermeister Schwertbauer die Schlüssel zum Hauptthore in Verwahrung habe. Jakob ging nun, von Fürbringer und den Bürgern begleitet, nach dem Hause Schwertbauers; allein man fand auch dieses verschlossen und alle Versuche, sich Einlaß zu verschaffen, blieben erfolglos. — Die Nachbarn konnten keinen

Aufschluß geben, bestätigten aber, die Leute des Bürgermeisters diesen Morgen noch gesehen zu haben.

„Einen Augenblick Geduld," — rief der Schmied. — „Ich habe einen Hauptschlüssel, der zu dem Haus des Bürgermeisters und zur Noth auch für das Rathhaus paßt." —

Nach einigen Minuten kam er zurück mit einem gewaltigen Schmiedehammer und einer langen, starken Eisenstange. — „Hier, Simson!" — sagte er, die schwere Stange dem riesigen Burschen in die Hand gebend, „nimm Du diesen Nagel." — Er selbst sprengte mit zwei mächtigen Schlägen die Kloben aus dem Steine und Simson brauchte blos einen Ruck mit der in die Oeffnung gesteckten Stange, um die schwere Thüre aus ihrem Gewände zu reißen.

Im ganzen Hause war Niemand zu finden, eben so wenig die Schlüssel zum Rathhause.

„Er ist entflohen, der Verräther!" — rief Becher, „das böse Gewissen litt ihn nicht mehr hier." —

„Sucht ihn! Schlagt ihn todt!" — schrie die Menge, — „wo mag er sich verborgen halten?" —

„Wo anders wird das Raubthier stecken, als in seiner Höhle!" — hörte man den Sattler sagen. — „In dem verlassenen Judenhause hat er sein teuflisches Gespinnst angezettelt und wenn er nicht aus der Stadt entkommen ist, so findet Ihr ihn dorten." —

„Nach dem Judenviertel!" — erscholl es wie aus einem Munde.

„Haltet, Freunde!" — rief Fürbringer den Aufgeregten mit starker Stimme zu. — Laßt uns erst den Gefangenen erlösen, — jede Minute kann seinen Tod bringen." —

Dieser Mahnung folgend wandte sich die Menge nun nach dem Rathhause.

Außer dem wirksamen Hauptschlüssel des Schmiedes waren noch mehr derartige Werkzeuge herbeigeschafft worden, denen

die schwere Bohlenthüre des Rathhauses wohl nicht hätte widerstehen können.

Allein sie waren unnöthig, denn Lebrecht, als er von dem Verschwinden Schwertbauers hörte, eilte durch seine kleine Pforte auf den Platz und rief den Nahenden zu: „Edle Herren und wackere Bürger, vergeudet die Zeit nicht mit unnützer Plage. Ich erachte mich meines Schwures entbunden und werde Euch zu den Gefängnissen führen.“ — Er ging nun die enge Treppe voran und die Menge befand sich bald in den geräumigen Hallen des Rathhauses.

Schlüssel und Lampe wurden herbeigeholt und Lebrecht, von Jakob, Fürbringer und Simson gefolgt, stieg in die schauerliche Tiefe hinab.

Die Kerkerthüre wurde geöffnet, Jakob stürzte auf seinen Vater zu und hielt — — eine Leiche in seinen Armen.

Die wackeren Bürger, die in dem großen Rathssaale zurückgeblieben waren, harrten in tiefem Schweigen der Zurückkehrenden. Sie fühlten, daß es nicht am Platze sei, den vielleicht halb Verschmachteten mit lautem Jubel und Geschrei zu empfangen. — Sie wollten ihn nur sehen und ihn durch den Beweis ihrer Anhänglichkeit erfreuen.

Schwarz und einige Andere stiegen die große Rathhaustreppe hinab und versuchten das Thor von innen zu öffnen, was ihnen auch nicht gelang.

Da vernahmen sie von oben den Ruf: „Zu spät! Zu spät!“

Sie eilten hinauf und sahen, wie Simson eine zum Skelette herabgekommene Menschengestalt, seinen todten Herrn, auf den Armen hielt.

Zu spät! — Vielleicht nur eine kurze Viertelstunde zu spät waren die Befreier gekommen.

Das war also das Ende so vielen Hoffens, so vieler

Mühen. — Der Haß und der Neid hatten gesiegt und konnten sich ihres Triumphes freuen.

Die Anwesenden, deren freudige Erwartung auf so schmerzliche Weise zerstört worden war, entfernten sich nach und nach traurig und niedergeschlagen, und die Kunde, welche sie den Ihrigen und der ganzen Bevölkerung brachten, erweckte eine Theilnahme, wie sie den außerordentlichen Umständen, die den erschütternden Vorfall begleiteten, nicht versagt werden konnte.

In dem Hause, in welches auf kurze Augenblicke Hoffnung und freudige Zuversicht wieder eingekehrt waren, wiederhallte es von Klagen und Schmerzensschreien. — Und doch war die Gewißheit des Todes beruhigender, als die quälende Vorstellung unsäglichen Leidens.

Die Nachricht von der Ankunft Jakobs und Heinrichs, — von dem Tumulte auf dem Marktplatze und dem gewaltsamen Eindringen in Schwertbauers Haus drang auch ins Judenviertel, und Gabriel entsandte Hora, sich nach den Vorgängen genau zu erkundigen.

Kaum auf dem Markte angekommen, erfuhr sie die Kunde von Topplers Tod! — Sie eilte zurück und rief händeringend dem Greise zu: „Er ist todt! todt! — Sie haben eine Leiche in dem Kerker gefunden!“ —

Gabriel fuhr zusammen. — Er richtete sich hoch auf und sprach langsam und feierlich: „Seine Seele ist vor Verzweiflung gerettet! Die Furien des Wahnsinnes sind von seinem Geiste verscheucht, — und Du, meine Tochter, warst der Engel, welcher ihm die Erlösung brachte.“ —

Hora sah ihren Großvater erstaunt an. — Sie hatte diese Worte aus Topplers Munde gehört und sie klangen ihr wie Worte der Hoffnung und der Dankbarkeit.

Wie sie aber jetzt Gabriel wiederholte, schienen sie einen ganz anderen, unheimlichen Sinn zu haben.

„Ich habe ihm die Erlösung gebracht, sagst Du, Großvater? — Ich verstehe Dich nicht! — Um den Verschmachtenden vom gräßlichen Hungertode zu retten, sandtest Du ihm das stärkende Mittel.“

„Er ist nicht Hungers gestorben!“ — sprach Gabriel mit erschreckender Bestimmtheit.

„Aber er ist gestorben!“ — rief Hora, von einer bangen Ahnung ergriffen. — Sie wich einen Schritt zurück, faltete die Hände und bat mit flehender Stimme: „Großvater, nimm diese Angst von mir. — Wie soll ich Deine Worte verstehen?“ —

„Er dankt es dem Freunde aus voller Seele,“ — sprach Gabriel in derselben monotonen Weise. — Er ließ sich nieder und stützte sein Haupt in die Hand. — Sein Auge war starr auf einen Punkt gerichtet.

Hora sank in die Kniee vor Gabriel. — „Großvater!“ — — rief sie in höchster Angst, — „ich beschwöre Dich bei dem Andenken an meine arme Mutter, — was mußte ich dem Unglücklichen bringen?“ —

„Ich habe ihn gerettet,“ — war die kurze, fürchterliche Antwort.

Hora sprang empor, — streckte die Arme wie abwehrend gegen den Greis und stieß die Worte aus: „Du hast ihn — — — ach! es wollte nicht über ihre Lippen, und beide Hände auf die Brust gedrückt, stöhnte sie — „getödtet!“ —

„Gerettet!“ — tönte es wie aus dem Grabe. Hora sank zusammen. Ihr Gesicht in die Hände verbergend, jammerte sie: „Gott! mein Gott! Ich habe ihn getödtet! — Aus meinen Händen hat er den Tod empfangen und mich dafür gesegnet! — O, Heinrich, mein Heinrich! Ich bin die Mörderin Deines Vaters! — Mann mit dem entfleischten, verklärten Gesichte, wie konntest Du mich segnen? — Ja, Du konntest

es! — Die Verzweiflung floh von Deiner gemarterten Seele und hängt sich an die meinige! Die Furien des Wahnsinnes verließen Dich, um sich an meinen Geist zu klammern!" — Sie fuhr empor und rief mit herzzerreißendem Schrei: „Rettung! Rettung!"

Sie erblickte ihren Großvater, der hochaufgerichtet dastund und, keines Wortes mächtig, seine Arme nach ihr ausstreckte.

Sie richtete einen langen, schmerzlichen Blick in das kummervolle Antlitz des Greises, faltete die Hände und rief: — „Großvater, leb wohl! — Die heilige Mutter Gottes wird mich in ihren Schutz nehmen!" —

Mit diesen Worten stürzte sie aus dem Gemach. —

Gabriel brach zusammen. — Seine Augen schlossen sich und tiefe Athemzüge hoben seine Brust.

So lag er einige Zeit. — Da nahten Schritte, — er schlug die Augen auf und mit den Worten: „sie kann mich nicht verlassen," — erhob er sich zitternd. —

Da öffnete sich die Thüre und Heinrich stürzte herein. —

„Gabriel!" — rief dieser in ängstlicher Hast, — „komm! eile mit mir in das Haus des Jammers. — Du kannst ihn vielleicht noch retten. — Es ist nicht möglich, daß er todt ist!" —

Gabriel starrte den Jüngling sprachlos an.

„Was ist Dir, Gabriel?" — rief dieser erschrocken. — „Wo ist Hora?" —

Da zuckte der Greis zusammen, — fuhr mit der Hand an sein Herz und hauchte: „Verloren!" — Dann sank er leblos in den Sessel.

Heinrich eilte hinzu und wollte den Leblosen aufrichten; — aber er fuhr erschrocken zurück und mit dem Ausrufe: „Todt! Verloren! Der Tod überall!" — floh er aus dem Hause.

16.

Gabriel hatte überwunden. — Ihm war das Herz gebrochen. — Sein Antlitz bewahrte im Tode den Ausdruck des jähen, tiefen Schmerzes, der mit einem Schlage des Lebens Kraft lähmte. — Das erstarrte Gesicht und die herabgesunkenen Hände glichen an Weiße fast dem weithinabreichenden Bart und dem langen Haupthaar.

Da färbte plötzlich ein röthlicher Schimmer das Antlitz des todten Greises. — Immer mehr füllte sich das Gemach mit einem hellen Feuerschein und flackernde Lichtstrahlen umspielten den einsamen Todten. Wahrlich; der Tod hielt in dieser Stunde eine gräßliche Ernte. — Auch die Flammen, deren heller Schein die Leiche Gabriels übergoß, wurden das furchtbare Grab eines Menschen.

Das verfallene Judenhaus, in welchem wir die Versammlungen der Verschwörer belauschten, stand in hellen Flammen. —

Um dieses Ereigniß zu erklären, müssen wir zu dem Augenblicke zurückkehren, wo Topplers Leiche in seine Wohnung gebracht worden war.

Angehörige und Freunde hatten sich um den geliebten Todten geschaart und auf ihrer Kammer saßen nun die treuen Diener des Hauses, Blasius und Simson, in stummer Trauer.

Lange saßen sie sprachlos einander gegenüber.

Da erhob sich plötzlich Simson und sagte: „Blasius, unser theurer Gebieter ist todt und sein Mörder lebt. — Soll er entkommen und straflos ausgehen für den zehnfachen Mord, den er an dem Edlen begangen hat? — Komm, Blasius, wir wollen ihn rächen! Das verlassene Judenhans ist die Höhle des Raubthieres, hörte ich Breisel sagen, — dort werden wir ihn finden, und wehe ihm, wenn er in meine Hände fällt.“ —

Blasius erhob sich sogleich und gab nur durch stummes Kopfnicken seine Einwilligung zu erkennen.

Sie gelangten in das Judenviertel und zu dem verlassenen Hause.

Blasius blieb außen stehen, um die offene Thüre und die Fenster zu überwachen und jedes Entkommen verhindern zu können; — Simson ging in das Haus, es zu durchsuchen. — Aber es war vergebens. —

Die wenigen leeren Räume waren bald durchsucht und kein Winkel außer Acht gelassen, der zu einem Verstecke hätte dienen können. —

Und doch hatte Simson ein Geräusch vernommen, welches auf die Anwesenheit eines lebenden Wesens schließen ließ. — Er trat wieder ins Freie und theilte Blasius seine Vermuthung mit.

„Wenn der Schurke in der Hütte ein sicheres Versteck hätte, welches wir nicht auffinden können, und entkäme, ich hätte in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr.“ —

„Warte!“ — sagte Blasius, — „ich will den Wolf aus seinem Lager locken. — Bleibe Du hier, ich werde gleich wieder da sein.“ —

Blasius eilte fort und kam gleich darauf wieder zurück mit einem kleinen Feuerbrand.

„Nun laß uns die Hütte anzünden. — Das Ungeheuer soll entweder braten, oder in unsere Klingen laufen. — Der Bube muß sterben und weiteres Unglück kann nicht geschehen. — Mögen sie mich viertheilen und rädern, ich habe nichts mehr vom Leben.“ —

Nun legten sie an verschiedenen Stellen Feuer an das Haus und es dauerte nicht lange, so brannte das dürre Gebälke und die ausgedorrten Schindel lichterloh. — Die Flammen schlugen aus den Fensteröffnungen und beleckten das Dach in rasender Eile.

Blasius und Simson standen vor der brennenden Hütte und harrten mit Spannung des Erfolges ihrer gräßlichen List.

Da ließ sich plötzlich ein Schrei vernehmen und ein junger Mann sprang in wildem Satze aus der Thüre, in der Hand einen langen Dolch schwingend. —

Es war Eberhard Wehr, welcher sich in der ihm wohlbekannten Hütte verborgen hielt. — Sein verzweifelter Sprung war auf Simson gerichtet, und im Nu saß sein Messer tief in dessen Schulter.

Doch der riesige Simson achtete des Anfalles nicht. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes packte er den Wüthenden. — Wie mit eisernen Klammern hielt seine Linke den Hals seines Gegners umspannt, während die Rechte ihn am Gürtel faßte. — Gleich einer Feder hob er ihn empor, hielt ihn wagrecht über sein Haupt, — trat einige Schritte vor und schleuderte den Unglücklichen in die brennende Hütte. Ein herzzerreißender Schrei drang durch die Luft und das nachfolgende Hülferufen und Wimmern wurde bald von dem Prasseln des Feuers und von dem Lärmen herbeieilender Menschen übertönt.

Von der gewaltsamen Bewegung war das tiefeingedrungene Messer aus der Wunde gefallen und Ströme Blutes rannen durch die Kleider des Getroffenen. — Jetzt erst fühlte er die Kraft des Stoßes und mußte sich an Blasius halten.

Der Feuerschein hatte Leute herbeigezogen, und auf die Kunde von dem Brande kamen deren viele von allen Seiten.

Die Meisten waren noch Zeugen des schauderhaften Aktes, wie Simson sein Opfer in die Flammen warf.

Man wollte über die Brandstifter herfallen und sie der Gerechtigkeit überliefern, was im gegenwärtigen Augenblicke ein Leichtes gewesen wäre, da Simson, schwer verwundet, unfähig gewesen wäre, Widerstand zu leisten. —

Da trat aber Breisel auf und wies die Menge zurück. — „Laßt die Beiden zufrieden,“ — rief er laut. — „Den Buben, der dort bratet, hat sein Geschick ereilt. Es ist der meineidige Wehr. — Sein Spießgeselle und Meister, der vortreff-

liche Schwartbauer, sollt ihm eigentlich Gesellschaft leisten. — Laßt die Hütte niederbrennen, damit sich seine Asche vermenge mit den Ueberbleibseln der Höhle, in welcher sie ihre rachsüchtigen, meineidigen Pläne geschmiedet haben. — Helft lieber den braven Simson in Sicherheit bringen, damit er verbunden werde." —

Die Umstehenden schenkten diesen Worten Gehör und Simson wurde weggebracht.

Die Hütte brannte nieder bis auf den Grund, und die Brandstätte, dieses gräßliche Grab eines durch Liebe und Haß zum todeswürdigen Verbrecher gewordenen Jünglings, wurde lange noch gemieden. —

Hiemit wäre unsere Geschichte zu Ende; denn mit dem „Ende Toppler's" und dem Tode derjenigen Personen, die es hauptsächlich herbeiführten, ist sie zum Abschluß gelangt. —

Da aber Manches, was mit der Erzählung zusammenhängt, sich erst später aufgeklärt hat, so wäre es rücksichtslos gegen unsere Leser gehandelt, wollten wir ihnen diese Enthüllungen vorenthalten.

Bei einer späteren Untersuchung des Kerkers, in welchem Heinrich Toppler schmachtete und starb, fand man mit Mörtel an die Wand geschrieben:

Toppler ist weder an Hunger, noch an Durst gestorben. Ein kleines, schwarzes Fläschchen, welches auf dem Boden gefunden wurde, gab der Vermuthung Raum, daß der Unglückliche mit Gift selbst seiner Qual ein Ende gemacht habe. — Auf welche Weise er aber zu dem Gifte gekommen war, konnte nicht ermittelt werden. Lebrecht schwur, daß er seinen Herrn von der Einkerkerung an bis zu seinem Tode nicht gesehen und auch seinen Kerker nicht betreten habe.

Erst ein Jahr später beichtete die arme Hora, die in das Kloster der Dominikanerinnen geflüchtet war, auf ihrem Sterbebette, daß sie den Gefangenen in seinem Kerker besucht und, ohne es selbst zu wissen, das Gift überbracht habe.

Die unglückliche Hora siechte schnell dahin. Sie fand zwar Trost im Gebete; aber der Gedanke, daß sie die Ueberbringerin des Todestrankes gewesen und durch ihre Weigerung das Unglück jedenfalls nicht geschehen wäre; — daß sie durch ihre Flucht den jähen Tod ihres Großvaters verursacht und hauptsächlich, daß sie Heinrich's, des Lichtes ihres jungen Lebens, gar nicht gedenken durfte, ohne von Gewissensbissen gemartert zu werden, — diese quälenden Selbstanklagen, verbunden mit den Folgen der Schrecken jener Nacht, nagten an ihrem jungen Leben und zerstörten so frühe die liebliche Hülle ihrer reinen, jungfräulichen Seele.

Heinrich, als er den Aufenthalt seiner Hora entdeckt hatte, machte viele Versuche, sie zu sehen und zu sprechen; allein sie scheiterten alle an dem festen Vorsatze Hora's, dem ihr so theuren Jüngling nicht mehr vor die Augen zu treten. Selbst die kleine Gunst, um die er sie bei seinem Weggange von Rothenburg bitten ließ, — ihm ein kleines Angedenken zukommen zu lassen, — verweigerte sie. — Er sollte durch Nichts an sie erinnert werden, — er sollte sie vergessen.

Die Stadt mußte Toppler's Tod schwer büßen.

Markgraf Friedrich führte besonders noch Klage bei Kaiser Rupprecht wegen Ermordung seines Freundes. —

Zwei Gesandte der Stadt gingen nach Heidelberg, um die That zu rechtfertigen. Die Klagepunkte aber, die sie gegen den Hingerichteten vorbrachten, zeigten durch ihre Geringfügigkeit und Unwahrscheinlichkeit, daß von einer bestimmten Thatsache des Verrathes keine Rede sei und daß Nichts ein so gewaltthätiges Verfahren rechtfertigen könne.

Den Erben mußte das eingezogene Vermögen zurückerstattet werden und Rupprecht büßte die Stadt um 7000 Gulden.

Der elende Schwertbauer war glücklich entkommen und Niemand konnte mehr Etwas über sein ferneres Leben erfahren.

An der Wand einer Seitenkapelle in der St. Jakobskirche, links der Hauptthüre, ist ein Stein eingemauert mit dem Toppler'schen Wappen und der Inschrift: Hic. jacet. sepultus. honestus. Vir. Heinricus. Toppler. civis. qui. obiit. Anno Dn̄i. M. CCCC. VIII. in vigilia corpis. Crsti. C^9. aīa. requiescat in pace.

Lange glaubte man, Toppler sei bei dem Altare, der auch seinen Namen führt, ehrlich bestattet worden.

Im Jahre 1839 fand man bei der Wiederherstellung der Steinplatten auf dem Boden des Chores in jener Kirche unter einem sehr großen, schwerbeweglichen Stein das wohlerhaltene Gerippe eines kräftig gebauten Mannes, der fast dicht unter der Oberfläche des Steines und dem Anschein nach ohne Sarg und Zubehör, von dem sich doch immer eine Spur erhält, leicht in die Erde verscharrt war. — Dieß dürften wohl die Reste Heinrich Toppler's gewesen sein, des Mannes, dem die Stadt ihre frühere Macht zu danken hatte.

Toppler's Familie war bald nach dem Tode ihres Oberhauptes nach Nürnberg entwichen, wo sie in die Reihe der rathsfähigen Geschlechter trat und noch Jahrhunderte lang unter den edelsten Patrizierhäusern dieser berühmten Reichsstadt einen ehrenvollen Platz einnahm, — bis der Name Toppler, wie so mancher andere, an den sich große Erinnerungen knüpfen, erlosch.

Wenn man im germanischen Museum zu Nürnberg die zur Bibliothek führende Treppe betritt, so erblickt man auf dem Geländerpfosten einen hölzernen Löwen. — In dem Wappenschilde, welches er in seinen Pfoten hält, ist noch deutlich das Wappen des nun längst erloschenen Geschlechtes der Toppler

zu erkennen. — Es besteht in einem schwarzen Würfel mit fünf Augen im weißen, und einem weißen mit sechs Augen im schwarzen Felde.

Von den späteren Nachkommen Toppler's ist hauptsächlich zu erwähnen der Sohn eines Jakob Toppler, der 1512 am kaiserl. Hoflager zu Metz plötzlich gestorbene Sebalder Probst, Dr. Erasmus, Kaiser Maximilians Rath und Vertrauter. — Ein noch späterer Nachkomme, Wolf Toppler, baute das zierliche, mit Chören und reichen Verzierungen geschmückte Haus auf dem Paniersberge zu Nürnberg, von wo es weit über die ganze Stadt hinausschaut. — Dessen Sohn, Paulus, war der letzte männliche Sprosse, und im Jahre 1687 erstarb mit ihm der Mannsstamm dieses alten, berühmten Geschlechtes.

Die

Nordenberger.

Erzählung aus Rothenburgs Vorzeit.

Zur Zeit als Gaugraf Magingaud und dessen Gemahlin Imma auf der Rothenburg residirten, also ohngefähr in den Jahren 770 bis 820, stunden unweit der Burg an dem südlichen Bergrande eine Reihe unansehnlicher Häuser, welche einen Theil der Burggasse ausmachten. Diese Gasse war schon seit mehr denn 200 Jahren angebaut und ist als Anfang der Stadt Rothenburg zu betrachten. — Die genannten kleinen Häuser waren von Handwerkern bewohnt, und unter diesen war Wingold, der Kürschner, der angesehenste und wohlhabendste. — Er hatte vier Knaben, von denen der zweite Hinnek, der wohlgestaltetste und lebhafteste war. — Dieser Knabe streifte, so oft er sich nur vom Hause wegstehlen konnte, im Thale und auf den Bergen herum, anstatt, wie seine anderen Brüder, zu Hause zu bleiben und dem Vater bei seiner Arbeit unter die Arme zu greifen. — Denn an Arbeit fehlte es Meister Wingold nicht; war er doch weit und breit bekannt als ein geschickter Kürschner, der es vor Allem verstund, die kostbaren Pelze zu reichen, prächtigen Gewändern umzugestalten. Er war vordem lange in Aachen, wo Kaiser Karl der Große residirte und wo er als ein kunstgeübter Meister wohlbekannt war. Da warb ihn der Graf Rudolph von Rothenburg, der Vater Magingaud's, an, dem es darum zu thun war, für die sich immermehr ausbreitende Ansiedlung um seine Burg tüchtige Gewerbsleute zu gewinnen. — Der wald- und wildreiche Taubergau lieferte Material genug für Wingold's Gewerbe. — Es gab

da Luchse, Fischottern, wilde Katzen, Füchse, Marder und Iltisse in Menge, und die Ritter mit ihrem Trosse waren in fehdeloser Zeit nicht müssig, die Thiere des Waldes zu erlegen. Kostbare Pelze bezog er aus der Ferne, und von den Grafen von Rothenburg und deren vornehmer Sippschaft wurde er häufig verlangt und mit Aufträgen versehen, so daß er Jahr aus, Jahr ein vollauf zu thun hatte. — Das Land war damals noch dicht bewaldet, das Klima deshalb rauh, und es werden die Bewohner der luftigen Burgen und Schlösser auch in der gelinderen Jahreszeit warmer Gewänder bedurft haben. Auch war man damals noch nicht gewohnt, in schwellenden Federbetten zu schlafen; das Lager bestund häufig aus den weichen, warmen Fellen erlegter Waldthiere, unter denen selbst der Bär zur Zeit unserer Geschichte kein seltener Gast war, und sie müssen gut geruht und geschlafen haben auf ihren Lagern, unsere Vorfahren, und Manche sogar gerne lange, weil wir noch heutzutage von Einem, der gerne viel und lange der Ruhe pflegt, sagen, er liege auf der Bärenhaut.

Kurz, Wingold hatte immer zu thun und hätte es deshalb gerne gesehen, wenn Hinnek ihm bei seiner Arbeit geholfen hätte; denn die zwei jüngeren Knaben, Rinhard und Willibald, waren noch zu schwach, und der älteste, Hanno, war ein Träumer und zur Arbeit wenig zu gebrauchen. — Letzterer hatte von dem Burgkaplan, der ihn auch als Ministranten verwendete, das Lesen und Schreiben gelernt und brachte seine meiste Zeit damit zu, Legendenbücher und Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer zu lesen, womit er von dem Kaplan immer versehen wurde und deren Studium ihm mehr zusagte, als das Ausklopfen, Zerschneiden und Zusammennähen der Pelze. — Oft gab es Händel und Zank, wenn Hinnek spät Abends heimkam von seinen nutzlosen Streifereien, und wenn Wingold ihn ausschalt, so suchte Martha, die Mutter, den Zornigen immer zu begütigen und Hinnek in Schutz zu nehmen.

„Laß ihn, Wingold“ — sagte sie dann, — „Du siehst ja, er hat kein Sitzfleisch und wird nie eine Freude an der Kürschnerei haben.“

„Ja laß ihn, sagst Du, — brummte dann Wingold, — „was soll aber aus dem Buben werden, wenn er keinerlei Hantierung lernt?“

„Nun,“ — meinte dann die Mutter, — „er wird sich schon noch eine Beschäftigung aussuchen und noch einsehen lernen, daß man nicht sein Leben lang im Walde und in den Schluchten herumschlupfen kann; — er ist eben ein leichtsinniger, wilder Bub!“ — und dabei sah sie ihren Liebling mit zärtlichen Mutterblicken an.

Aber Hinnek wußte schon was aus ihm werden sollte. Das heitere wechselvolle Leben auf der Burg sagte ihm mehr zu, als das ewige Einerlei im elterlichen Hause. — So oft er nur konnte, war er dorten unter den Knechten und Reisigen des Grafen, half ihnen die Rosse pflegen, die Waffen besorgen und herrichten, Bolzen schnitzen, Lanzen schärfen, wenn's zum Strauß ging, oder das Jagdzeug richten und die Rüden koppeln, wenn der Graf mit seinen Gästen oder seinem Gefolge hinauszog in die Wälder, um den flinken Hirsch, den grimmigen Bären, den lauernden Wolf oder den wüthenden Eber zu erlegen. — An solchen ritterlichen Vergnügungen nahmen nicht selten auch Gräfin Imma und ihre Frauen Antheil, und wenn dieß der Fall, so war Hinnek Auge und Ohr, den geringsten Wunsch der edlen Frau zu errathen und ihm nachzukommen. — Der Eifer des Knaben konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben, und nachdem Graf Magingaud denselben eine Zeit lang beobachtet hatte, fand er Wohlgefallen an der Anstelligkeit des Burschen und versprach ihm, ihn in seinen Troß aufzunehmen, wenn er hiezu die Zustimmung seines Vaters erhalte. — Damit war der höchste Wunsch Hinnek's erfüllt, und Wingold mußte, wenn auch mit Widerstreben, seine Einwilligung dazu

geben. Die Mutter unterstützte ihn treulich; denn ihr gefiel es, daß ihr wohlgestalteter Knabe nun auch einhergehen dürfe mit der Armbrust auf dem Rücken und das Jagdmesser an der Seite. —

Von nun an war Hinnek ganz auf der Burg und hatte sich bald mit seinen neuen Genossen befreundet und in das beste Einvernehmen gesetzt. Nun durfte er nicht nur, wie bisher, helfend an die Hand gehen bei den Zurüstungen, sondern auch theilnehmen an den Uebungen der Reisigen, und in kurzer Zeit war er, soweit seine Kräfte reichten, gleich den Anderen, vertraut mit der Führung des Schwertes und der Handhabung der Lanze. — Komisch war es anzusehen, wenn er sich abmühte, die straffe Sehne der Armbrust zu spannen, und wenn dann die weit älteren und stärkeren Genossen lachten über seine Ohnmacht, so wurde er feuerroth, und vor Unmuth und Scham traten ihm die hellen Thränen in die Augen. — „Wartet nur," — sagte er dann, — „ich will Euch schon noch zeigen, was ich kann! Wenn ich erst einmal den Bogen zu spannen vermag, dann soll Keiner von Euch mehr den ersten Preis beim Wettschießen erhalten." — Und er hatte nicht zuviel gesagt, der kleine Prahlhans; denn so oft ihm die Anderen das gespannte Geschoß anvertrauten, verfehlte er selten das Ziel. —

In sein elterliches Haus kam er nicht oft, so nahe es auch lag und so oft ihm auch Zeit dazu gegeben war. Seinem Vater Wingold wollte die Liebhaberei mit dem Waffendienste immer nicht recht einleuchten, und der Knabe, der von nichts anderem zu reden wußte, als von dem lärmenden kriegerischen Treiben in der Burg, fand wenig Theilnahme bei den Seinigen. Ja, sein Vater sah es nicht einmal gerne, wenn er kam, indem er fürchtete, die andern Buben, außer Hanno, möchten am Ende auch noch angesteckt werden. Hinnek hatte für seine freien Stunden auch schon einen ganz anderen Zeitvertreib auf-

gefunden, der ihm besser behagte, als das ewige Tadeln seines grämlichen Vaters.

Auf der südlichen Seite der Burg stund der Wartthurm, von dessen oberstem Gemache aus man thalauf und thalab und noch weit hinaus in die Landschaft spähen konnte. — Auf diesem Thurme hauste Hunoz, der Burgwärtel. — Das Amt des Burgwärtels war, hinauszuschauen und ein wachsames Auge zu haben auf Alles, was der Burg sich nahe, sei es Freund oder Feind, und mit den Tönen seines weithin schallenden Hornes die nahende Gefahr oder den kommenden Besuch den Burgbewohnern anzukündigen.

Hunoz war ein alter, graubärtiger Geselle, der ein langes Leben voller Abenteuer hinter sich hatte. Den verschiedenartigsten, ja völlig entgegengesetzten Beschäftigungen hatte er sich hingegeben, bis er endlich auf der hohen Warte der Grafenburg Ruhe finden und zum Lebensabschlusse kommen sollte. — Er war als Jüngling bei dem Kriegszuge Pipins gegen die Longobarden, lebte dann als Spielmann längere Zeit am Hofe derselben und zog später mit dem Heere Karls gegen die Araber unter Abdor Rhaman nach Spanien. Als dorten ihm der kräftige Axthieb eines Sarazenen die Lust zum Kämpfen auf lange Zeit verleidet hatte, kehrte er in die Heimath zurück und spielte jahrelang die Rolle eines frommen Klausners. — Seine scheinbare Heiligkeit erwarb ihm bald das Zutrauen der Menschen und er konnte von deren mildthätigen Gaben herrlich und in Freuden leben. — Als aber einmal ein Mißjahr kam und die Leute selbst nur das Nothdürftigste für ihren Lebensunterhalt gewannen, daher wenig an den Freund Klausner denken konnten, mißfiel ihm der fromme Beruf und er sagte seiner Klause Valet. — Darauf zog er eine Zeit lang im Lande umher und gelangte endlich auf der Rothenburg zu dem hohen Posten eines Burgwärtels. — Der alte Abenteurer fühlte sich ganz behaglich in seiner luftigen Wohnung, die ihm weit an-

nehmlicher schien, als seine einsame Klause. — Seine vielen müssigen Stunden verstund er mit allerlei Kurzweil todt zu schlagen. Neben seinem Horn, dem er nicht nur die bestimmten Rufe, sondern auch andere, sowohl heitere wie ernste Melodien zu entlocken wußte, hatte er noch eine Laute, welche dem ehemaligen Spielmanne die Zeit verkürzte. Zudem gab ihm sein vielbewegtes Leben Stoff genug zum einsamen Nachdenken, und es gingen Erinnerungen aller Art an ihm vorüber. Sah er den Rauch aufsteigen aus einem der umliegenden Gehöfte, so gedachte er der brennenden Dörfer und Städte, die er plündern und stürmen mithalf. Sah er den Adler in den Lüften kreisen, so erinnerte er sich an die himmelhohen, weglosen Gebirgskämme der Pyrenäen und Alpen, die er übersteigen mußte. Hörte er aus den dicht belaubten Hainen den Amselschlag oder das fröhliche Schmettern der Lerche, so gedachte er der lauten Fanfaren, welche bei den glänzenden Festen am kaiserlichen Hofe erschallten, und die bunten Aufzüge und rauschenden Belustigungen zogen wieder vor seinen Augen vorüber. — Selten stieg er herab von seiner Warte. Das Thun und Treiben in den Burghöfen sah er von oben herab, und sein Mahl, sowie der wohlgefüllte Weinkrug wurden ihm gerne hinaufgebracht, weil dabei immer ein halbes Stündchen heiteren Geplauders in den Kauf ging. Der alte Schalk wußte gar viel zu erzählen, und er verstund es, seine meist wunderbaren Geschichten Jedem mundgerecht zu machen. — Hinnek hörte öfters erzählen von den Geschichten des alten Hunoz und war begierig, einmal selbst etwas aus dem eigenen Munde des Alten zu hören.

Einmal stieg er auf den Thurm mit dem Knechte, der das Mittagsmahl hinauf trug, und es zeigte sich schon bei dem ersten Besuche, daß der Greis und das Kind bald gut Freund werden würden. Das gemüthliche Alter und die heitere Jugend nähern sich ja so gerne. — Hinnek besuchte den Alten von da an oft und blieb stundenlang bei ihm auf der Warte. — Die-

sem gefielen die Fragen des wißbegierigen Knaben, welcher sich gar nicht satt hören konnte an den wunderbaren Erlebnissen Hunoz's. — Bald erzählte ihm dieser von dem himmlischen Lande Italia, bald wieder von Kaiser Karl und seinen Helden, — von den Thaten Rolands und dem prächtigen glänzenden Hofhalte des Kaisers. — Ein ander Mal wieder belehrte er ihn, wie vor hundert Jahren ein Theil der Bewohner dieser Gegend noch Heiden gewesen und wie ihre Opferaltäre auf den umliegenden Hügeln noch zu erkennen seien. — Er erklärte ihm ihre religiösen Gebräuche, nannte ihm ihre Gottheiten und sang ihm sogar manchmal Lieder zur Laute in ganz fremder Sprache und Weise. Alles dies entflammte und begeisterte den Knaben und machte den Wunsch in ihm rege, auch mitziehen zu dürfen gegen die feindlichen Völker und Heldenthaten zu vollbringen. — Mit dem größten Eifer suchte er sich in allen Waffen zu üben, und seine Kühnheit, sein offenes, lebendiges Wesen erwarben ihm auch die Gunst des Grafen Magingaud, der sonst ein stolzer, unzugänglicher Mann war, in hohem Grade. Selbst die edle Gräfin Imma gewann den hübschen, dienstwilligen Knaben lieb, und so kam es, daß dieser an den Waffenübungen der beiden jungen Grafen, Marquard und Arnold, mit welch letzterem er fast in gleichem Alter stund, theilnehmen durfte. Ueberhaupt alle Burgbewohner konnten den munteren Knaben gut leiden und nicht Einer war, der ihm den Vorzug, den er durch den häufigen Umgang mit den jungen Grafen genoß, mißgönnte. — Selbst der große zottige Fanghund, Wolf genannt, zeigte sich gegen Hinnek am freundlichsten und stellte sich folgsam und gelehrig, wenn ihm dieser die schwierigsten Kunststücke beizubringen suchte.

Marquard war der ältere Sohn des Gaugrafen und ohngefähr fünfzehn Jahre alt, Arnold drei Jahre jünger. — Beide waren hübsche, kräftige Knaben und wurden fortwährend im Gebrauche der Waffen und in allen ritterlichen Spie-

len geübt. — War es doch ihre Bestimmung, später an dem Hofe und in dem Dienste ihres Oheims, Karls des Großen, ihre Sporen zu verdienen. Die Gemahlin des Kaisers, die schöne Fastrade, war ja die Schwester des Grafen Magingaud, und da sollten seine Söhne mit Glanz und Ehre auftreten. Hinnek wurde also durch die vielen Waffenübungen, die er mit den jungen Grafen machen durfte, seinen Genossen weit überlegen und hatte auch noch das voraus, daß er bei den Jagdzügen seine edlen Gespielen begleiten durfte. — So vergingen drei Jahre und Hinnek wuchs zu einem kräftigen, gewandten und sich auch geistig auszeichnenden Knaben heran.

Einstmals zog Graf Magingaud aus mit einem großen Gefolge von Rittern und Knappen; — zwar nicht in den Krieg, sondern an den Hof seines Schwagers, der zur Zeit in seinem prächtigen Palaste zu Seltz im Elsaße residirte. — Magingaud ritt nie aus ohne ansehnliches Gefolge; denn er war ein gar mächtiger Gaugraf und hielt noch Hof, wie zur Zeit der Herzöge. — Diesem Zuge durften die Knaben nicht folgen.

Mit Thränen in den Augen sah Hinnek dem Zuge von der Warte aus nach. — O wie gerne wäre auch er mit geritten, um all die Pracht und Herrlichkeit des Kaiserhofes zu schauen, die ihm Hunoz so lebhaft und verführerisch beschrieben hatte. — Dieser tröstete ihn mit den Worten: „Warte nur, bis Deine Zeit kommt, — bis Du einmal die Streitaxt zu schwingen und das Schwert zu führen verstehst. Der kriegerische Kaiser schafft immer Arbeit für seine kampffähigen Mannen. Und wenn einmal die beiden jungen Grafen in's Feld ziehen, dann wirst auch Du dabei sein dürfen.“ — Mit dieser Aussicht mußte Hinnek sich vorerst zufrieden geben.

Die Tage vergingen. Waffenübungen, Spiele, kleine Jagdparthieen, kurze Ritte in die Umgegend waren der Zeitvertreib der Knaben. — Immer seltener kam Hinnek in sein

Haus, so sehr ihn auch die Mutter bat, sich recht oft sehen zu lassen; — sein Vater hatte eben immer etwas an ihm auszusetzen. Es freute ihn zwar, daß sein Sohn bei dem Gaugrafen so gut angeschrieben stund, allein ganz einverstanden war er mit dessen Thun und Treiben immer noch nicht. — Noch weniger aber mit dem seines Aeltesten, Hanno's des Träumers, wie er ihn nannte, der gar nicht mehr von seinen Legenden wegkam. — Wingold selbst war zwar ein sehr gottesfürchtiger Mann, doch war er der Meinung, daß man auch fromm und gut sein könne, ohne alle und jede Arbeit an den Nagel zu hängen. Allein er konnte nichts ändern, denn Beide waren einmal von ihrer Lebensweise nicht abzubringen.

Eines Abends, als Hinnek gerade bei den Seinen saß und eine von des Burgwärtels Geschichten erzählte, die dem alten Wingold doch auch zuweilen gefielen, ertönte hell und laut das Horn von der Warte. — In kurzen, sich schnell folgenden Stößen, die das Nahen eines Besuches anzeigten, tönte es vom Thurme herab. — Wie der Wind flog Hinnek der Burgpforte zu, die dem Gesinde zum Ein- und Ausgehen diente, und eilte hinauf auf die Warte, um den nahenden Zug zu sehen. — Es war Graf Magingaud, der zurückkehrte von seiner Fahrt mit seinem Gefolge. Doch dieß schien sich vermehrt zu haben; denn man erblickte in dem Zuge eine von zwei Saumthieren getragene Sänfte — ein Zeichen, daß ein weiblicher Besuch sich der Burg nahe. — Rasch eilte Hinnek zur Gräfin Imma, ihr dieß zu verkündigen, und stellte sich sodann in die erste Reihe der Dienstleute, um dem zurückkehrenden Gebieter gleich dienen zu können, wenn er seiner bedürfe.

Die Zugbrücke rasselte nieder und der Graf ritt voraus dem Schloßportale zu, wo ihn seine edle Gemahlin erwartete. — „Imma“ — sagte er, nachdem er den herzlichen Gruß seiner Hausfrau erwiedert hatte, — ich bringe Dir einen Gast, der Dir willkommen sein wird. Weil der Himmel Dir eine

Tochter versagt hat, habe ich Dir ein Kind mitgebracht, an dem Du Mutterstelle vertreten sollst. Das Weitere werde ich Dir später kundgeben." — Mittlerweile kam die Sänfte heran. — Gräfin Imma nahte sich derselben und begrüßte ein wunderliebliches Mädchen von ohngefähr zwölf Jahren.

Als der Gaugraf mit seiner Gemahlin allein war, erzählte er ihr, auf welche Weise er zu „Judith", dem jungen Mädchen, gekommen war. — Die Gräfin schien erstaunt und erfreut zu sein über die Mittheilung ihres Gemahls und versprach, dem lieblichen Kinde alle Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen. Von dieser Mittheilung erfuhr aber kein Mensch ein Wort. Sämmtliche Bewohner der Burg, selbst die beiden Söhne des Grafen wußten nur, daß Judith eine entfernte Verwandte des Hauses und ein Liebling der Kaiserin Fastrade sei. — Graf Magingaud hatte seinen Söhnen reiche Geschenke von der Kaiserin mitgebracht, — prachtvolle Waffen und Gewänder. Auch Hinnek war nicht vergessen worden und erhielt ein schön verziertes Jagdmesser.

Mit vereintem Eifer ging es nun an die Waffenübungen. — Der Gaugraf versäumte nicht, die Knaben sowohl durch körperliche Anstrengung, als auch durch Entbehrungen und größere Ausflüge selbst bei dem wildesten Wetter für ihren künftigen Beruf abzuhärten.

Die Gräfin hatte an Judith einen wahren Schatz gefunden. Das Mädchen zeigte das beste Herz, das empfänglichste Gemüth und die reichsten Geistesgaben, deren glänzende Entwicklung sich durch Imma's mütterliche Pflege in überraschender Weise bemerklich machte. Sie schloß sich mit kindlicher Innigkeit an die Gräfin an, welche den Namen Mutter, den sie von ihr verlangte, auch in vollem Maße verdiente.

So verging wieder eine geraume Zeit. — Marquard mochte neunzehn, Arnold und Hinnek sechzehn Jahre zählen. — Zwischen letzteren beiden bestund eine innige Freundschaft,

die sich sowohl durch edlen Wetteifer in ihren Spielen und Uebungen, als auch durch fast ununterbrochenes Beisammensein kund gab. — Der Gaugraf hatte nichts gegen diese Freundschaft; denn Hinnek benahm sich bescheiden, wie es sich für seine Stellung geziemte und Niemand konnte sagen, daß er sich wegen dieser Auszeichnung vor seinen Genossen überhob. — Dieser stete Umgang mit den beiden Grafensöhnen, sowie die häufige Berührung mit dem Gaugrafen, kamen ihm sehr zu Statten; denn er zeichnete sich bald vor dem übrigen Gesinde durch Sprache und Manieren höchst vortheilhaft aus. — Man konnte sagen, daß Hinnek nun fast immer in der Nähe der gräflichen Familie, von dieser als Knappe oder Page betrachtet wurde. — Den kleineren Jagdzügen und Ausritten, die jetzt häufiger vorkamen, schloß sich nicht selten auch Judith an. Bei solchen Ausflügen ritt Hinnek natürlich hinten drein mit dem übrigen Troß, was ihn aber nicht hinderte, die reizende Gestalt des fremden Mädchens zu bewundern.

Judith war eine gar liebliche Erscheinung, und der ganze Zauber der Kindheit lag noch in ihrem Wesen. — Die blühenden Wangen, der kleine rothe Mund, die kräftige, elastische Haltung des Körpers zeugten von Frische und Gesundheit und die großen, tiefblauen Augen strahlten von Heiterkeit und Jugendglück. — Lichtgelbe Ringellöckchen umsäumten ihre reine, schöne Stirne und fielen in goldenen Wellen auf den weißen Nacken. Es bedurfte nicht des Spiels der Lüfte, um diese goldenen Ringlein flattern zu machen; die ewige Beweglichkeit des Köpfchens ließ sie schon keine Minute ruhen.

Judith mußte schon sehr frühe zu körperlichen Uebungen angehalten worden sein; denn sie ritt sicher und furchtlos, ja manchmal mit halsbrecherischer Verwegenheit. Sie schwang ihren leichten Jagdspeer anmuthig und warf ihn mit Sicherheit und Kraft nach dem gesteckten Ziele. Marquard und Arnold ritten und warfen oft mit ihr um die Wette und ließen ihr

geflissentlich den Preis gewinnen, um sich an der Freude des ritterlichen Mädchens zu ergötzen, Besonders war Arnold immer bemüht, seine heitere Base zu erfreuen und zu unterhalten. Auch der immer ernste Gaugraf sah Judith gerne um sich und hatte Gefallen an ihrem munteren Wesen und ihren überraschenden Antworten und Einfällen. — Kurz, sie wurde von allen Seiten mit einer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelt, als hätte Jedes etwas an ihr gut zu machen. — Auch Hinnek war glücklich, wenn er Judith einen kleinen Dienst erweisen durfte; doch fühlte er gar wohl seine Abhängigkeit, und nahte sich seiner jungen Gebieterin — denn als solche betrachtete er sie — nur, wenn sie ihn rief, oder wenn er wußte, daß sie seiner bedürfe. — Nicht selten stieg Judith auch allein in's Thal hinab und pflückte Blumen und heilkräftige Kräuter. Auf solchen Gängen begleitete sie häufig Wolf, der Schüler und Liebling Hinnek's und das gewaltige Thier war gewiß der sicherste Schutz für sie; denn seine wachsamen Augen streiften nach allen Seiten hin, und nicht ein Eidechschen durfte es wagen, sich dem Fuße seiner Herrin zu nahen.

Noch waren zur Zeit, in der sich unsere Geschichte zugetragen, die das Tauberthal begrenzenden Berge nur mit Wald und wildem Buschwerk bewachsen. Der Weinstock hatte hier noch keine Heimath, und kein fröhliches Herbstfest brachte Jubel und heiteres Leben in dies einsame Thal. — Die herbstliche Zeit bannte die Frauen, außer einzelnen Ritten oder kleinen Jagdparthieen, in ihre Gemächer, und Gräfin Imma bereitete sich schon auf die noch einförmigeren und kürzeren Wintertage vor. — In diesen saßen auch die vornehmsten Hausfrauen mit ihren Töchtern beim knisternden Kaminfeuer in der Mitte des weiblichen Gesindes. — Sie spannen, woben und verfertigten Kleider sowohl für sich, als auch für die Männer. — Erzählungen wunderbarer Geschichten und Mährchen würzten und kürzten die Stunden, und selbst die Mägde durften das Ihrige

zum Zeitvertreibe beitragen. — Arm an wunderbaren Begebenheiten war die damalige Zeit nicht, und gab es auch keine Bücher, so war sie um so reicher an Traditionen. Und welch fabelhafte Gestalt diejenigen Thatsachen annehmen, welche auf diesem Wege verbreitet werden, erkennen wir ja aus den übernatürlichen Historien, die uns aus dem Alterthume in gleicher Weise überliefert worden sind. — Hätte Hunoz Zutritt in das Frauengemach gehabt, gewiß hätte er Zersteuung und Unterhaltung in reichlichem Maße geboten. Das war aber nicht zulässig, und überdieß wußten ja auch, außer Hinnek, nur Wenige um die lebhafte Unterhaltungsgabe des alten Burgwärtels.

Auch Hinnek, der in der Winterzeit auf den Umgang mit seinen Dienstgenossen beschränkt war, wäre diese einförmige, großentheils beschäftigungslose Zeit gewiß unerträglich geworden, hätte sein alter Freund auf dem Thurme es nicht verstanden, den Sinn des nun bald achtzehnjährigen Jünglings durch immer neue Erzählungen und Beschreibungen wunderbarer Erlebnisse rege zu erhalten. — Selbst das Lautenspiel brachte er ihm bei, und öfters hörten die Burgbewohner die Klänge der Laute, verschmolzen mit den sanften Tönen des Hornes, gleich Geisterstimmen durch das wilde Toben der Winterstürme klingen.

Der Gaugraf ahmte das edle Beispiel seines kaiserlichen Schwagers nach und ließ in den Wintertagen seine Söhne durch den Burgkaplan, der in vielen gelehrten Fächern wohl erfahren war, in allerlei Wissenschaften unterrichten.

Unter derlei Beschäftigungen verging denn auch der Winter, und der längst ersehnte Frühling zog ins Land. — Der Schnee auf den Bergen begann zu schmelzen und die warmen Sonnenstrahlen drangen sogar durch das dichte Geäste der Fichtenwälder und befreiten den moosigen Waldgrund von seiner eisigen Decke. — Aus den Waldschluchten und von den Bergen herab rannen und rieselten dann die Wasser, und wenn noch ein an=

haltend warmer Luftstrom dem Thauwetter zu Hilfe kam, so brachen oft unvermuthet die Gewässer mit Macht hervor und füllten in überraschender Schnelle das Thal mit ihren Fluthen, die in ihrem wilden Jagen nicht selten Zerstörung und Verwüstung anrichteten.

Nach einem solchen Aufruhre war es, als Hinnek bei dem Alten auf der Warte saß. — Das Hochwasser hatte sich verlaufen, der Schnee auf den Bergen war verschwunden und ein warmer Lufthauch strömte durch das offene Fenster in das Gemach. Die Beiden freuten sich der wiedererwachenden Natur und athmeten mit Lust den harzigen Duft der erfrischten Wälder. — Frei war die Erde wieder von ihrer winterlichen Decke, nur noch in den tieferen Waldschluchten, wohin die Sonne den Weg nicht finden konnte, lag noch Schnee. — Es hatte in der Nacht geregnet; doch der Tag brachte den herrlichsten Sonnenschein und die erquickende wohlthuende Morgenfrische lockte die Menschen aus ihren kalten Wohnungen.

Hunoz und Hinnek schauten hinaus über die Höhen, und letzterer beneidete schon die Bewohner der Lüfte, die sich aufschwangen aus den Wipfeln der dunkeln Fichten- und Tannenwälder. — Wie wohlig schaukelten und badeten sie sich in ihrem reinen, durchsichtigen Elemente oder schienen regungslos mit ausgebreiteten Schwingen in dem blauen Aether zu hangen! — Drunten im Thale rauschte der Fluß, der durch den mächtigen Regen und den letzten Rest des geschmolzenen Schnee's wieder rasch zu schwellen begann. — Hunoz gewahrte etwas im Thale und machte den in die Ferne hinausblickenden Hinnek darauf aufmerksam.

Mitten auf dem Stege, der nach dem verlaufenen Hochwasser wieder über das Flüßchen gebaut worden war, stund eine weibliche Gestalt und zu beiden Seiten des Steges floß das schnell wachsende Wasser. — „Um Gott!“ — schrie Hinnek, — „das ist Judith!“ — und ohne ein Wort abzuwar-

ten, flog er die steile Thurmtreppe hinunter und stürzte über den Hof. — Dort lag sich sonnend der Hund vor der Halle. — „Auf, Wolf!" — rief der Dahineilende dem zottigen Freunde zu, welcher schnell aufsprang und dem befehlenden Zurufe gehorchte, indem er seinem Meister in großen Sätzen nacheilte. — Das Burgpförtchen, welches zu dem Thalwege führte, war offen, und hinab eilte Hinnek, über Alles hinwegsetzend, was ihm in dem Wege war. — Das Gebüsch verbarg seinen Blicken den Fluß sammt dem Stege. Wohl hörte er einmal den Hilferuf der in Lebensgefahr schwebenden Judith und eilte noch rascher dem brausenden Gewässer zu, als er aber am Fuße des Berges ankam, war der Steg mit der Unglücklichen verschwunden. Er sah das Brett des Steges auf- und niedertauchen in den gelben Wellen; — er sah auch das Mädchen, das sich an einer treibenden Planke anhaltend einen Augenblick auf der Oberfläche des reißenden Wassers erschien, und mit dem Rufe: „Vorwärts, Wolf!" stürzte er sich in die Fluth.

Hunoz, der Judith mit dem Stege verschwinden sah, blies Allarm, und als die Gefahr bekannt wurde, eilte Alles zur Rettung hinab in das Thal. — Auch Graf Magingaud und seine Söhne kamen zur Stelle und eilten mit ängstlicher Hast an dem Ufer des ausgetretenen Flusses hin, nicht wissend, wie bei dem rasend dahintreibenden Wasser noch Rettung möglich sein könnte. — Doch Judith war bereits gerettet!

Wo das Thal sich in scharfer Biegung windet, kniete am Ufer Hinnek, das leblose Mädchen in seinen Armen haltend. — Wolf, von dessen zottigem Fell das Wasser in Strömen rann, leckte der Geretteten Hände und Schläfe. — Wortlos und zum Tode erschrocken umstanden die Herbeigekommenen das leblos daliegende Mädchen. — Das liebliche Gesicht war todtenbleich; das Auge, auf welchem Hinnek's Blick mit namenloser Angst haftete, war geschlossen und die Arme lagen schlaff über den regungslosen jugendlichen Körper. — Der Schrecken machte

sämmtliche Anwesende unfähig, augenblicklich Rettungsmittel anzuwenden; nur das kluge Thier fuhr fort, Gesicht und Hände der Leblosen zu belecken und zu beschnauben, als versuche es mit seinem heißen Athem der Erstarrten wieder Leben und Wärme einzuhauchen. Arnold ermannte sich zuerst, — er kniete nieder und rief Judith beim Namen. — Und wirklich, der Laut mußte zu ihrer wiedererwachenden Seele gedrungen sein, denn ein leiser Seufzer war das erste Zeichen der zurückkehrenden Lebensgeister. — Sogleich sandte der Graf einen Theil des Gesindes ab, um eine Sänfte und warme Umhüllungen zu holen; er selbst gab zur Burg hinauf, wo die weinende Gräfin herabschaute, ein Zeichen der glücklich erfolgten Rettung, und jetzt erst wandte er sich an Hinnek, der die nun athmende Judith, in deren bleichem Antlitz nach und nach ein leichtes Roth das wiedererwachende Leben verkündigte, noch immer in seinen Armen hielt, mit der Frage: „Wie ist es Dir denn gelungen, Hinnek, das arme Kind aus den reißenden Fluthen zu retten?" — Hinnek erzählte, wie er auf dem Wartthurme die Gefahr Judith's bemerkt habe, sodann gefolgt von dem treuen Wolf in das Thal geeilt, da aber erst angekommen sei, als die reißenden Gewässer bereits den Steg sammt der Gefährdeten fortgeführt hatten und er das Fräulein an ein Brett angeklammert auf den Wellen habe hintreiben sehen. — Der Hund sei zuerst in das Wasser gestürzt und er ohne Bedenken nach. — Hier an dieser Stelle, wo die Wellen sich an dem vorspringenden Felsen brechen" — fuhr er fort — hatte sich die Planke, an welcher sich Judith noch immer festhielt, augenblicklich zwischen zwei Steinen eingeklemmt. — Eben hatten die anprallenden Wogen das Brett wieder losgespült, als der vorausschwimmende Wolf Judith bei dem Kleide erfaßte und sie einige Sekunden vor dem Versinken bewahrte, bis ich hinzu kam und mit Hülfe eines überhängenden Baumastes mich und die Ertrinkende an's Ufer rettete."

„Brav, Hinnek," sagte der Gaugraf, ihm die Hand reichend, — „Du hast muthig gehandelt, — diese That wird Dir nicht unvergolten bleiben." — Unterdessen kamen Leute mit der Sänfte, um Judith, die zwar der Sprache noch nicht mächtig, doch durch mehrmaliges Aufschlagen der Augen, durch wiederkehrendes Athmen und durch leise Bewegungen der Glieder unzweideutige Zeichen des zurückgekehrten Lebens gegeben hatte, nach der Burg zu bringen. — Wolf lief neben der Bahre her und verwandte kein Auge von dem noch immer blassen Angesicht des lieblichen Mädchens.

Bald gelang es der Gräfin mit Hülfe des Burgcaplans, welcher, wie die meisten seines Standes in damaliger Zeit, in vielen Fällen die Stelle des fehlenden Arztes ersetzen mußte, durch zweckmäßige Pflege die Gerettete vollständig herzustellen.

Hinnek stieg durch diese entschlossene That in den Augen Aller, — und die Gräfin, welcher der Verlust ihrer geliebten Judith unersetzlich gewesen wäre, gab dem Glücklichen Zeichen der wärmsten Dankbarkeit. Auch Judith ließ es sich nicht nehmen, nach völliger Genesung ihrem Lebensretter besonders zu danken. Sie verfertigte ihm ein Gewand und übergab ihm dasselbe mit den herzlichsten Dankesworten und thränenden Augen. — Dem armen Hinnek wurde es dabei zu Muthe, als wäre er der Welt entrückt, — als spräche ein Engel des Himmels zu ihm und öffne ihm die Pforten des Paradieses.

Von dieser Zeit an war in Hinneks Wesen eine Veränderung vorgegangen, von der er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, vor deren Ursache er aber bei einsamem Nachsinnen innerlich erschrak. — Der alte Hunoz bemerkte gar wohl diese Umwandlung, und dem alten erfahrenen Praktikus konnte der rechte Grund nicht lange verborgen bleiben. Er nahm sich deshalb vor, den Eindruck, den schon das Erscheinen des fremden Mädchens, mehr aber noch die Art ihrer Rettung und ihre Dankesäußerung auf das Gemüth des achtzehnjährigen, empfäng-

lichen Jünglings gemacht haben konnten, wenigstens insoweit abzuschwächen, daß er sich nicht zu einer aussichtslosen Leidenschaft gestalte, die seinen jungen Freund nur unglücklich machen müsse. — Er sagte daher einmal zu ihm: „Bursche, Du hast Glück! Mancher Ritter gäbe die Hälfte seines Lebens darum, wenn er so glücklich wäre, sich durch eine muthige That eine Dame zu verbinden, wie Du Dir die kleine Judith verpflichtet hast. — Es gibt zwar noch ganz andere Thaten, als ein Kind aus dem Wasser zu ziehen, aber Deine Handlung hat doch einen großen Werth, denn Du hast immerhin Dein Leben daran gesetzt. — Das kleine Mädchen hat sich auch in seiner Weise, wie es einem Kinde zusteht, dankbar gegen Dich bewiesen; aber gar zu viel darfst Du Dir nicht darauf einbilden; — Du darfst nicht denken, Du habest eine große ritterliche That vollbracht, und die Dame Deines Herzens hätte Dir dann — wie ich Dir schon öfters erzählt habe, daß es so Rittersitte sei — in der Form eines Dankes ihre Zuneigung zu erkennen gegeben. — Wenn der zottige Wolf keine unvernünftige Bestie wäre, so müßte Judith vor Allem dem auch ein schönes Gewand schenken, oder eine andere Dankesgabe reichen; denn der hat bei ihrer Rettung so viel gethan, wie Du, und hat nichts davon, als daß sie ihn eben ihren alten Wolf nennt und ihm das rauhe Fell streichelt. — Er ist aber zufrieden damit; — also sei auch Du zufrieden mit dem Erfolge Deiner That; denn Du hast Dir selbst fast einen größeren Dienst erwiesen mit dieser Rettung, als dem Mädchen, welches am Ende von dem Hunde allein auch aus dem Wasser gezerrt worden wäre. — Sieh' — Graf Magingaud hat nun erkannt, daß Du ein muthiger Bursche bist und das Zeug zu etwas Besserem an Dir hast, wie zu einem Troßbuben, und ich wette darauf, wenn Du ihn bittest, er solle Dich mit Marquard ziehen lassen, der dieser Tage nach dem Hoflager seines kaiserlichen Oheimes geht, um sich dorten zum vollkommenen Ritter auszubilden, so

gewährt er Dir Deinen Wunsch, und Du kannst dann mit Deinen eigenen Augen all die Pracht und Herrlichkeit schauen, die ich Dir schon so oft vorgemalt habe und die meine Beschreibung noch hundertmal übertrifft. — Marquard soll nicht allein Rittersitte lernen, sondern auch in den Krieg ziehen mit seinem Oheim, und dazu bietet die alljährliche Wiederkehr der Kämpfe mit den heidnischen Sachsen Gelegenheit genug. — Hast Du Muth genug gezeigt, mit Gefahr Deines Lebens einen Menschen aus dem reißenden Tauberflusse zu fischen, so wird er Dir auch nicht fehlen, wenn es gilt, einige Dutzend heidnische Sachsenköpfe in den Elbstrom zu werfen. — Und hast Du erst eine solche That vollbracht, so steht Dir eine ganz andere Zukunft in Aussicht, als wenn Du noch jahrelang auf gefahrlosen Jagdzügen den Jagdspeer der Gräfin nachträgst oder mit der Armbrust nach Eichkätzchen zielst.“ —

Solche und ähnliche Reden gefielen Hinnek nicht sonderlich, zumal Hunoz bemüht war, die fünfzehnjährige Judith, die in seinen Augen doch eine vollkommene Jungfrau und noch dazu eine reizende Jungfrau war, als ein unbedeutendes, kleines Mädchen, als ein Kind zu bezeichnen. Doch hatten die Bemühungen des alten, schlauen Burgwärtels den Erfolg, daß Hinnek die wirklich in ihm erwachende Leidenschaft bekämpfte und sich selbst überwachte, und als Arnold einmal — genau wie Hunoz es ihm merken ließ — zu ihm sagte: „Hinnek, Du hast Glück! ich gäbe etwas darum, wenn es mir an Deiner Statt vergönnt gewesen wäre, die liebliche Judith zu retten,“ — da dachte er: „Ja, ja — Dir könnte freilich, der Tochter eines gewiß vornehmen Geschlechtes gegenüber, ein derartiger Umstand gut zu statten kommen, während er mir nutzlos ist. Doch möchte ich nicht um alles in der Welt das süße Bewußtsein entbehren, daß dieser Engel von einem Mädchen mir seine Rettung verdankt.“

Hinnek befolgte den Rath des alten Hunoz und bat den

Grafen um die Gunst, dem Gefolge Marquards beigesellt zu werden. — Magingaud fand Gefallen an der Bitte Hinneks, und eingedenk seines Versprechens, daß dem muthigen Burschen die Rettungsthat nicht unvergessen bleiben solle, versprach er, ihn auszurüsten und ihn seinem Sohne als Leibknappen mitzugeben.

Dieß übertraf nun alle Erwartungen Hinneks und seine Freude hatte keine Grenzen. — Seinem Vater Wingold, der als fleißiger, friedlicher Handwerksmann gar keinen Begriff, ja sogar einen völligen Abscheu vor dem Kriegsleben hatte, war diese unmäßige Freude völlig unverständlich. Allein er war längst an den Gedanken gewöhnt, Hinnek einmal mit einem Kriegshaufen fortziehen zu sehen, folglich ergab er sich darein. — Bei Martha kämpften Stolz und Besorgniß miteinander, doch gewann ersterer die Oberhand, und sie war fest überzeugt, ihr Liebling werde Kriegsthaten verrichten, wie man sie von einem Roland erzählt. Im Geiste stellte sie sich auch vor, wie ihr schmucker Sohn in der kleidsamen Pagentracht alle Junker und Edelknappen in den Schatten stellen müsse. — Hanno, der Träumer, versprach für ihn zu beten, und die beiden jüngeren Brüder beneideten den Glücklichen und dachten schon über eine passende Gelegenheit nach, der engen Kürschnerwerkstatt zu entwischen und lieber die Waffe gegen einen lebendigen Gegner zu führen, als immer mit der Nadel ingrimmig in das gegerbte Fell eines von Anderen mit Gefahr und körperlicher Anstrengung erlegten wilden Thieres zu stechen.

Dem jungen Grafen Marquard gefiel die Wahl seines Vaters in der Person seines ehemaligen Gespielen gar wohl, und auch Gräfin Imma freute sich, daß der erprobte Hinnek ihrem Erstgebornen beigegeben werden solle. Nur Judith erschrak über diese Kunde, und es war ihr plötzlich, als ob sie etwas verlieren sollte, an dessen Besitz sie bis jetzt gar nicht gedacht hatte. — Judith war, wie schon gesagt, jetzt nahezu

sechzehn Jahre alt. Sie war allerdings, wie Hunoz sie nannte, wirklich noch ein Kind, nämlich ein junges, liebliches Mädchen, noch im Besitze aller kindlichen Empfindungen, mit einem Herzen voll Unschuld und Reinheit, welches sich begnügte mit den Genüssen und Freuden, die der blühende, heitere Lenz des Lebens so reichlich ausstreut, und sich dabei beglückt fühlte. — Sie war aber auch, wofür Hinnek sie ansah, — eine Jungfrau — nämlich ein junges Mädchen, an dem sich die geistigen und körperlichen Blüthen der Jungfräulichkeit schon herrlich entfaltet hatten, ohne daß die Besitzerin eine Ahnung von diesen Schätzen gehabt hätte. — Bisher sah sie Hinnek täglich, — ihr dankbares Herz erkannte in ihm den Retter ihres Lebens, und es gefiel ihr, wenn sie ihm für irgend einen kleinen Dienst, wie er ihr zu erweisen immer beflissen war, mit einem freundlichen Wort belohnen konnte. Sein offenes, ehrliches Auge war Zutrauen erregend; aber nie kam ihr beim Anblicke des jungen Mannes ein anderer Gedanke oder eine andere Empfindung, als wie sie eben aus einem dankbaren Herzen oder aus wohlwollender Gesinnung hervorgehen. — Nun aber, als sie wußte, Hinnek solle fort, sie solle ihn nicht mehr täglich sehen, da trat plötzlich eine ganz andere, stärkere Regung an die Stelle der kindlich-dankbaren Zuneigung. — Eine schlummernde Erinnerung wurde in ihr wach, die wie ein ferner, sanft leuchtender Stern in ihrem jungen Leben strahlte. Es trat der Augenblick wieder vor ihre Seele, wo sie, noch halb von den Armen des Todes umfangen, das Auge aufschlug und, kaum wieder zum Bewußtsein des Lebens erwacht, dem selig strahlenden Blicke ihres Lebensretters begegnete. Sie glaubte wiederholt zu fühlen, wie dieser erste Blick in das wiedergeschenkte Leben ihr so unendlich wohl gethan. — Es war jetzt eine schmerzlich-selige Erinnerung für sie, daß sie damals, als sie das Auge ermattet wieder schloß, eine heiße Thräne auf ihre Stirne träufeln fühlte. — Dieß Alles lag bis jetzt wie

eine liebliche, ferne Erscheinung in ihrer Seele und trat nur hie und da als wohlthuende Erinnerung, aber ohne tiefere Bedeutung, traumähnlich an sie heran. Jetzt aber war es ihr, als ob mit Hinneks Entfernung von ihrem jungen, wieder gefundenen Leben etwas losgerissen werden sollte; als ob das Auge, dessen liebender Schein ihr die Todesnacht in den heiteren Lebensmorgen umgewandelt hatte, sich nun auf einmal gänzlich für sie schließen sollte; als ob die heiße Thräne, die damals auf ihre kalte Stirne fiel, sie geweiht habe für eine ihr noch unbekannte Bestimmung. — Sie wurde traurig. — Ein Schmerz durchzuckte ihr junges Herz, ein unbekanntes Weh überkam sie, dem sie keinen Namen geben konnte, ein Weh, welches ihre bis jetzt ahnungslose Seele mit süßem Schauer durchbebte. — Sie weinte und ihre Thränen waren die ersten Ergüsse jener Quelle, aus der so viel Glück und so viel Leid fließt, die erwachende Liebe!— Aber Judith kannte die Liebe nicht. — In dem Garten, in dem bis jetzt ihre kindlichen Freuden blühten, hatte sie plötzlich eine Blume gefunden, die an Schönheit alle andern übertraf, die aber auch Dornen trug, welche verwunden. Allein sie kannte den Namen der Blume nicht. — Was sie jetzt verwundet hatte, was ihr Gemüth betrübte, konnte ihr zwar heller, aber noch kindlicher Verstand nicht enträthseln. — Gräfin Imma, ihre mütterliche Freundin, bemerkte zwar die Niedergeschlagenheit, hielt dieselbe aber für Theilnahme an ihrem eigenen Schmerz, den sie bei der nun beginnenden, immer gefahrvollen Kriegerlaufbahn ihres Sohnes empfinden mußte.

Die Vorbereitungen für den nahen Abzug beschäftigten die Gräfin und auch Judith, die ihr immer hilfeleistend zur Seite stund, hinreichend. — Die oft sich wiederholende Bemerkung, daß Hinnek als Knappe des jungen Grafen diesen auf seiner Fahrt begleite, ließ Judith zum ersten Male den großen Standesunterschied der beiden Jünglinge erkennen. — Wenn auch dadurch ihre keimende, tiefere Empfindung für Hinnek keine

Minderung erlitt, so war doch diese fortwährende Vergleichung Ursache, daß die noch schlummernde Ahnung der Liebe nicht so schnell zum Bewußtsein gelangte. Wohl wurde sie betrübt, wenn sie an den Abzug dachte; doch es ging ja auch Marquard, und dessen edle, ihn so innig liebende Mutter mußte ihn auch ziehen sehen.

Am Tage des Abmarsches verabschiedete sich Hinnek bei seinen Eltern und Brüdern und bestieg noch einmal den Wartthurm, um auch seinem alten Freund Hunoz Lebewohl zu sagen. Dieser, obgleich er dem Jüngling außerordentlich zugethan war und ihn nur ungern verlor, erfüllte dessen feurigen Sinn wiederholt mit meist übertriebenen Verheißungen und malte ihm mit lebhaften Farben aus, was ihm bevorstehe und was er schauen und erleben würde. Er kannte das ehrgeizige Streben und die weitgehenden Wünsche Hinneks und glaubte durch die glänzenden Erwartungen und Hoffnungen, die er in ihm zu erregen suchte, den etwa noch glimmenden Funken einer thörichten Leidenschaft zu ersticken. —

Das Signalhorn ertönte und die Rosse waren vorgeführt. — Marquard trat aus der Halle, wo ihm die fromme Gräfin eben ihren mütterlichen Segen ertheilt hatte. — Als der junge Graf auch Judith die Hand zum Abschied reichte, übergab diese ihm eine prachtvolle, von ihr selbst gewobene Schärpe mit der Bitte, sie so lange zu tragen, bis sie durch eine andere von der Dame seines Herzens ersetzt würde.

Hierauf wandte sich Judith zu dem entfernt stehenden Hinnek und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Lebe wohl, wackerer Hinnek! Ich sage Dir, als meinem Lebensretter, unvergänglichen Dank für das ganze Leben." — Als der starke Jüngling bei diesen mit bebender Stimme gesprochenen Worten seine von innerer Bewegung zitternde Hand in die zarte Rechte Judiths legte, rann eine Thräne über die Wange der Jungfrau und benetzte die sich umschließenden Hände. — Da ward

es dem Armen wieder, wie in jenem Augenblicke, in welchem sie ihm das Gewand reichte. — Alle Pracht und aller Glanz des Kaiserhofes erbleichten vor dem Schimmer der kostbaren flüssigen Perle, die eben dem schönsten Auge entfiel und auf den beiden verschlungenen Händen zerbrach, gleichsam als wolle sie ihren unschätzbaren Werth an zwei Wesen vertheilen, welche so arm an Hoffnung waren. —

Hinnek wußte nicht, wie ihm geschah. — Das Signalhorn ertönte wieder — die Ketten der Zugbrücke rasselten herab — es dröhnte das Gebälke unter den schweren Tritten der Rosse — Hinnek bemerkte es kaum. — Erst als die frische Frühlingsluft seine glühende Wange kühlte, erwachte er wieder aus seinen schönen Träumen zur herben, unabänderlichen Wirklichkeit.

Judith hatte nichts gesagt, was die Empfindungen ihrer jungfräulichen Brust verrathen konnte. — Sie hatte nichts anderes gesprochen, als einfache Worte des Lebewohles; aber diese Thräne, sie war nicht blos auf seine Hand gefallen, sie war in sein Herz geflossen und hatte seinem Auge ein Paradies geöffnet, welches er nie betreten sollte.

Da ertönten plötzlich hoch aus der Luft die lustigen Töne eines Hornes. — Keiner der Reiter achtete darauf; aber Hinnek wußte, daß es ihm gelte, daß dies der letzte Nachruf seines alten Freundes sei, und er gedachte all der Ermahnungen und weisen Lehren, die der Alte ihm gegeben, der Verheißungen und Hoffnungen, mit welchen er ihn so reich ausgestattet hatte, und diese Gedanken vermengten sich wohlthätig mit den herben Empfindungen, von denen er so eben erfüllt wurde.

Als der Trupp schon jenseit des Thales ritt, klang die lustige Weise des Hornes noch immer nach. — Endlich verstummte auch sie. — Die Zinnen der Rothenburg waren verschwunden hinter den dunklen Waldhöhen und Hinnek zog mit den Anderen einer neuen Zukunft entgegen, vor sich verheißene

Wunder und hinter sich, wie er glaubte, sein einziges, verlorenes Glück.

Munter und wohlgemuth ritt der junge Graf Marquard seinem Ziele, der kaiserlichen Hofburg, entgegen. — Hinnek mußte an seiner Seite reiten, und die Erinnerung an mancherlei Fahrten und kleine Abenteuer, die sie mit einander erlebten, sowie die Abwechselung der ihnen bis jetzt unbekannt gewesenen Landschaft gaben reichlichen Stoff zu heiterem Geplauder. — Sie durchritten den Tauber- und Neckargau und waren auf den Burgen der Edeln willkommene Gäste; denn der Name der Gaugrafen und Herzöge von Rothenburg hatte einen gar guten Klang.

Endlich gelangten sie an den Rheinstrom; — eine Fähre brachte sie an das jenseitige Ufer, und nach einer weiteren Tagreise zogen sie in der kaiserlichen Hofburg ein.

Vor Allem begrüßte Marquard die Schwester seines Vaters, die durch ihre Schönheit berühmte Kaiserin Fastrade. — Durch sie wurde er Kaiser Karln vorgestellt und von diesem mit aller Herzlichkeit und allen Ehren empfangen.

Bald zeigte sich Marquard durch seine Erfolge in allen ritterlichen Spielen als echter Sprosse des edlen Geschlechtes, dem er entstammte. — Fastraden, die von ihrem Gemahle so sehr geliebt und verehrt wurde, gelang es bald, den ritterlichen Jüngling überall in die vordersten Reihen zu stellen.

Auch für Hinnek fiel etwas ab von der Gunst der hohen Frau; denn sie fand Gefallen an dem rüstigen, gewandten Burschen, schon weil er ein Angehöriger ihrer eigenen geliebten Heimath war. — Judiths Schicksal schien sie sehr zu interessiren, und als sie von Marquard die Gefahr erfuhr, in der das Mädchen geschwebt hatte, und die kühne Rettung durch Hinnek, wurde sie demselben noch mehr gewogen.

Nicht nur die jungen Ritter hatten häufige turnierähnliche Waffenübungen, sondern auch die Knappen und Pagen, und bei

solchen Gelegenheiten zeichnete sich Hinnek vortheilhaft aus. — Was die Wunder anbelangte, die er schauen sollte, so blieben diese weit hinter seinen Erwartungen zurück. — Zwar machte der Anblick des großen Kaisers und seiner in allen deutschen Gauen gleich Göttern verehrten Helden, sowie das geräuschvolle, glänzende Hofleben einen mächtigen Eindruck auf den lebhaften Sinn des Jünglings; allein Hunoz — das erkannte er nun — hatte Alles übertrieben. — Und was die Edelfrauen und Fräulein betraf, welche die Kaiserin umgaben, so wurden sie von der außerordentlichen Schönheit Fastradens in Schatten gestellt und konnten in Hinneks Augen mit Judith keinen Vergleich aushalten.

Doch es blieb nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen; denn es wurde der Heerbann aufgeboten zu einem Zuge gegen die heidnischen Sachsen. — Blieben doch drei volle Jahre Zeit, die Hinnek mit Marquard theils am Hofe, theils im Felde verleben sollte, und da konnte er sich schon noch über seine getäuschten Hoffnungen trösten lernen. — Vor seinem und Marquards Abzuge wurde ein Bote mit der Kunde hievon nach der Rothenburg abgesandt.

Dort (in Rothenburg) lebte man freilich nicht so geräuschvoll, wie am kaiserlichen Hofe. — Die Beschäftigungen des Gaugrafen und seines Sohnes Arnold waren hauptsächlich die Jagd, und Gräfin Imma und Judith hatten Zeitvertreib genug, sowohl in der Leitung und Beaufsichtigung, wie in ihrer eigenhändigen Mithilfe bei den winterlichen Arbeiten des weiblichen Gesindes.

Judith war seit dem Weggange Hinneks schweigsamer und nachdenklicher geworden. Ihr ahnendes Herz sagte ihr, daß sie einen Kampf zu bestehen haben werde, der ihr junges Leben hart berühren würde. Zwar war sie sich ihrer Liebe zu Hinnek noch nicht vollkommen bewußt; aber die Augen wurden ihr allmählich geöffnet durch das gänzlich veränderte Betragen Ar-

nold's gegen sie, der längst eine glühende Leidenschaft für das junge Mädchen gefaßt hatte. — Auf den Wanderungen, die sie in gewohnter Weise mit einander machten, zeigte er in Worten und Geberden ein so verändertes Benehmen gegen Judith, daß es ihr zu denken gab.

Die Blumen und Kräuter, die er ihr pflücken half, mußten auf einmal die Erklärer seiner Gedanken und Empfindungen werden. — Die prachtvolle Kornblume, die königliche Rose, die reine Lilie kamen zu kurz bei seinen Vergleichungen mit Judith's Stirne, Augen, Wangen und Lippen. — Er beneidete die einfachste Feldblume, die Judith an das Mieder steckte, um ihr Glück. Dabei führten seine funkelnden Augen eine Sprache, welche das arglose Mädchen zuweilen erschrecken und erröthen machte. —

Nun war die Knospe geborsten, welche so lange die junge Blüthe barg. — Aber auch der Thautropfen war zugleich auf sie gefallen, der die Blume oft in ihrem ersten Entfalten schon tödtet. — Ja, in verklärter Gestalt erschien ihr Hinnek! — Aber wie im Märchen oft das goldene Geschmeide, welches die trügerische Fee uns in die Hand legt, sich plötzlich in eine schwarze, werthlose Kohle verwandelt, so verwandelte sich auch der muthige, kühne Hinnek, der todesverachtende Retter ihres Lebens, plötzlich in Hinnek, den Knecht.

Ein jäher Schmerz durchzuckte Judith's Herz. Sie fühlte und erkannte, daß die Wiege ihres Glückes auch zugleich dessen Grab sei. Sie wußte, daß sie es auf immer in sich verschließen müsse und keiner Seele dürfe ahnen lassen, was und wofür sie leide. — Eine schwere, eine harte Aufgabe für eine kaum achtzehnjährige Jungfrau. Doch das Leiden reift schnell und frühe den Verstand und festigt den Willen. — Der Ernst, der von nun an in Judith's Wesen bemerkbar war, konnte der Gräfin nicht wohl entgehen. Die kindliche Heiterkeit war verschwunden, um aber den häufigen Fragen ihrer mütterlichen

Freundin zu entgehen und deren oft geäußerte Besorgnisse zu täuschen, that sich Judith Gewalt an, um heiter und fröhlich zu scheinen. — Ihrem Vetter Arnold suchte sie auszuweichen, wo sie nur konnte, und wenn dies, ohne aufzufallen, nicht thunlich war, so versuchte sie seine unzweideutigen Bewerbungen dadurch ferne zu halten, daß sie seine leidenschaftlichen Worte in der unbefangensten Weise beantwortete, als habe sie gar keine Ahnung von seinen Absichten. — Dies brachte Arnold in Verzweiflung und hatte nur zur Folge, daß seine Bewerbungen an Eifer und Hartnäckigkeit zunahmen.

Das war eine harte Zeit der Prüfung für Judith. O, hätte sie doch ihr Herz ausschütten dürfen vor der edlen Frau, von der sie mit aller mütterlichen Zärtlichkeit geliebt wurde! — Aber sollte sie auch dem Mutterherzen wehe thun? — Konnten Arnold's Absichten nicht mit den Wünschen der Mutter zusammentreffen? — Und mußte sie dann nicht so viel Liebe mit Undank vergelten? — Nein, lieber trug sie ihren Schmerz allein. — Sie hoffte auf die Entfernung Arnold's, welcher nach der glücklichen Rückkehr Marquard's, der nun schon zwei Jahre mit Hinnek abwesend war und im nächsten Frühjahre erwartet wurde, auch hinausziehen und sich die Rechte seiner Geburt im ritterlichen Kampfe verdienen sollte. — Sie hoffte, daß er dann im Geräusche des Hoflebens und im Gewühle der Schlacht ihrer vergessen, oder doch durch längere Entfernung das Unvermeidliche der Enttäuschung leichter ertragen würde. — Wenn sie es wagen konnte, ohne Arnolds Begleitung einen Gang ins Freie zu thun, so begleitete sie der treue Wolf, und das kluge Thier, welches oft mit stummer Geberde ihre Schritte in's Thal lenkte, wurde ihr ein Vorbild des Schweigens und Duldens.

Der eintretende Winter war Judith willkommen; denn er benahm Arnold die Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, da nur selten der Graf oder sein Sohn das Frauengemach betraten.

Oft tröstete die edle Grafin in den trüben Wintertagen die ernste, schweigsame Judith: „Der Frühling kommt auch wieder mit seinem Grün und seinen Blüthen, nach denen Du Dich so sehr sehnst, liebes Kind!“

Judith wurde bei solch liebreichen Reden zur Heuchlerin, indem sie die Gräfin in dieser irrigen Annahme ließ und sie sogar noch darin bestärkte; denn so sehnsüchtig sie sonst den ersten Zeichen des Lenzes entgegenhoffte, so hätte sie diesmal dem Winter die doppelte Dauer gewünscht. Allein die Natur richtet sich nicht nach den Wünschen und Grillen der Menschen, und so war denn mit einem Male auch der Frühling da, so unwillkommen er auch der armen Judith sein mochte.

„Wird wohl Hinnek mit dem jungen Grafen zurückkehren? — Und kommt er, bin ich wohl stark und gewappnet genug, meine Gefühle so vollständig beherrschen zu können, daß ich mich nicht verrathe und mich selbst unglücklich mache?“ — Diese Fragen stellte sie oft an sich. — Hätte sie ahnen können, daß auch Hinnek denselben Kampf mit sich zu bestehen habe, sie wäre noch unglücklicher gewesen.

Einmal war die Kunde gekommen, daß Marquard und Hinnek bei ihrem ersten Waffengange sich schon so hervorgethan hätten, daß selbst der Kaiser auf sie aufmerksam geworden wäre. Man vernahm, daß die Heiden geschlagen und ihrer viele Tausend vernichtet worden waren, ohne jedoch ganz überwunden zu sein. — Die Schaaren des Kaisers hatten sich beim Eintritte des Winters an den Rhein und die Mosel zurückgezogen, aber nur, um mit kommendem Frühjahre die blutige Arbeit von Neuem zu beginnen. — War Marquard nicht gesonnen, dem Heerbanne auf's Neue zu folgen, so mußte er jetzt heimkehren und statt seiner Arnold fortziehen. — Es war zu erwarten, daß Marquard den Wünschen seiner Mutter, die ihren Sohn wieder zu sehen begehrte, Folge leisten würde.

Arnold, so sehr er auch erfüllt war von dem Verlangen,

seinen Muth und seine Kraft im Kampfe mit den Feinden messen und erproben zu können, sehnte sich doch nicht besonders nach der Rückkunft seines Bruders; denn er hoffte und wünschte, vorher doch noch die Gunst Judith's zu gewinnen, um sodann mit doppelter Begeisterung um den doppelten Lohn der Liebe und der Tapferkeit werben zu können.

Noch Jemand war auf der Rothenburg, der dem Frühling mit Ungeduld entgegen sah. — Der alte Hunoz saß noch immer auf seiner Warte und sah stündlich hinaus, ob er nicht bald den Zug der heimkehrenden Reiter mit fröhlichem Horngeschmetter verkünden dürfe. — Es verlangte den Alten herzlich, seinen Liebling Hinnek wieder zu sehen. — Er hatte den Strich der wiederkehrenden Zugvögel beobachtet, hatte die längst vermißten Rufe der Waldthiere vernommen und den Schnee von den Höhen verschwinden sehen. — War es ihm doch, als ob auch er selbst bald heimkehren müsse von seiner irdischen Wanderschaft, als ob auch er nebst tausend Andern Platz machen müsse einem jüngeren Geschlechte. — Er war bereit, zu gehen. — Sein Leben war lang und reich an Abwechselungen, reich an Genüssen und Drangsalen. — Er hatte nichts mehr vom Leben zu erwarten, als dessen Hinfälligkeit und wünschte sich vor seinem Ende nur noch einmal Hinneks frisches, männliches Antlitz zu schauen. — In den drei langen Jahren hatte er erst recht empfunden, was der lebendige, hellsinnige Knabe ihm geworden war. — Hunoz war seiner Sache gewiß, daß der Jüngling und der Mann sich einen schönen Preis vom Leben erkämpfen werde. Darum spähte er auch erwartungsvoll hinaus nach Abend, von woher die Heimkehrenden kommen mußten.

Auch Wingold, Martha und ihre Söhne erfuhren von Hinneks Lob und sahen der Stunde seiner Wiederkehr mit Freuden entgegen.

Da ertönte wirklich einmal von Hunoz's luftiger Warte herab das Signal, welches einen nahen Besuch verkündete. —

Hell und lustig klang es über das Thal hinüber, wie ein Freudenruf. — In einer Weise jauchzte und jubelte das Horn, wie es die Burgbewohner von dem alten Wärtel gar nicht gewohnt waren. — Meinte man doch, es gälte, den Kaiser selbst zu begrüßen.

Alles kam auf die Beine. — Graf Magingaud, Gräfin Imma, Arnold, Judith, auch Wingold und die Seinen konnten errathen, wem der lustige Empfang gelte. — Judith war erschrocken, ihr Herz schlug hörbar und ihre Brust wogte von Unruhe und ängstlicher Ahnung.

Wie stund sie da, die nun achtzehnjährige, vollendete Jungfrau! Hoch aufgewachsen, mit majestätischer Haltung. — Die vollen, edlen Formen, das schöne Haupt, welches nun, statt von spielenden Ringellöckchen umwallt, mit reichen, goldgelben, ineinandergeschlungenen Flechten umwunden war, trugen das Gepräge einer Königin. — Ihre Wangen flammten und das tiefblaue Auge leuchtete im feuchten Glanze, wie des Himmels Azur. — So schön hatte Arnold seine Base noch nicht gesehen. — Seit langer Zeit war das frühere Lächeln von ihren Lippen verschwunden, die Rosen der Wangen hatten an Frische verloren, und in ihrem ganzen Antlitze war ein Ernst ausgeprägt, der jede Vertraulichkeit abschnitt. — Arnold hatte das nur zu oft empfunden; um so mehr mußte ihm diese plötzliche Umwandlung auffallen und ein schlimmer Argwohn stieg in ihm auf. Er glaubte und fürchtete, daß sein Bruder Marquard die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung sei.

Judith hatte sich längst an den Gedanken gewöhnt, Hinnek wieder begegnen zu müssen, und glaubte auch stark genug zu sein, sich beherrschen und ihrem Herzen Schweigen gebieten zu können. — Sie fühlte sich auch jetzt ihrer schweren Aufgabe gewachsen; nur der überwältigenden Aufregung, die sich ihrer bei der zwar längst erwarteten, nun aber doch so plötzlich ein-

getretenen Ankündigung bemächtigte, konnte sie im ersten Augenblicke nicht Herr werden.

Graf Magingaud und Arnold ritten den Kommenden entgegen, und nach einer kleinen Weile verkündeten wiederholte Hornstöße, daß die Erwarteten in die Burg eingeritten seien.

Gräfin Imma und Judith stunden, die Ankommenden erwartend, an dem Aufgange zum Portale. — Der alte Wolf war an der Seite der Letzteren, und ihre weiße Hand lag auf dem gewaltigen Kopfe des treuen Thieres. — Als die Huftritte der Rosse vernehmbar wurden, sah der kluge Hund zu seiner Gebieterin empor, als wolle er fragen, ob er nicht den Kommenden entgegeneilen sollte. Er mußte in den Augen derselben eine bejahende Antwort gelesen haben, denn er sprang plötzlich in langen Sätzen davon und umkreiste Hinnek's Roß mit freudigen Sprüngen.

Der Empfang war herzlich und Imma begrüßte ihren Sohn mit dem freudigen Stolze der Mutterliebe. — Hinnek glaubte in Judith eine ganz fremde Erscheinung zu sehen. Sein Erstaunen beim Anblicke der hehren Gestalt ließ im ersten Augenblicke in ihm jede andere Regung verstummen.

Judith bewillkommte, ihre Verlegenheit bekämpfend, nach ihrem Vetter Marquard auch Hinnek mit herzlichen Worten, doch mußte sie mit der ganzen Kraft des Willens ihr Erstaunen bemeistern; denn auch Hinnek war ein ganz Anderer geworden, als da er ging. — Beide Jünglinge hatten die drei Jahre zu Männern gereift. — Die Veränderung Hinnek's war aber weit auffälliger, als die Marquard's; denn die äußere Erscheinung des Letzteren war keine ungewohnte, während bei Hinnek das Knappengewand der Kleidung eines streitbaren Mannes Platz gemacht hatte. Er war fast wie ein Ritter gewappnet und seiner Stahlhaube fehlte blos die wehende Reiherfeder, die den Träger eines edlen Namens bezeichnete.

Um seine Hüfte hing ein reiches Wehrgehänge an silberner Kette, welches Kaiserin Fastrade dem muthigen Lebensretter ihrer geliebten Judith zum Geschenk gemacht hatte. — Seine Gestalt überragte die Marquard's und hatte sich in kräftigem Ebenmaße zur wahren Heldengestalt entwickelt. Das offene, von Luft und Sonne gebräunte Angesicht schmückte der männliche Bart, und sein strahlendes Auge, wie es jetzt auf Judith haftete schien zu sagen, daß von allen Gefahren, denen er bis jetzt muthig und unerschrocken begegnete, die größte erst nahe.

Es war gut, daß die gräfliche Familie mit Judith in das Schloß trat. — Hinnek stund da wie ein Träumender und mußte erst durch die Liebkosungen des treuen Wolf aus seiner Betäubung geweckt werden.

Nun ging es zu dem jetzt versöhnten Vater, zu der vor Stolz und Freude überglücklichen Mutter und den ihn beneidenden Brüdern. — Nichts hatte sich geändert bei den Seinigen, als was eben die Jahre bewirken. — Erzählungen von seinen Fahrten und Abenteuern versprach er auf ein ander Mal; denn es drängte ihn, seinen alten Freund Hunoz wieder zu sehen, dessen Horngejubel er gar wohl verstanden hatte.

Dieser wußte seiner Freude gar nicht Herr zu werden bei dem Anblicke seines Lieblings. — „Bursche" — rief er aus und Thränen rollten dabei in seinen grauen Bart, — „hätte ich Deine Jugend und Deine Gestalt, die ganze Welt müßte mein sein! Und", — fuhr er, Hinnek wohlgefällig betrachtend, fort, „mich wundert nur, daß die Damen an Kaiser Karls lustigem Hofe Dich haben wieder ziehen lassen in diese Wildniß! Haben denn die gar keine Augen im Kopfe?"

Hinnek gab gar kurze Antwort auf diese leichtfertige Rede des grauen Sünders, und dieses Schweigen bewies dem Alten, daß es sich in diesem Punkte bei Hinnek um eine ernstliche Sache handle. Seine alten Vermuthungen stiegen wieder auf, doch ließ er es vor der Hand bewenden und brachte seinen jungen

Freund auf andere Gedanken, indem er ihn aufforderte, von seinen Kriegsthaten zu erzählen.

Der Bericht hierüber fiel ganz zu seiner Zufriedenheit aus. — Hinnek erzählte von den heißen Kämpfen mit dem riesigen Sachsenvolke. Er rühmte Marquards ritterliche Tapferkeit und sprach in bescheidener Weise von dem, was er selbst an der Seite seines jungen Gebieters vollbrachte. Allein das feurige und muthige Gebahren, womit Hinnek seine Erzählung vortrug, bewies dem Alten, daß sein „Bursche" den besten Helden in Kaiser Karls Heere nicht nachstund. — „Hinnek", — sagte er, — „was Du mir jetzt mitgetheilt hast, kann ich auf einmal nicht verdauen. Mit meinem alten Gehirne geht es mir, wie mit meinem alten Magen; sie können beide nur kleine Portionen verarbeiten. Du mußt jetzt täglich zu mir herauf kommen und mir nach und nach Alles, was Du erlebt hast einzeln berichten. — Man sieht es Deiner Erscheinung an, daß Du ausgezeichnet worden bist. Mir darfst und mußt Du Alles sagen und brauchst mir gegenüber Deine Erfolge nicht zu verheimlichen. Wäre ich Kaiser Karl, ich machte Dich zum Ritter und das schönste Fräulein in allen deutschen Gauen würde ich Dir zur Hausfrau küren."

Hinnek trieb diese Rede das Blut in die Wangen und er konnte diesmal dem alten Plauderer nicht zürnen. Dennoch sagte er: „Ich will Dich täglich besuchen, Hunoz, und Dir Alles erzählen; nur mit Deinen Anspielungen auf Frauen laß mich in Ruhe; denn ich würde selbst dem Kaiser nicht danken für eine solche Fürsorge. Uebrigens werden wir nicht lange beisammen sein, alter Freund. Wie ich weiß, soll schon in den nächsten Wochen Arnold in Begleitung seines edlen Vaters an das kaiserliche Hoflager ziehen, um in dem neuen Feldzug gegen die Sachsen mitzukämpfen. Ich bin nur gekommen, um die Meinigen und Dich wiederzusehen und werde den Grafen bitten, mich wieder mitzunehmen. — Du weißt ja, daß Arnold

mir immer brüderlich zugethan war, und es verlangt mich, den thatendurstigen Freund bei seinem ersten Waffenglücke bewundern zu können."

Hunoz sah seinen jungen Freund bei diesen Worten mit zärtlichen Blicken an und erwiederte: „Brav, Hinnek! Du wirst schon Sorge tragen, daß Arnold auch Dich bewundern kann. — Nun aber, Bursche, muß ich trachten, daß mein luftiges Vogelhaus mich noch eine Weile hier oben beherbergt; denn deß bin ich gewiß, daß wenn ich mit meinem Horn wieder einmal eure Heimkehr verkünden muß, aus der Truppe ein Helmbusch mehr in der Sonne glänzen wird."

Und so war es auch, wie Hinnek sagte. — Der kaiserliche Heerbann wurde auf's Neue aufgerufen und Arnold sollte bei diesem Kriegszuge seine Sporen verdienen. — Hinneks Antrag wurde von dem Grafen und seinem Sohne Arnold gerne angenommen und es ging nun wieder lebhaft an die Ausrüstung.

Die wenigen Wochen, welche zwischen dieser Entscheidung und dem Abzuge lagen, enthielt für einen Theil unserer Bekannten Tage der Unruhe und des Kampfes.

Judith und Hinnek sahen sich selten; denn so wohl gelitten dieser auch durch sein Betragen und seine rühmenswerthen männlichen Eigenschaften bei der gräflichen Familie war, so hatte er doch in deren engerem Kreise keinen Zutritt; auch war die Zeit der kameradschaftlichen Spiele vorüber und Hinnek blieb ein zwar bevorzugtes, aber immer untergeordnetes Glied des gräflichen Hofhaltes.

Marquard erwähnte Hinneks bei seinen Erzählungen von ihrem beiderseitigen Hof- und Lagerleben rühmend. — Dieser hatte sich, nach Marquard's Aussage, durch offenes und gefälliges Betragen, sowie wie durch sein freies und doch bescheidenes Benehmen bei Allen beliebt gemacht, mit denen er in Berührung kam. — Im Kampfe hatte er sich ausgezeichnet durch

Muth und Tapferkeit, so daß er von den Führern nicht unbemerkt bleiben konnte und ihm auch gerechtes Lob widerfuhr. — Beide tapfere Jünglinge hatten in dem Kampfe Schwerter und Streitäxte als Trophäen erbeutet und Hinnek trug sogar den wie ein grausiger Thierkopf geformten Helm eines riesigen Heiden, den er überwunden hatte, als Siegeszeichen davon. Mehrere Male kämpften Beide in der unmittelbaren Nähe des Kaisers und wurden von diesem auch bemerkt.

Bei der Heerschau, welche Karl nach der Schlacht über seine Schaaren hielt, wurde Hinnek, welcher sich mit dem erbeuteten Helme geschmückt hatte, dessen eherne Zierde in zwei riesige Bockshörner auslief, wohlgefällig von dem Kaiser betrachtet, und die Worte desselben: „Dieser Helm würde sich nicht übel in einem ritterlichen Wappen ausnehmen", durften als das größte Lob und der Ausdruck höchster Zufriedenheit angesehen werden.

Solche Erzählungen mußten natürlich in Judiths Seele das Bild des Geliebten nur noch vervollständigen und verherrlichen, die Ruhe des Herzens aber auch noch mehr untergraben.

Bei Hinnek bedurfte es keiner Vervollständigung an Judith's Reizen, um ihr Bild mit jedem Tage mehr in sein Herz zu graben. Mit scheuer Bewunderung blickte er auf die majestätische Frauengestalt. — Wenn ihr ernster Blick hie und da dem seinigen begegnete, so war es ihm, als ob durch eine trübe Kummerwolke ein heller, leuchtender Stern schimmere, — als ob eine stille, tiefe Trauer das Auge umflore, aus dessen mildem Glanze doch nur Glück und Freude strahlen sollte. — Wenn er sich dann dachte, es könne ein so düsterer Zauber durch irgend eine männliche That gelöst, oder gar, es könne eine solch wunderbar herrliche Jungfrau als Preis durch eine Heldenthat gewonnen werden, so fühlte er sich durchflammt von begeistertem Muthe und durchdrungen von der Gewißheit des Sieges. — Warum war er nicht der Sohn eines mächtigen Grafen oder

Ritters! — Warum war Judith nicht das Kind geringer Aeltern? — Doch nein! Judith mußte hoch stehen, — sie mußte höher stehen, als alle Frauen der Erde; denn solche Schönheit und Majestät schafft die Natur nicht für gewöhnliche Zwecke.

Solche Gedanken durchzuckten die Seele Hinneks und erfüllten sein Herz mit Trostlosigkeit und Schmerz.

Arnold hatte sich getäuscht in seinen Vermuthungen. — Judiths Benehmen gegen Marquard war so zurückhaltend, wie gegen ihn selbst, und das aufmerksame Betragen seines Bruders Judith gegenüber ließ keine andere Deutung zu, als die der weiblichen Schönheit und Würde schuldige Huldigung.

Arnold schöpfte wieder Hoffnung. Zur Beruhigung für die voraussichtlich längere Dauer seiner Abwesenheit von den Seinen und dem von ihm angebeteten Wesen wollte er Gewißheit mitnehmen, ob er Hoffnung auf einstigen Besitz haben könne. — Was er bis jetzt erreicht hatte mit dem Bestreben, Judith seine Gefühle verständlich zu machen, berechtigte ihn nicht zu einer entscheidenden Frage. — Sollte sie wirklich weder aus seinen Worten, noch aus seinem Benehmen die Absicht der Annäherung erkannt haben? — Sollte er seinen Empfindungen nicht genug Ausdruck gegeben haben und deshalb unverstanden geblieben sein? — Er mußte es wissen und nahm sich deshalb vor, seine Bewerbungen zu erneuern und vor seinem Abzuge eine Entscheidung herbeizuführen.

Mit Schmerz bemerkte Judith Arnolds erneuertes Bestreben, ihre Liebe zu gewinnen. Er hatte ihr die Liebe gezeigt, — er hatte in ihrer Seele die Fähigkeit der Selbsterkenntniß geweckt, und sie sollte ihm nun sagen, daß ein Anderer den Lohn davon trage? — Das konnte sie nicht. — Sie konnte es schon deshalb nicht, weil um ihr Geheimniß Niemand wissen sollte und durfte.

Sie setzte der immer deutlicher und dringlicher werdenden Annäherung Arnolds, so schwer es ihr auch wurde, auch dies-

mal wieder eine erkünstelte Unbefangenheit entgegen, welche den unglücklichen Jüngling fast bis zur Wuth reizte und in ihm den festen Entschluß erweckte, durch eine offene Erklärung dem verschlossenen, unzugänglichen Mädchen eine Antwort abzuzwingen.

In dem Hag, der an der nördlichen Seite der Burgmauer sich hinzog und der auch ein Lieblingsplätzchen der Gräfin Imma war, traf Arnold seine erschrockene Base, wie sie eben sinnend den Lauf des Flusses betrachtete und mit ihrem Blicke an der Stelle weilte, wo Hinnek sie aus den Fluthen an's Land gerettet hatte. Arnold hatte dort einen Sitz errichten und einen Rosenstrauch dahin pflanzen lassen.

„Willst Du mich zur Heimkehr abholen, Arnold?" sagte die beim Anblicke ihres Vetters erröthende Judith. — „Ich bin bereit, zu gehen, komm', laß uns eilen, Deine edle Mutter wird meiner harren."

„Nein, Judith", — erwiderte Arnold nicht ohne Aufregung, — „ich suchte Dich wohl, nicht aber, um Dich von Deinem Lieblingsorte wegzuführen, sondern, wenn Du es mir vergönnst, eine kleine Weile bei Dir zu bleiben und Dir Gesellschaft zu leisten."

„Laß uns lieber gehen, Arnold," — bat Judith, — „ich habe lange genug hier geweilt und Gräfin Imma wird mich vermissen."

„Was dachtest und empfandest Du denn", fuhr Arnold mit weicher Stimme fort, — „als Du so sinnend hinab schautest in das Thal? — Freut Dich das frische Grün der Matten und das Blühen der Bäume?"

„Ja, Arnold," — erwiderte Judith, „es ist schön, wenn der Frühling da ist; wenn Blumen und Blüthen uns das wunderbare Schaffen der Natur verkünden; — wenn der Lerche Lied unser Herz erfreut und der hohe blaue Himmel unsere

Gedanken hinaufzieht zu dem gütigen Schöpfer, der uns dieß Alles schenkt."

„Du bist ein edles Wesen, Judith," — sagte Arnold mit Wärme, — „und Deine schöne Seele empfängt nicht die kleinste Wohlthat, ohne dankbar dafür zu sein."

„Ja", — entgegnete Judith, — „wir sollen Gott danken für die geringste Freude, die er uns schenkt. — Wir sollen aber auch danken für das Leid, das er uns schickt, denn seine Absicht kann auch darin nur gut und weise sein."

„Hast Du ein Leid?" — frug Arnold besorgt, — „weil Du von Leid sprichst? — Fast sollte ich es glauben; denn schon lange bist Du ernst und in Dich gekehrt. — Sollten denn die, welche um Dich sind und Dich so sehr lieben, nicht im Stande sein, Deinen Kummer zu lindern und Deine Betrübniß zu verscheuchen?"

„Arnold," — sagte Judith fast feierlich, — „ich fühle mich glücklich. Dein edler Vater, Deine unvergleichliche Mutter und Ihr Alle habt mir hier und in Euren Herzen eine Heimath bereitet, wie ich keine schönere finden konnte. — Wenn ich aber etwas in mir verschließe, was mich zuweilen ernst stimmt, so frage nicht; ich kann es Dir doch nicht sagen."

„Was könnte Dich betrüben," — erwiderte Arnold theilnehmend, indem er Judiths Hand erfaßte, — „wenn es nicht die Sehnsucht wäre nach dem Orte, wo Du Deine ersten Jugendjahre verlebtest? — Sieh' dorthin, Judith, wo der Rosenstrauch die Moosbank überschattet. Ich habe Beides dorthin setzen lassen zum Merkmale Deiner glücklichen Rettung. — Hier bist Du zum zweiten Male dem Leben wieder gegeben, — hier ist Deine zweite Heimath und sie kann es für immer bleiben; denn Du findest hier ein Herz, welches keinen anderen Wunsch kennt, als von Dir verstanden und geliebt zu werden."

Arnold ahnte wieder nicht, wie er mit dieser Rede Judiths Inneres erregte und das Bild Hinneks lebendiger als je vor

ihre Seele führte. Sie erschrak über Arnolds Worte und sagte nach einer kleinen Pause, während sie unverwandt nach der bezeichneten Stelle schaute: — „Du sagtest, dort sei ich zum zweiten Male dem Leben geschenkt. — War dieß ein Glück? oder wäre es vielleicht nicht besser gewesen, mein junges Leben hätte damals geendet, als es Gott zu fordern schien?“

„Um Gottes Willen!“ — rief Arnold mit steigender Bewegung, — „welche Worte sprichst Du? Wer hätte mehr ein Recht an das Leben, als Du mit Deiner schönen Seele, Deinem reinen Herzen, Deinem frommen Gemüthe? — Wer mehr, als Du, die Gott so schön geschaffen hat, daß der Ort an dem Du Dich befindest, zum Paradiese umgeschaffen ist? — Judith!“ — fuhr er mit Begeisterung fort, indem er ihre beiden Hände erfaßte, die sie, zitternd und bebend vor innerer Bewegung, ihm nicht entziehen konnte, — „Judith, höre mich an! — In Kurzem ziehe ich zum ersten Male fort von dem Orte meiner Geburt, — fort von meiner Mutter, — fort von den Meinen. — Aber mein Herz bleibt hier. — Judith, ich liebe Dich! — Werde die Meine, Judith! — Im Besitze Deiner Liebe werbe ich um die Welt! — Nenne mir den Preis Deiner Gunst, und ich will ihn gewinnen, läge er in der tiefsten Tiefe der Erde verborgen.“

Judith war bis in das Innerste ihrer Seele erschrocken über die Leidenschaftlichkeit Arnolds. Sie fühlte ihr Gehirn schwindeln und sank betäubt auf die Moosbank. — Mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht und Ströme von Thränen flossen über ihre erbleichenden Wangen.

Erschrocken stund Arnold vor ihr. — „Judith,“ — sagte er angstvoll, sich zu ihr niederbeugend, — „was habe ich gethan! — Habe ich Dein ahnungsloses Herz mit der ungestümen Gewalt meiner Liebe erschreckt? — Habe ich Dir wehe gethan? — Sieh mich an, Judith, und sage mir, daß Du mir vergibst.“

Aber die schwergeprüfte Jungfrau konnte nicht so schnell antworten. — Der gefürchtete Augenblick war nun gekommen, wo sie eine treue Seele, ein edles Herz von sich stoßen mußte. — Das höchste Glück eines so reichen Gemüthes mit einem Worte zerstören zu müssen, das war ein hartes Werk, eine herbe Pflicht!

„Judith“, — wiederholte bittend Arnold, — „ich habe Unrecht an Dir gehandelt. — Du ahntetest nichts von meiner Liebe, — ich habe Dich erschreckt mit ihrem Ungestüm; — vergib mir meine Heftigkeit um der Liebe willen, der sie entsprang!“

Judith zog die Hände von ihrem Antlitz und erhob sich. — Der Ausdruck eines namenlosen Seelenschmerzes lag auf ihrem blassen Angesichte. — Sie legte ihre Hand auf Arnolds Schulter und sagte: „Nein, Arnold, Du hast mich nicht überrascht, — schon lange weiß ich um Deine Liebe. — O, ich habe großes Unglück über uns Beide kommen lassen! — Guter Arnold! Ich hätte Dir den Schmerz der Enttäuschung und mir den Kummer ersparen können, Dir jetzt so wehe thun zu müssen. — Damals, als ich die Veränderung Deines Benehmens gegen mich gewahr wurde, hätte ich sagen sollen: „Arnold, Ihr habt mich, die Fremde, mit Liebe aufgenommen; — der edle Graf führte mich hieher in meine neue Heimath und in die Arme einer Frau, die mich mit mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe überhäuft hat; — zu Euch, die Ihr mit brüderlicher Zuneigung bemüht waret, meine Jugend zu der glücklichsten zu machen; — laß Dir genügen mit meiner schwesterlichen Liebe, ich kann Dir nie etwas Anderes werden, als was ich Dir bisher war.“ — Hätte ich so zu Dir gesprochen, so wäre vielleicht Deiner wachsenden Empfindung ein Damm gesetzt worden, und Du wärest vor dem Schmerze bewahrt geblieben, den ich Dir jetzt bereiten muß; denn ich vermag auch jetzt nicht anders zu Dir zu sagen, als: Arnold, ich kann Dir nie etwas Ande-

res werden, als eine treue Schwester, eine dankbare Verwandte. — O, es ist hart, zu einem edlen, liebenden Herzen sagen zu müssen: Entbehre und leide!“ — Und wieder sank sie weinend zurück auf die Bank und verbarg das schöne Haupt in den Händen.

Erschüttert und schweigend stund Arnold neben der weinenden Jungfrau und sah mit traurigem Blicke auf sie nieder. — Ihre Worte und ihr Schmerz hatten ihn tief ergriffen. — Wie einen eisigen Wasserstrahl fühlte er es über sein Herz rieseln. — So mit einem Male den Bau der glänzendsten Hoffnungen zusammenstürzen — so mit einem Worte seine schönsten Wünsche vernichtet zu sehen, mußte wohl auf das stärkste Gemüth vernichtend wirken. — Nach einer Weile sprach er mild und ernst: — „Judith, Du hast mir Herbes gesagt. Aber der Kummer, den diese scheinbare Grausamkeit Dir selbst bereitet, mildert den Schmerz, den sie mir zufügt. — Höre mich, Judith! — Wenn ich unerwartet mein ganzes Innere vor Dir aufschloß, so ist dieß nicht die Folge einer plötzlich erwachten Leidenschaft — nein, Judith, es sind auflodernde Flammen einer längst brennenden Gluth. — Judith, Du warst als Kind mir die lieblichste Erscheinung, die willkommenste Gespielin; — als heranwachsendes Mädchen der Gegenstand meiner brüderlichen Fürsorge und Aufmerksamkeit, und bist nun als Jungfrau das Ziel meines Strebens, der Abgott aller meiner Gedanken und Empfindungen geworden. — Seit Langem bemühte ich mich vergebens, Dir den Zustand meines Herzens deutlich zu machen, in der süßen Hoffnung, nur ein schwaches Merkmal zu erhalten, daß Dir meine Bewerbung nicht mißfiele. Aber ich hoffte vergeblich auf ein solches Zeichen und mußte annehmen, daß mein Bestreben Dir gänzlich unverständlich geblieben sei. — Nun sagst Du, Du habest mich errathen und schon von vornherein Mitleiden gefühlt für ein Beginnen, dessen Erfolglosigkeit uns Beide nur unglücklich machen müsse. — Was mich

Deinem reinen und edeln Herzen so ferne hält, ich will nicht fragen, — nur das versichere mir, Judith, daß nicht ein Anderer schon Dein Herz besitzt, damit nicht der Haß einziehe in meine Brust; denn das fühle ich, daß ich den, der mir Deinen Besitz raubt, hassen könnte bis in den Tod." —

Judith durchzuckte es wie tausend Messerstiche bei dieser leidenschaftlichen Drohung. — Sie erhob sich, sah mit ihren großen Augen in das flammende Antlitz Arnolds und sagte mit bewegter feierlicher Stimme: „Arnold, Du wirst mich nie als das Weib eines Andern sehen! — Und nun laß uns gehen und geleite mich zu Deiner edlen Mutter."

Mit diesen Worten nahm sie Arnold bei der Hand, und sie wandelten so schweigend und ernst durch die Burgpforte und verschwanden in dem Dunkel der Halle.

Aus der Höhe erblickt der fröhliche Sänger der Lüfte sein Nest und läßt sich auf ruhender Schwinge nieder in seine luftige und duftige Wohnung. — Aus der Höhe erspäht der Raubvogel sein Opfer und fährt mit Blitzesschnelle nieder auf das ahnungslose, dem Tode geweihte Geschöpf.

Hinnek war auf der Warte und schaute hinaus und hinab über Flur und Thal. — Diese Hügel und Wälder hatte er als Knabe durchstreift in müssiger Gedankenlosigkeit. — Dort unten in den Höfen hatte er mit den jungen Grafen den Waffenübungen obgelegen, und durch das blühende Thal und über die bewaldeten Höhen durfte er den Jagdzügen des Grafen folgen und die hellklingende Stimme Judith's vernehmen. — Von jenem Fenster aus winkte sie ihn zu sich und schenkte ihm das schöne Gewand. — Dorten am Portale reichte sie ihm die Hand zum Abschiede und dankte ihm mit unvergeßlichen Worten. Er fühlte wiederholt ihre Thräne auf seine Hand fallen und brennend durch sein Herz rieseln. — Alle seine eigenen Vorsätze und Selbstversprechungen, alle offen ausgesprochenen und versteckten Ermahnungen des alten Hunoz machten in sol-

chen Augenblicken dem heißen Verlangen nach dem Besitze der herrlichen Jungfrau Platz und erregten den Neid auf den einstens Beglückten. — Er erblickte auch Arnold's Moosbank mit dem Rosenstrauche, wo er das leblose Mädchen in den Armen hielt, — wo das erste Oeffnen ihres Auges ihm einen Himmel erschloß, der Alles in sich faßte, was er bis jetzt unter Glückseligkeit verstehen konnte. — Dort war auch das geöffnete Burgpförtchen, durch welches er mit dem treuen Wolf eilte, um der Gefährdeten zu Hilfe zu kommen. — Gedankenvoll schaute er auf den Ort, — da schritten plötzlich zwei Gestalten — Arnold und Judith — Hand in Hand herein. — Sie gingen schweigend und langsamen Schrittes durch die Halle und verschwanden in dem Dunkel des Bogenganges.

Hinnek fuhr zurück von der Lucke, als hätte ihn eine Viper gestochen. Als Hunoz das Zusammenschrecken und das so veränderte Gesicht seines jungen Freundes sah, frug er: „Was ist Dir denn, mein Bursche? Aus Deinen Augen leuchtet es ja, wie Thor's Blitze!“

„Ich muß hinaus!“ — schrie Hinnek — „ich sehe Rauch aufsteigen aus den Opferhainen, — die Geister der Heiden feiern ein Opfermahl der Rache. — Ich will sie belauschen, ihre Gesänge lernen und mit ihnen aus dem Horne das Blut der erschlagenen Feinde trinken!“ — Und ohne die verwundernde Bemerkung Hunoz's zu hören, stürzte er die Treppe hinab, den staunenden Alten allein lassend.

Mehrere Tage lang sah Hunoz seinen Liebling nicht. — Dieser wurde überhaupt nicht gesehen, und die ihn vermißten, glaubten ihn eben mit den Vorbereitungen zur nahen Abreise beschäftigt.

Diesen Vorwand benutzte er auch zur Entschuldigung für sein Ausbleiben, als er wieder auf die Burg und zu Hunoz kam, und als ihn dieser frug, was er denn mit dem heidnischen Opfermahle gewollt habe, entgegnete er lachend: es seien ihm

auf einmal die Gestalten der heidnischen Sachsen vor die Augen gekommen, und es wäre ihm wirklich gewesen, als ob drüben über'm Thale die Opferhügel rauchten und dort eines der heidnischen Feste begangen werde, die er — Hunoz — ihm so oft und lebhaft beschrieben habe. — Dieser nannte ihn einen Schwärmer und rieth ihm, lieber der Freya zu opfern, als dem Wali.

Hinnek war aber wirklich in den Wäldern herumgeirrt wie ein Verzweifelter, und hatte erst nach langem Kampfe mit sich selbst die Ruhe und Besonnenheit gefunden, welche er schon lange zu besitzen glaubte.

Nun rückte der Tag des Abzuges immer näher heran. — Judith war schweigsam und in sich gekehrt, was um so weniger auffiel, als dieß die Art und Weise ihres bisherigen Benehmens war.

Still und ernst, wie leicht ein Jüngling werden kann, der zum ersten Male die Heimath verläßt, um Gefahren und Abenteuern entgegen zu gehen, war Arnold; — nicht so Hinnek, — dieser benahm sich männlich und besonnen und vermied, soviel er konnte, Judith zu begegnen.

Jedes von diesen Dreien hatte ein schmerzliches Geheimniß zu bewahren. — Während Freundschaft und Liebe diese edlen Herzen unter einander verband, hielt ein durch die Umstände herbeigeführtes Mißtrauen sie von einander entfernt, und erst die Zukunft sollte den drückenden Zauber lösen, der die edelsten Gefühle des Menschenherzens hier zur Quelle des Leidens umschuf.

Im Osten von der Rothenburg zieht sich eine dunkle Waldhöhe, der Steigerwald, hin, der in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden den Taubergau abgrenzt.

Einzelne Vorsprünge dieser Gebirgshöhe, wie der Luginsland und der Nordenberg, gewähren eine weite Fernsicht

über die ganze, in weichen Anschwellungen und Senkungen sich ausbreitende Landschaft.

Zur Zeit unserer Geschichte mag diese wohl statt aus reichen Kornfeldern und fetten Wiesgründen, wie sie jetzt das Auge erfreuen, mehr aus Wald und Haideland bestanden haben; — doch fehlte es damals schon nicht an bebautem Felde, zerstreuten Dörfern und einzelnen Gehöften.

Wenn man von dem Nordenberge aus östlich in den heute noch prachtvollen dichten Wald eindrang, gelangte man an einen schluchtartigen Bergeinschnitt, welcher, ungefähr dreiviertel Stunden von dem Flecken Bernheim — nun Burgbernheim — entfernt, in dem fast undurchdringlichen Urwald versteckt lag.

In diesem Waldthälchen rieselten schon damals die den Anwohnern des Steigerwaldes gar wohl bekannten Heilquellen, welche auch von den Bewohnern der Rothenburg in Krankheitsfällen häufig gebraucht wurden.

Einige Tage vor dem Auszuge des Grafen Magingaud veranstaltete Gräfin Imma, welche in der letzten Zeit die Burg wegen Unwohlsein wenig verlassen hatte, eine Jagdpartie in den Revieren des Steigerwaldes, woran auch Marquard, Judith und Hinnek theilnahmen. Die Gräfin hatte die Absicht, bei dieser Gelegenheit die Bernheimer Quellen zu besuchen.

Als der Zug beim Walde ankam, sagte die Gräfin zu Judith: „Bleibe Du bei der Jagd, mein Kind, — ich werde mit einiger Begleitung zu den Quellen reiten, um zu trinken; — das Jagdhorn wird uns in einigen Stunden schon an die bestimmte Stelle zusammenrufen!“ — Judith wollte zwar die Gräfin begleiten, diese aber litt es nicht, weil sie von früher wußte, daß die Jagd ihrem Schützling große Freude mache.

Man trennte sich. — Die Jagdgenossen drangen in den dichten Wald ein, der reich an Wild, besonders an Hirschen,

Wildschweinen und Bären war. — Judith befand sich beim Beginne der Jagd an Marquards Seite.

Von Zeit zu Zeit ertönte das Jagdhorn, und an seinen Signalen konnte man erkennen, ob ein Wild aufgefunden, oder ob eines erlegt war.

Rasch verflogen die Stunden und die Jagenden waren weit zerstreut, als die Hörner auf den Befehl Marquard's lauttönend die Genossen herbeiriefen an die zur Zusammenkunft bestimmte Lichtung.

Von allen Seiten drangen die von Jagdlust und Anstrengung erhitzten Jagdgefährten aus dem Dickicht. Auch Gräfin Imma war bald zur Stelle mit ihrer Begleitung, — nur Judith fehlte noch. — Man war gewohnt, die Verwegene gewöhnlich als die Letzte bei der Zusammenkunft erwarten zu müssen. — Marquard erinnerte sich nur noch, daß Judith bei der Verfolgung eines Rehes, welches vor ihnen aufgebrochen war, von seiner Seite kam. — Man wartete noch eine geraume Zeit und ließ fortwährend den Ruf der Hörner nach allen Seiten hin erschallen; — als aber die Jungfrau immer noch nicht kam, gab Marquard den Befehl, nach dem Fräulein zu suchen.

Man zerstreute sich nach allen Seiten, und auch Marquard und Hinnek drangen wiederholt in den Wald. — Ersterer nach der Gegend zu, wo Judith ihn verlassen hatte.

Hinnek suchte emsig und entlockte seinem Horne die Melodien, die er von Hunoz gelernt hatte und Judith bekannt sein mußten. — Lange suchte er vergeblich, bis er endlich durch die schlanken Stämme der Tannen, welche den Waldrand bildeten, etwas Weißes zu sehen glaubte. — Er eilte darauf zu und sah wirklich, als er aus dem Walde trat, Judith's weißen Zelter ruhig in dem fetten Grase weiden. — Aengstlich spähete Hinnek umher nach der Reiterin. — Sollte sie verunglückt sein? — Er ging auf das edle Thier zu, klopfte liebkosend dessen sammtenen Hals und frug es nach seiner Herrin. — Da wandte

das kluge Thier den Kopf nach der Seite, wo die Sonne schon sich zu neigen begann und die fernen Zinnen der Rothenburg sich in scharfen Umrissen aus dem glänzenden Abendhimmel hervorhoben.

Hinneks Auge folgte der angedeuteten Richtung, und wirklich — dorten am Rande des Nordenberges saß die Jungfrau auf einem umgestürzten Baumstamme, gedankenvoll hinausschauend in die weite, von der Abendsonne beleuchtete Landschaft.

Hinnek blieb betroffen stehen und wagte nicht, sich der Sinnenden zu nähern. — Endlich ergriff er sein Horn und ließ einige sanfte, wohlbekannte Rufe ertönen. — Judith erhob sich und erröthete sichtlich, als sie Hinnek unfern von sich sah. — Dieser ging langsamen Schrittes auf sie zu und sagte, ehrerbietig das Jagdbarret ziehend: „Edles Fräulein, das ganze Gefolge ist ausgesandt, Euch zu suchen; — ich bitte, beeilt Euch, Gräfin Imma ist wegen Euch in großer Sorge.“

Judith war Hinnek gegenüber verlegen und erwiderte: „Die edle Gräfin wird mich schelten, daß ich mich vom Jagdgefolge entfernt habe. — Ich ließ meinem Zelter freien Paß, und so trug er mich hieher auf diesen reizenden Hügel. — Ich muß ihm danken, denn dadurch ward es mir vergönnt, den prächtigen Anblick der scheidenden Sonne zu genießen.“

„Ihr habt,“ — entgegnete Hinnek, sich vergessend, „nur Euer eigenes Urbild bewundert, edles Fräulein.“

„Wie meinst Du das?“ — frug Judith den über seine eigenen Worte erschrockenen Jüngling.

„Verzeiht, o Herrin!“ — stammelte dieser, — „verzeiht meiner ungeziemenden Rede.“

„Ich finde nichts Ungeziemendes in Deinen Worten,“ — erwiderte Judith, — „möchte aber gerne erfahren, was ich mit der untergehenden Sonne gemein habe.“

Hinnek erschrak über die mißverstandene Auffassung des

ihm unwillkührlich entschlüpften Geheimnisses und sagte mit nun nicht mehr zu unterdrückender Wärme: „O, nicht die untergehende, nein die strahlende, Alles erwärmende Sonne ist Euer Urbild, edle Judith! — Die segenspendende Königin des Tages, die mit ihrem Erscheinen Alles zu neuem Leben erweckt, in ihrem Laufe jedes Dasein beglückt und erfreut, mit ihrem letzten Scheideblicke noch die Erde verklärt und mit ihrem himmlischen Scheine verschönt."

Judith schaute den Begeisterten, der mit entblößtem Haupte dastund, den feurigen Blick in den glänzenden Abendhimmel gesenkt, bewegt und erstaunt an. So tief das Bild ihres Lebensretters in ihre Seele geprägt war; so lebhaft dessen herrliche Jünglingsgestalt beständig vor ihrem Auge schwebte; so großes Wohlgefallen sie an seinen männlichen Thaten und seinem muthigen Benehmen empfand: so ließen ihn doch diese feurigen Ausdrücke seiner innersten Gedanken und Empfindungen in den Augen Judiths jetzt in einer ganz anderen, neuen Gestalt erscheinen. — Sie hatte niemals, selbst als sie vor Jahren ihm mit thränenden Blicken Lebewohl sagte, anders zu ihm gesprochen, als wie zu einem Untergebenen, dem man wohl will, und Hinnek gebrauchte nie andere Worte gegen sie, als die der Ehrerbietung. — Was er aber eben gesagt, war eine feurige Huldigung. Das sah, das fühlte sie, und ein süßes Gefühl durchschauerte ihr Inneres. — Sie schwieg. — Ihr Schweigen war nicht Nachdenken, — es war die Wirkung einer überraschenden Wahrnehmung, die zugleich beglücken und erschrecken konnte.

Die Pause, welche durch das beiderseitige Schweigen entstand, brachte Hinnek wieder zur Besinnung. Er fühlte, daß er in dem Anblicke der im Feuerscheine der Abendsonne sich ihm in fast überirdischer Schönheit darstellenden Frauengestalt Alles vergessen hatte, was er sich gelobt. — Er hatte vergessen, was Arnold der Jungfrau sein könne, und wie hoch sie über ihm stehe. — Er stund da, gesenkten Hauptes, — die dunkeln

Locken fielen über seine Stirne, als wollten sie den glühenden Schein des Auges mit Nacht umhüllen. — Mit fast flehender Stimme sprach er: „Verzeihung, Herrin! — Mußte ich Euch in diesem wunderbaren Bilde schauen, um zu vergessen, daß es Wesen gibt, die ihrer Lebenssonne nur mit stummen Blicken danken und die höchste Schönheit nur schweigend bewundern dürfen!“ —

Judith hatte in den letzten Wochen viel nachgedacht über ihren Seelenzustand. — Daß Hinnek ihr theuer war, das sagte ihr ihr Herz, bestätigten ihre Gedanken und Träume; — daß diese Liebe beherrscht, streng bewacht werden und verborgen bleiben müsse, sagte ihr ihr Verstand. — Die Kundgebungen Arnolds hatten sie schmerzlich berührt und ihr Herz mit Angst und Kummer erfüllt. — Doch sie glaubte überwunden zu haben. — Nur noch wenige Tage, und sie war allein mit ihrem Schmerze. — Judith war tief religiös und hoffte, die gütige Vorsehung werde ihr den Kampf bestehen helfen. — Nur davon hatte sie keine Ahnung, daß Hinnek auch sie liebe. — Auf diesen neuen und stärksten Angriff, der ihr ohnehin tief erregtes Gemüth bestürmen könnte, war sie nicht vorbereitet. Und wer konnte nach dem eben Erlebten noch daran zweifeln? — Da hieß es denn doppelt stark sein, um die Erregung, welche die eben gemachte Entdeckung hervorrufen mußte, zu bemeistern.

Judith ging einige Schritte auf Hinnek zu und sagte in tröstend gewinnendem Tone: „Hinnek, wenn ich Deine Worte richtig deute, so drückt Dich Deine untergeordnete Stellung. — Du bist in meinen Augen ein Held, ein Mann des Muthes und der That, und ich ehre Dich gleich dem besten Kämpen. — Du bist mein Lebensretter, und als solcher hast Du, kaum dem Knabenalter entronnen, gezeigt, was männliche Kühnheit vermag. — Glaube mir, Hinnek, auch ich kann Dir nicht danken, wie ich möchte; doch es wird mein Dank unvergänglich sein, und

so lange ich lebe, wirst Du mir als rettender Engel vor Augen stehen."

„O, Herrin!" — rief Hinnek zerknirscht — „ich wollte Euch nicht gemahnen an einen Augenblick, in dem mich Gott auserkoren hat, Euer kostbares Leben zu erhalten; ich werde ihm ewig für diese Gnade danken. — Gott segne Euch, edle Jungfrau, und schütze den, welchen er Euch zum liebenden Gefährten für dieses Leben ausersehen hat. — Edle Judith," — fuhr er nach diesen Worten beherzter fort, — „in wenig Tagen verlasse ich zum zweiten Male meine Heimath, um nie wieder zurückzukehren. — In fernem Lande gedenke ich mein Lebensziel zu verfolgen. — Ihr habt richtig gesehen, — ich bin ehrgeizig, das Gefühl der Abhängigkeit drückt mich, und mein Streben ist darauf gerichtet, durch kühne Thaten das zu erreichen, was die Geburt mir versagt hat. — Ich will dafür kämpfen, und der Gedanke an Euch, edle Jungfrau, wird mich begeistern und mir helfen, mein Ziel zu erringen oder ruhmvoll unterzugehen." — „O, Herrin!" — setzte er mit Wärme hinzu, indem er vor die hochaufathmende Jungfrau hinkniete, — „ich spreche heute das letzte Mal zu Euch, — vergebt meinen Worten und laßt mich mit der Versicherung scheiden, daß Ihr mir ein freundliches Angedenken bewahren wollt." — Und hiemit erfaßte er die Hand Judiths und zog sie an seine glühenden Lippen.

Judith entzog ihm ihre Hand nicht. — Sie legte die andere auf sein entblößtes Haupt und sagte mit bewegter Stimme: „Ziehe mit Gott, Hinnek! — Nicht nur ein freundliches Andenken will ich Dir weihen, sondern als unvergeßlichen Freund werde ich Dich mein ganzes Leben lang im Herzen tragen!" — und mit diesen Worten drückte sie einen leisen Kuß auf die Locken des vor ihr knieenden Jünglings.

Wer weiß, welche selige Gruppe die Strahlen der untergehenden Sonne im nächsten Augenblicke beleuchtet hätte, wären

nicht aus dem Walde die ängstlichen Rufe der Hörner gedrungen, zum Zeichen, daß die Suchenden sich auch dieser Stelle nahen.

Rasch sprang Hinnek auf, den Zelter zu holen, — Judith flog in leichtem Schwunge auf dessen Rücken, — ein letzter Blick sagte Beiden noch, was durch Worte nicht mehr ausgedrückt werden konnte, — und dahin eilte das glühende Mädchen der bekannten Lichtung zu.

Hinnek antwortete dem Rufe der Jagdgefährten und stieß bald mit ihnen zusammen.

Als die Zurückkunft Judiths bekannt wurde, ertönte das Signal zum Aufbruche, und der Zug bewegte sich im goldenen Scheine der Abendröthe der Rothenburg zu. — Judith ritt an der Seite der sie liebreich scheltenden Gräfin, und ihr strahlendes Antlitz schien der Abglanz des glühenden Abendhimmels zu sein.

Alles war gerüstet und fertig zur Abreise. — Hinnek hatte sich bei den Seinen verabschiedet, was ihm diesmal schwerer fiel, als das erste Mal; denn der Entschluß, nicht wiederzukehren, stund fest bei ihm, doch ließ er sich von diesem Vorhaben nichts merken. — Sein alter Vater hatte an Richard und Willibald wenn auch keine willige, doch ausreichende Hilfe. Hanno war ganz Einsiedler geworden und kam aus seiner Kammer, wo er sich blos mit dem Lesen und Abschreiben heiliger Bücher beschäftigte, gar nicht mehr heraus. — Von seiner Mutter Martha hatte sich Hinnek schwer getrennt; denn daß er ihr Liebling war, hatte er von seiner frühesten Jugend an tausendfältig erfahren.

Hunoz war ganz zufrieden mit seinem „Burschen," wie er Hinnek immer noch nannte; denn dessen offenbare Zuversicht und Freudigkeit, mit der er auf's Neue Kampf und Gefahren entgegen ging, gaben ihm Gewißheit, daß es mit den Schwärmereien vorüber sei. — Hinnek hütete sich wohl, dem Alten

etwas von seiner Zusammenkunft mit Judith zu sagen. Er war der festen Ueberzeugung, daß Arnold und Judith für einander bestimmt seien. Die fast zärtlichen Worte, den warmen Scheideblick, womit Letztere ihn beglückt hatte, hielt er für den Ausdruck tiefen Dankgefühles. — Daß Judith errathen haben könne, was in ihm vorging, kam ihm nicht in den Sinn, und er nahm sich vor, beim Abschiede möglichst ferne zu stehen, damit er nicht aus Arnolds und Judith's Munde Worte vernehme, die ihn doch nur schmerzen würden.

Judith blieb still und schweigsam, wie bisher; nur Etwas verrieth, daß eine Veränderung in ihr vorgegangen sein müsse, nämlich der eigenthümlich sanfte Glanz ihres Auges, welcher das unzweideutige Zeichen des empfangenen Glückes war. — Dieses nur dem aufmerksamen Beobachter erkennbare Merkmal entging aber auch dem forschenden, mißtrauischen Auge Arnolds nicht, und sein alter Argwohn wurde wieder wach. — Sie freut sich im Stillen meines Abzuges — dachte er — um dann ungehindert Marquard angehören zu können. Beide sind falsch und heucheln, Marquard und sie; — sie wollen blos meine Entfernung abwarten, um bei den Aeltern ihr Vorhaben durchzusetzen. —

Solche böse Gedanken stiegen in dem eifersüchtigen Jüngling auf und versetzten ihn in Wuth und Verzweiflung. — Er nahm sich fest vor, vor seinem Weggange Judith zur Rede zu stellen.

Der andere Morgen war zum Aufbruche bestimmt, und schon waren zwei Reiter vorausgesandt, um auf einer befreundeten Burg die Ankunft des Gaugrafen und seines Sohnes anzukündigen. Arnold ließ es keine Ruhe, und da er keine Gelegenheit fand, mit Judith allein zu reden, so drang er, was gegen alle Sitte war, in das Gemach der Jungfrau.

„Judith,“ redete er die Erschrockene an, „hast Du vor

meinem Abgange keine andere Antwort für mich, als Du mir ohnlängst gabst?“

Die Angeredete bemerkte an Blick und Stimme die Erregtheit Arnold's und erwiderte fast furchtsam: „Arnold, laß uns in Frieden scheiden. — Ich glaubte, Dir verständlich geantwortet und Dich beruhigt zu haben, als ich Dir sagte, daß Du mich nie als das Weib eines Anderen sehen würdest.“

„Das lügst Du, Falsche!“ — schrie Arnold außer sich, — „Du liebst einen Anderen, und wehe ihm, wenn ihn meine Rache ereilt!“ — und damit verließ der Wüthende das Gemach.

Judith war außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Sie brach zusammen und bedurfte geraume Zeit, bis sie über das eben Erlebte nachzudenken vermochte.

Sollten sie und Hinnek auf dem Nordenberge gesehen worden sein und Arnold in diesem den Begünstigten vermuthen? — Da konnte ja, weil die Beiden von nun an ausschließlich beisammen sein sollten, großes Unglück geschehen! — Der armen Judith wurde todesangst; denn bei der wahrgenommenen Leidenschaftlichkeit Arnolds war das Aergste zu befürchten. — Hinnek würde schwerlich eine ihm oder ihr geltende Schmähung ruhig hinnehmen. — Dieser Gedanke wuchs von Minute zu Minute bei ihr und wurde zur schrecklichen Gewißheit. — Sie verbrachte eine qual- und angstvolle Nacht, und als in der Frühe ein reges Leben in allen Theilen der Burg den nahen Aufbruch verkündete, war sie nicht im Stande, ihr Lager zu verlassen.

Gräfin Imma, als sie von dem Unwohlsein ihrer Pflegetochter benachrichtigt wurde, erschien in deren Gemach und traf sie wirklich leidend, mit abgehärmtem Gesichte und gerötheten Augen. Sie tröstete das leidende Mädchen und versprach schleunige Hülfe. — Gerne übernahm sie es, Arnold die letzten Grüße Judiths zu bringen und ihm eine gleiche, selbst gefertigte Schärpe, wie jene für Marquard, zu übergeben und auch Hinnek ein freundliches Wort zu sagen. —

Die Gräfin entledigte sich ihres Auftrages in der wohlwollendsten Weise und war jedenfalls mit ihrem eigenen Trennungsschmerze zu sehr beschäftigt, als daß sie die Gleichgültigkeit hätte bemerken können, mit der von beiden Jünglingen die überbrachten Abschiedsgrüße aufgenommen wurden. — Arnold getraute sich zwar nicht, die Schärpe zurückzuweisen, empfing sie aber mit dem Vorsatze, sie nie zu tragen. — Die Abwesenheit Judith's hielt er in seinem gesteigerten Argwohn für das untrügliche Zeichen einer nicht zu überwindenden Abneigung gegen ihn.

Hinnek hatte gehofft, doch noch durch einen letzten Blick aus Judiths seelenvollem Auge beglückt und gestärkt zu werden und deutete nun ihr Ausbleiben in der Weise, als bereue sie ihre Herablassung gegen ihn und schäme sich derselben.

So vergiftet ein ungerechter Argwohn die Herzen der besten Menschen und läßt Kummer und Leid wuchern, wo die Aussaat nur Liebe und Vertrauen erwarten läßt.

In Judiths Gemach drang das Geräusch vom Burghofe, sie hörte das Gestampf der Rosse, vernahm die lauten Befehle des Grafen zum Aufsitzen, sogar das winselnde Bellen des alten Wolf, der von Hinnek zurückgewiesen werden mußte. — Darauf ertönte das Signal zum Aufbruche. — Der Boden dröhnte unter dem schweren Gang der gewaltigen Rosse, und hoch herab von der Warte schmetterte wieder das Horn des alten Hunoz, als gelte es aufzuspielen zum lustigen Reigen.

Judith schluchzte laut auf ihrem einsamen Lager. — „Da ziehen sie nun hin,“ klagte sie, „der Eine Haß, der Andere Zweifel im Herzen, und ich trage den Schmerz, beide gute und edle Herzen von mir stoßen zu müssen.“

Gleich nach dem Abzuge der Truppe kam die selbst leidende Gräfin zu Judith. — Sie fand diese noch bedenklicher aussehend als zuvor, und beeilte sich, im Vereine mit dem Burgkaplane der Leidenden Hülfe zu bringen. — Judith ermannte

sich, ihr konnten ja die heilsamen Tränke nicht helfen, sie mußte also ihrer mütterlichen Freundin gegenüber wieder zur Verstellung und Heuchelei greifen, um so die besorgte Gräfin zu beruhigen.

Einige Tage darauf saßen Gräfin Imma und Judith am offenen Fenster, emsig an einer kunstvollen Stickerei arbeitend. — Die fromme Mutter wollte ein neues, kostbares Gewand anfertigen für das Muttergottesbild in der Kapelle und damit ihren, den Gefahren des Krieges entgegengehenden Sohn, den besonderen Schutz der heiligen Jungfrau anbefehlen. — Marquard war ausgeritten und die beiden Frauen waren allein.

Die milde Frühlingsluft drang in das offene Fenster, und aus dem unter demselben sich hinziehenden Hage stiegen die gewürzigen Düfte des Hollunder und der Kandelblüthe empor. Von Judiths Wangen waren die Rosen gewichen, und die Augen der Gräfin weilten oft besorgt auf dem engelschönen, aber marmorblassen Angesichte der Jungfrau.

„Bald, liebe Judith," hob die Gräfin an, „haben wir unser Werk vollbracht; möge es der heiligen Gottesmutter wohl gefallen, daß sie unseren Arnold in ihren Schutz nehme, ihn vor leiblichen Gefahren behüte und sein Herz rein und gut erhalte, wie es bis jetzt in Frömmigkeit und Liebe zu Gott und den Seinen geschlagen hat."

Bei diesen liebevollen Worten der besorgten Mutter konnte Judith ihre innere Bewegung nicht mehr unterdrücken; die Verstellung war ihrem kranken Herzen längst eine Qual. — Es füllten sich ihre Augen mit Thränen und ein Strom dieser heißen Fluth ergoß sich über die blassen Wangen.

„Kind, was ist Dir?" frug erschrocken die Gräfin und erfaßte beide Hände der Weinenden.

Aber Judith konnte nicht sprechen, sie sank vor Imma nieder und verbarg ihr Gesicht in den Schooß der bekümmerten Frau. — Diese wußte nicht, was sie von dem heftigen Aus-

bruche eines Kummers, von dem sie keine Ahnung hatte, denken solle, und sagte mit dem Ausdrucke innigster Theilnahme: „Um Gotteswillen, liebe Judith, was kann Dich so bewegen? Sag' es mir, mein Kind, vertraue mir, was Dich bekümmert, und glaube mir, was es auch sei, meine herzlichste Theilnahme wird es Dir tragen und überwinden helfen."

„O, Mutter!" schluchzte Judith, „o, Mutter! — Ich muß und darf Dich so nennen, denn mehr Liebe kann keine Mutter ihrem Kinde schenken, als Du mir, der Fremden, gabst. — Ich kann Dir mit nichts anderem lohnen, als mit gleicher Liebe und mit meinem vollen, kindlichen Vertrauen. — O, edle Frau! — Du hast mich aufgenommen in Dein Herz, hast mich geleitet mit mütterlicher Zärtlichkeit und mich an Dir erkennen lassen, welch hohe, edle Bestimmung, welch heiligen Beruf das Weib hat. — Du warst unablässig bemüht, mir Glück und Freude zu bereiten, meinen Geist zu bilden und zu veredeln, und konntest doch nicht verhindern, daß ich nun unsäglich unglücklich bin."

„Um Gott!" rief die Gräfin, bei diesen Worten zusammenschreckend, „was sagst Du, geliebtes Kind? — Du bist unglücklich? — Und das verschweigst Du mir? — Erhebe Dich, theure Judith, und vertraue mir Dein Leid." — Und mit diesen Worten hob sie die Weinende empor und zog sie liebreich an ihr Herz.

„Theure Mutter," klagte Judith, „o begehre nicht zu wissen, was mich so elend macht. — Soll ich auch Dich betrüben mit meinem Leid? — Du kannst mich nur beklagen, aber helfen kannst Du mir nicht."

Die Gräfin führte Judith zum offenen Fenster. — „Sieh' hinaus," sprach sie sanft und in tröstendem Tone, „schau dieses Frühlingsprangen, diesen blauen Himmel, dieses blühende Thal, und sauge die süßen Düfte der tausend und abertausend Blüthen. — Es ist die Freudenzeit für alles Erschaffene. — Doch

sie währt nicht ewig, diese Freudenzeit; es kommt der rauhe Winter, der die Bläue des Himmels trübt, den Baum entlaubt und alles Leben erstarren macht. — Sieh die Sonne, wie sie ihr Licht ausgießt über die Erde; doch sie sinkt unter und die dunkle Nacht breitet ihre Schatten über die Welt. — Fühle das linde Wehen der Lüfte, wie es koset und spielt mit dem funkelnden Laub; doch es wird verschlungen von dem wilden Sturme, auf dessen oft grauenhaftes Toben wieder der heitere Sonnenschein folgt. — So auch das Menschenherz theure Judith! — Lacht ihm das Glück, so blaut der Himmel über ihm — blüht und duftet es rings umher, und es begreift nicht, wie diese Glückseligkeit durch irgend etwas gestört werden könne; kommen aber die Tage des Mißgeschickes, so wird es kleinmüthig und will verzagen. — Doch auch diese Stunden der Trübsal vergehen, und das Glück kehrt wieder mit heiterem Lächeln bei ihm ein. — Darum, geliebte Tochter, verzage nicht. Wenn wirklich etwas Dein junges Herz bedrückt, so lege es nieder in die theilnehmende Brust Deiner Mutter."

„O, Mutter," erwiderte Judith gerührt, „welch süßen Trost müßten Deine Worte Jedem geben, für den nur noch ein schwacher Hoffnungsstrahl schiene, aber für mich ist alle Hoffnung dahin. — O, der Winter macht nicht blos erstarren, er begräbt auch Manches unter seiner eisigen Decke, was nie mehr zum Leben erwacht. — Der Sturm erschüttert nicht blos, er knickt und verwüstet auch, und für das Vernichtete kann kein versöhnender Wechsel mehr folgen. — Wenn Du, geliebte Mutter, mir Ruhe wünschest, so helfe sie mir suchen in der einsamen Zelle stiller Klostermauern; dort im Vereine mit frommen Frauen, will ich den verlorenen Frieden suchen und vielleicht finden."

Die Gräfin schaute nach diesen Worten in das schmerzlich zuckende Antlitz Judiths. — „Komm, liebe Tochter," sagte sie mit Innigkeit, „setze Dich an meine Seite, wirf alle Deine

Angst von Dir und sprich zu mir mit all der Offenheit, die das Kind den Aeltern, und vor Allem die Tochter der Mutter schuldet. — Es war nicht meine Absicht, Dir den Grund Deines Kummers zu entlocken, wenn Du mir ihn nicht selbst mittheilen würdest; aber Deine letzten Worte lassen mich einen Blick in Dein Innerstes thun, und ich muß nun darauf dringen, zu erfahren, ob ich mich täusche, oder ob ich recht gesehen. — Ich glaubte Dein jungfräuliches Herz noch unerschlossen. — Du kamst zu uns als ein liebliches Kind und Alle, die um Dich waren, mein edler Gemahl, ich und meine Söhne, lernten bald Dich lieben. — Du gewöhntest Dich leicht an Deine neue Umgebung und vergaltest unsere Liebe reichlich und vielfältig mit dem lieblichen Reiz Deiner glücklichen Jugend, der meine oft so einsamen Stunden schmückte und erfreute. Es machte mich glücklich, als ich sah, wie Deine Anhänglichkeit wuchs und Du Dich Allen mit gleich kindlicher und schwesterlicher Anhänglichkeit anschlossest. — Ich beobachte Dich nun sechs Jahre und sah Dich heranwachsen zu einer blühenden Jungfrau. — Ich erkannte, welche Schätze Dein reines kindliches Herz barg und sah mit Entzücken das Entfalten Deines reichen Geistes und Deiner schönen feurigen Seele; doch bis zur Stunde konnte ich nicht wahrnehmen, daß besondere Gedanken und Empfindungen Dich beschäftigen und noch dazu in einer Weise, daß ihr Dasein Dein Lebensglück zerstören und Dir die Welt, die Du noch so wenig kennst, schon meidenswerth erscheinen lassen könnten. — Wer der Welt entsagen will in Deiner Jugend, den muß sie tief verletzt haben. Und Deine Welt, geliebte Tochter, war bis jetzt noch so klein; Du sahst sie bisher nur in so engem Rahmen. — In friedlicher Ruhe, ferne von dem Geräusche des Lebens, verliefen bei uns Deine Jahre; aus den Tagen Deiner Kindheit, die nur als dunkle Erinnerung in Dir leben können, hast Du keinen Schmerz mit herübergebracht in Dein jungfräuliches Alter und

was Dir noch verborgen sein mag, es wird sich Dir enthüllen in freundlichem Lichte. — Woher also Dein Unglück Judith? — Rede zu mir, Du bist mir Dein Vertrauen schuldig und ich glaube dessen werth zu sein."

Judiths Haupt sank auf die Brust der Gräfin, als wolle sie Schutz suchen gegen den Sturm ihrer Empfindungen. — „Theure Mutter," sprach sie mit bewegter Stimme, „ja, ich bin Dir Vertrauen schuldig! — Höre denn Alles, und wenn ich Dich betrübe und Dir weh thue, so vergib mir." — Nach einigen Augenblicken des Schweigens, die sie nöthig hatte, um sich zu ihrer schmerzlichen Beichte zu sammeln, begann sie mit den Ausdrücken des wärmsten Dankes von der Zeit, in der sie vom Grafen Magingaud auf die Rothenburg gebracht wurde, wie die liebevolle Aufnahme und die mütterliche Pflege, welche sie von der Gräfin erfuhr, ihre frühere Umgebung und selbst den milderen Aufenthalt ihr bald vergessen machten. — Sie schilderte mit Wärme die glücklichen Tage, die sie in munteren Spielen mit den beiden Söhnen Imma's verlebte und gedachte besonders der allgemeinen, liebevollen Theilnahme, die ihr zu Theil wurde, als ihr Leben in Gefahr war. — Sie verhehlte der Gräfin nicht den Eindruck, den die kühne That Hinneks auf ihr jugendliches Gemüth gemacht, und wie sie jahrelang mit Wohlwollen an den braven Jüngling gedacht habe, ohne an ihm etwas anderes zu lieben, als den Muth und die Aufopferung, welcher sie ihre Lebensrettung zu verdanken hatte. — Mit tiefer Erregung sprach sie dann von der Wahrnehmung in Arnolds verändertem Benehmen gegen sie, von den unzweideutigen Beweisen, daß er eine Leidenschaft für sie gefaßt habe, und wie ihr erst dadurch klar geworden wäre, daß ihr Herz schon Hinnek gehöre. — Sie sprach mit Thränen von dem Schmerze, den diese Entdeckung an Arnold, sowie das plötzliche Erkennen ihres eigenen Herzenszustandes ihr bereitet habe und der dann durch das endliche Geständniß Arnolds für sie zur

unerträglichen Last geworden sei. — Nichts blieb der Gräfin verborgen von dem harten Kampfe, den das arme Mädchen zu bestehen hatte. — In gleicher Offenheit berichtete Judith das Zusammentreffen mit Hinnek auf dem Nordenberge und wie sie da noch unglücklicher geworden sei durch die Wahrnehmung, daß sie von diesem wieder geliebt werde. — Sie war des Glückes geständig, welches sie bei dieser Entdeckung empfunden, und des Kampfes, den es ihr gekostet, dem Armen ihre eigenen Gefühle zu verbergen. — Damals schon sei ihr ganzes Unglück ihr klar geworden und der Entschluß in ihr aufgetaucht, ihrem hoffnungslosen Herzen eine Stätte des Friedens zu suchen in stiller, klösterlicher Einsamkeit, und in diesem Entschlusse habe sie auch augenblickliche Beruhigung gefunden; — doch die leidenschaftliche Drohung Arnolds am Vorabende seiner Abreise habe ihr unsägliche Angst verursacht, da sie der Vermuthung Raum gebe, er ahne ihr Geheimniß und würde Rache nehmen an einem Unschuldigen. — „O, Gott!“ — schloß sie, sich in die Arme der Gräfin werfend, — „ich will gern mein Leid in mich verschließen und es geduldig tragen; — wenn aber der edle, bedauernswerthe Arnold sich hinreißen läßt, ein Unrecht zu begehen, dann ist mein Elend gränzenlos. Denn der Gedanke, daß ich Ursache wäre an dem Verderben zweier der besten Menschen, würde mich zittern machen vor der Verantwortung am Throne des Allmächtigen.“

Die Gräfin hatte der Mittheilung Judiths mit Spannung, Erwartung und Bestürzung zugehört. — In ihrem Innern wechselten die Empfindungen des Mitleides und der Besorgniß. — Was sie von Judith vernommen hatte, berührte ihr mütterliches Gefühl zu nahe, als daß sie im Augenblicke ausschließlich dem trostlosen Zustande der armen Weinenden sich hätte zuwenden können. — Sie erhob sich, schloß Judith in die Arme, und sagte: Dank Dir, geliebte Tochter! — Du hast mir Schmerz bereitet durch Deine Mittheilung, hast aber auch

eine schwere Sorge von mir genommen durch Dein offenes Bekenntniß. — Geh' in Deine Kammer, theures Kind, und bete zu Gott um seinen Beistand, das Gebet wird Dich stärken. — Verzage nicht, und glaube mit mir, Gott wird Alles zum Besten lenken. — Laß auch mir Zeit zum Nachdenken; in einer Stunde wollen wir mit einander einen Gang ins Freie machen, vielleicht bin auch dann ich im Stande, Deinen Kummer zu lindern mit mütterlichem Rath!" —

Judith ging und fühlte sich jetzt schon einigermaßen beruhigt durch Imma's Worte. — Sie hatte gefürchtet, von dieser getadelt oder beklagt zu werden wegen ihrer unglücklichen Neigung, oder gar Vorwürfe hören zu müssen, daß Arnolds Bewerbung scheitern mußte an ihrer Liebe zu seinem Diener. — Doch von Beidem erwähnte die Gräfin nichts, im Gegentheile sagte sie, es wäre eine schwere Sorge von ihr genommen. — So that denn Judith, wie Imma ihr geheißen: sie betete inbrünstig um Trost und Fassung in ihrem schweren Leid.

Der Gräfin war die augenblickliche Abwesenheit Marquards willkommen; denn es galt nun, ihn in das Geheimniß von Judiths Geburt und Herkunft einzuweihen, wenn mit seiner Hülfe Unheil abgewendet werden sollte. — Die Art und Weise jedoch, wie dem jungen Manne diese Mittheilung zu machen sei, bedurfte einiger Ueberlegung.

Wir wissen, daß außer dem Gaugrafen und Imma Niemand Näheres über die Herkunft Judiths wußte, und daß die Gräfin selbst bei der Mittheilung ihres Gemahls über das Gehörte erstaunte. — Sie erfuhr nämlich, daß Judith ihm von seiner Schwester, der Kaiserin Fastrade, übergeben wurde, die sich durch ein Versprechen verbindlich gemacht hatte, für das Kind zu sorgen. — Als Fastrade, so erzählte Magingaud seiner Gemahlin, von Kaiser Karl heimgeführt wurde, befand sich unter ihren Frauen ein wegen seiner Schönheit hervorragendes adeliges Fräulein. Diese junge Dame war die Tochter eines

burgundischen Edelmannes und schon früher am kaiserlichen Hofe. — Nachdem sie drei Jahre im Dienste seiner kaiserlichen Schwester gestanden war, wurde sie leidend und starb nach kurzem Krankenlager. — In ihrer letzten Stunde sprach sie den Wunsch aus, noch einmal mit ihrer gütigen Herrin sprechen zu dürfen. Diese gewährte gerne die Bitte und besuchte sie. Da vertraute denn die Sterbende Fastraden an, daß der Kaiser in seinem Wittwerstande sie vielfach ausgezeichnet und endlich mit seiner Liebe bestürmt habe. — Ein liebliches Mädchen, welches noch lebe, sei die Frucht dieses intimen Verhältnisses gewesen. — Das Kind würde nun nach ihrem Tode gänzlich verlassen sein, wenn nicht eine barmherzige Seele sich seiner annähme. — Der Kaiser wisse zwar von der Geburt des Kindes, schiene aber dasselbe sammt der Mutter vergessen zu haben. Sie selbst habe sich, wie Fastrade wohl wisse, in deren Dienst nie öffentlich gezeigt und sei wahrscheinlich schon deßhalb von dem Kaiser als verschollen betrachtet worden. Sie würde auch ihren frühen Tod als ein Glück betrachten, wenn sie die Augen mit der Gewißheit schließen könnte, daß die Kaiserin, von der sie schon so viel Liebe und Güte erfahren, sich des verlassenen Geschöpfes annehmen wollte. — Fastrade versprach, mütterlich für die Kleine zu sorgen, und die Reuige starb getröstet in den Armen der hohen Frau. — Sogleich erkundigte sich die Kaiserin nach dem Kinde, ließ es sich bringen und war von der engelgleichen Schönheit desselben ganz bezaubert. — Sie sorgte reich für die Erziehung der Kleinen, konnte aber Judith, als sie das zwölfte Jahr erreicht hatte, nicht wohl mehr in den Händen der Pflegeältern lassen, weil sie vor hatte, dieselbe, wenn sie zur Jungfrau herangereift sein, und neben ihren körperlichen Reizen sich auch durch geistige Fähigkeiten und gewinnende Herzensgüte auszeichnen würde, ihren hohen Gemahl mit der Tochter zu überraschen. — Zur Ausbildung Judiths ersah sie sich ihre Schwägerin Imma, welche sie als eine an

Geist und Herzen reiche Frau kannte, und bat deßhalb ihren Bruder Magingaud, das Mädchen auf die Rothenburg mitzunehmen und bei seiner Gemahlin ihren Wunsch und ihre Bitte zu unterstützen.

Als die Gräfin sich aller hierauf bezüglichen Umstände wieder erinnert hatte, wußte sie auch, auf welche Weise sie ihren Sohn ins Vertrauen zu ziehen habe, und als sie den Tritt seines Rosses vernahm, ließ sie ihn gleich zu sich entbieten.

Marquard war betroffen über den ernsten sorgenvollen Blick seiner Mutter und frug angelegentlichst nach der Ursache ihre Unruhe.

„Lieber Sohn", sprach die Gräfin, setze Dich zu mir, ich habe Dir eine Mittheilung zn machen, die unsere Familie sehr nahe berührt, und da es Dir, als dem künftigen Gaugrafen, vor Allem obliegt, über das Glück und die Ehre unseres Hauses zu wachen, so will ich Dich in einer Sache zu Rathe ziehen, welche, wie ich nach den Ansichten Deines edlen Vaters annehmen kann, beides zu gefährden scheint.

„Mutter, Du spannst meine Neugierde auf das Höchste," erwiederte der erstaunte Marquard, „was könnte unsrer Familie, die Alles von sich ferne hält, was ihrer Würde zuwider ist, drohen? — was könnte unser Haus gefährden, das durch des Kaisers Gunst vor allen anderen ausgezeichnet ist? —

„Höre mich, mein Sohn", sagte die Gräfin, „die Gefahr kommt nicht von Außen, sie hat ihren Sitz in unserem eigenen Fleisch und Blut; doch wird sie mit Gottes Hülfe beseitigt werden.

Du weißt, Judith ist nun sechs Jahre bei uns. — Graf Magingaud brachte das Kind vom kaiserlichen Hofe mit in der liebreichen Absicht, mir eine Tochter und Gesellschafterin zu geben, da mir selbst eine Tochter versagt war. — Du weißt auch, in welchem Maße Dein edler Vater seine Absicht erreicht hat. — Judith wurde mir lieb, wie meine eigene Tochter, und auch

Du und Arnold schenktet dem heiteren Kinde Eure brüderliche Zuneigung. — Ihr hieltet das Mädchen für eine entfernte Verwandte und sie ist es auch in gewissem Sinne; doch nicht in der Weise, daß sie unserem reinen Stammbaume angehörte. Höre nun an, lieber Sohn, was ich Dir in möglichster Kürze von der Geburt und Herkunft Judiths mittheilen werde." — Und nun erzählte die Gräfin ihrem Sohne Marquard unter Schonung der Betheiligten und mit Rücksicht auf ihren Zuhörer, was wir von Judith bereits wissen.

„Schon vor zwei Jahren", fuhr sie fort, „wollte Dein Vater Judith zurückführen; allein ich hatte das gute Mädchen so lieb gewonnen, daß ich mich nicht von ihm trennen konnte. — O, hätte ich sie damals ziehen lassen, wie viel Kummer und Sorgen wären nun uns Allen erspart!

„Wie meinst Du das, liebe Mutter?" — frug Marquard, welcher der Erzählung aufmerksam zugehört hatte. — „Hat sich Judith Deiner Liebe unwürdig gezeigt? — Dann müßten ja auch Engel sündigen können!" —

„Nein, mein Sohn," versetzte Imma, „Judith ist gut und edel, und wenn durch sie unserem häuslichen Frieden Gefahr droht, so trage auch ich die Schuld mit, ich hätte sie früher von uns thun sollen, wie es Graf Magingaud haben wollte. — Ach, in meinen Augen war sie immer noch die kleine Judith und ich bedachte nicht, daß sie zur Jungfrau geworden und die Empfindungen des Weibes in ihr erwachen könnten. — Vernehme nun die Hauptsache, den Grund meiner Befürchtungen." —

Und nun erzählte Imma ihrem Sohne auch das, was sie vor einer Stunde von der weinenden Judith vernommen hatte. — „Mein Sohn," setzte sie hinzu, „Du kennst Deinen Vater und weißt, daß er Niemand, dem der Nachweis ebenbürtiger Geburt mangelt, in seine Familie aufnähme; es muß uns deßhalb erwünscht sein, daß Judith die feurige Liebe Deines

beklagenswerthen Bruders Arnold nicht theilt, obgleich sie seiner würdig wäre. — Was können wir aber thun, lieber Sohn, theils um einem Unglücke vorzubeugen, theils um die arme Judith vor Verzweiflung zu retten?"

„Liebe Mutter," entgegnete Marquard entschlossen, „hier muß rasch gehandelt werden. Heute noch soll ein Bote dem Vater nachgesendet und er mit allem bekannt gemacht werden. Ist auch Arnold mit Galle im Herzen davon gegangen und weiß er wirklich um Judiths Geheimniß, wie diese fürchtet, so ist doch, so lange Beide um den Gaugraufen sind, nichts zu befürchten. — Dieser wird dann, am kaiserlichen Hofe angelangt, schon Sorge tragen, daß sie, falls es nöthig erscheint, getrennt werden. — Zugleich kann er mit seiner erlauchten Schwester über die Zukunft Judiths berathen. — Auch Arnold," fuhr er fort, „wird, deß bin ich gewiß, wenn er Judiths Abkunft erfährt, jede Hoffnung aufgeben und sich in den unabänderlichen Willen des Vaters fügen, und dann werden auch Haß und Neid aus seinem versöhnlichen Herzen weichen."

Die Gräfin gab ihrem Sohne in allem Beifall, und es wurde sogleich der Burgkaplan herbeigerufen, damit er ein Schreiben verfasse, durch welches Graf Magingaud von dem Vorgefallenen genau unterrichtet werde. — Ein Bote wurde alsbald beordert, und ehe es Abend wurde, sprengte derselbe jenseits des Thales auf flüchtigem Rosse dahin.

Der alte Hunoz, der dem eilenden Reiter nachsah, konnte sich wohl denken, daß eine dringende Botschaft dem Gaugrafen nachgesendet würde, und blies daher ein lustiges Stücklein nach, als könne es von dem Dahineilenden seinem Hinnek wohlbehalten überbracht werden.

Die Gräfin war nun um Vieles beruhigter, und auch Judiths Unruhe verminderte sich, als Erstere ihr mittheilte, daß sie Marquard ins Vertrauen gezogen und dieser Anordnungen getroffen habe, die jede Befürchtung unnöthig machten.

— „Sei nur getrost, liebe Judith," sagte sie, „wie auch ich es bin. Vertraue auf Gott und die Dich lieben, und Alles wird gut werden."

Diese theilnehmenden Worte der Gräfin und der Umstand, daß Marquard, der doch nun auch um ihr Geheimniß wußte, ihr so liebevoll begegnete, wie zuvor, gaben ihr die Gewißheit, daß sich in ihrer Stellung zu den ihr so theueren Personen nichts geändert habe. — Fast öfter als sonst forderte die Gräfin Judith zu Spaziergängen auf, ja selbst Ritte in Gesellschaft Marquards wurden unternommen, kurz, Alles gethan, um sie zu zerstreuen und sie ihren schwermüthigen Gedanken zu entfremden.

Der Sommer war ins Land gekommen mit seinen lauen Nächten, seinem sternbesäten Himmel. Judith saß oft stundenlang an dem offenen Fenster und blickte nach den vom Mondscheine beleuchteten Waldhöhen und hinauf zu dem flammenden Sternenmeere. Sie gedachte der Worte der Gräfin, welche die Nacht als einen wohlthätigen Wechsel mit der Tageshelle bezeichnete — und wirklich, die glänzenden Lichter des Himmels erschienen Judith wieder als Hoffnungssterne. Zogen auch hie und da Wolken herauf und verfinsterten das strahlende Firmament, so tröstete sie die Gewißheit, daß Licht und Leben nicht ertödtet werden können durch vorübereilende Sturmesboten.

Auch Hunoz saß nächtlicher Weile auf seiner Warte und schweifte mit seinen Gedanken weit hinaus in die Welt. — Die schwarzen Massen der Burg zu seinen Füßen erschienen ihm wie ein riesiges Geisterschiff in dem dunklen Meere der Nacht, und ihm war, als müsse er von dem hohen Maste hinausspähen nach der fernen Küste. — Fest nach Norden lugte der alte Kämpe, als erwarte er von dorther Laute, die mit seinen wilden Schlachtgedanken zusammenklingen. — Fernes Kriegsgetöse glaubte er zu vernehmen, ein helles Klingen, als ob Hinneks wuchtiges Schwert niedersause auf das stahlbedeckte Haupt eines Feindes. — Hörte er das schauerliche Gekrächze

der Eule, so glaubte er den wilden Schlachtruf der heidnischen Sachsen zu vernehmen; drang dazwischen der schrille Schrei eines Habichts, so klang ihm dieser wie ein Siegesruf, und er ließ dann, als hätte er mit Geistern zu verkehren, leise Hornlaute hinaustönen in die Stille der Nacht.

Zu verschiedenen Malen kamen und gingen Boten, und die Nachrichten, welche sie brachten, mußten gut sein, denn sowohl die Gräfin, wie Marquard schienen guten Muthes und suchten Judith auf alle Weise heiter zu stimmen. So viel war bekannt, daß Arnold und Hinnek mit des Kaisers Heerbann gegen di: Sachsen gezogen seien. Durch Nachrichten, welche wieder zwei Monate später einliefen, verbreitete sich das Gerücht, daß mit Nächstem der Gaugraf heimkehre und, sobald der Kaiser nach beendigtem Feldzuge sich mit seinem Heere an den Rhein zurückgezogen habe, mit der Gräfin Imma, Marquard und Judith wiederholt an den kaiserlichen Hof gehen werde.

Noch vor der Heimkehr des Gaugrafen trug sich in dem kleinen Hause des Kürschners Wingold ein Ereigniß zu, das von mächtigen Folgen für die ganze Familie des fleißigen Handwerkers sein sollte und den Ausspruch Wingolds: „Handwerk hat goldenen Boden,“ zur Wahrheit machte.

In einer finsteren Nacht nahte sich von Sonnenaufgang her ein Trupp Reiter, hielt vor dem Hause des Kürschners und weckte die Bewohner desselben durch wiederholte Schläge an die niedrige Hausthüre. — Der alte Wingold trat aus dem Hause und traf einen Ritter mit zwei ebenfalls berittenen Reisigen, welche drei mit Kisten beladene Lastthiere führten. Der Ritter wandte sich an Wingold und frug ihn, ob er der Kürschner sei, den man in der Umg gend den alten Wingold nenne? Und als dieser bejahte, fuhr der Ritter fort: „Hier habe ich Kisten mit allerlei Pelzwerk. Ich bin auf einer langen Fahrt begriffen und kann diese Last nicht mit mir führen. — Kaufe sie mir ab, daß ich sie los werde.“

Wingold sah den Ritter, den er aber nicht zu erkennen vermochte, an und erklärte sich bereit, das Pelzwerk zu kaufen; der Ritter wolle nur die Kisten vor sein Haus stellen lassen, er werde sie bei Tag untersuchen und ihm sodann sagen, was er dafür geben könne.

„Ich habe nicht Zeit, vor Deiner Hütte zu halten, bis es Tag wird, alter Narr," entgegnete der Ritter in rauhem Tone. „Bis die Sonne herauf kommt, will ich schon eine gute Strecke weit ins Land hinein geritten sein, drum sage kurz, was Du geben willst."

Wingold merkte wohl, mit wem er es zu thun habe und daß die Kisten erbeutetes oder geraubtes Gut sein müßten. Er nahm daher allerlei Ausflüchte, die darauf hinaus liefen, daß er eben nicht gerne eine Katze im Sacke kaufe.

Der Ritter schien aufgebracht und erwiderte zornig: „Es genüge Dir, Alter, wenn ich Dir auf mein Ritterwort versichere, daß die Kisten mit edlem Pelzwerke gefüllt sind. Entschließe Dich schnell, denn wenn Du viele Umstände machst, so werde ich Dir den Pelz waschen, daß Du mich für einen Meister in Deiner Kunst halten sollst."

Diese Drohung wirkte bei Wingold. Er betrachtete die Kisten und bot dann einen Preis, der nicht zu hoch sein konnte, wenn der Inhalt auch aus nichts als eitel Wildkatzen und Kaninchen bestanden wäre.

„Du bist ein Schuft, alter Wingold," donnerte der Ritter mit der Faust drohend; „und wenn ich nicht Eile hätte, so würde ich Dir Dein eigen Fell über die Ohren ziehen, wie einem Marder. Aber ich habe keine Zeit zum Feilschen; Du gibst das Doppelte, und nun kein Wort mehr! Werft ihm die Kisten vor die Hütte," herrschte er seinen Knechten zu, und Du, altes Raubthier, mache vorwärts und hole das Geld, und sträubst Du Dich, so ist in wenig Minuten von Deinem Fuchsbau keine ganze Sparre mehr übrig. Damit Du aber keine

Furcht hast, will ich wegreiten, und nur ein Knecht soll dableiben, dem Du das Geld einhändigen magst."

Wingold sah ein, daß hier kein Sträuben half. Er ging in sein Häuschen, das Geld zu holen, weckte aber schnell seine Söhne, daß sie im Verborgenen bereit sein sollten, ihm beizustehen, im Falle es die Fremden doch auf etwas anderes, als auf den Pelzhandel abgesehen hätten. Bald darauf trat er wieder etwas beherzter aus seiner Thüre. Allein seine Vorsorge war unnöthig; der Ritter sammt den Thieren und dem einen Reisigen waren verschwunden und nur ein Knecht war noch da, der sich, als er das empfangene Geld für richtig befunden hatte nach kurzem Gruße auch entfernte.

Wingold schaffte nun mit seinen Söhnen die Kisten in das Haus, worauf alle wieder ihr Lager suchten. Wingold fand aber keinen Schlaf mehr; denn einestheils hatte ihn das nächtliche Abenteuer aufgeregt, anderntheils ließ Martha ihm mit Vorwürfen keine Ruhe. Sie behauptete steif und fest, der Fremde hätte ihn eingeschüchtert und angeführt. „Nun ist die schöne, durch jahrelangen Fleiß gemachte Ersparniß verloren," lamentirte sie. „Du wirst schon sehen, was die Kisten enthalten, wenn Du sie öffnest. Ja, wäre nur Hinnek dagewesen, der hätte den Strauchdieben den Weg gewiesen. Aber so geht's, wenn man weiter nichts ist, als ein Kürschner; vor einem todten Bären fürchtet ihr euch nicht, aber vor einem lebendigen Fuchs."

Wingold bat sich Ruhe aus; aber die war zu Kaiser Karl des Großen Zeiten von einem keifenden Weibe eben so schwer zu erlangen, wie in unseren Tagen.

Noch vor Tages Anbruch, als Martha längst wieder brummend eingeschlafen war, stund Wingold auf, um sich allein zu überzeugen, ob er wirklich betrogen worden sei, denn er zweifelte selbst daran, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Möglichst geräuschlos öffnete er die erste beste Kiste, überzeugte

sich aber sogleich, daß ein Ritterwort doch noch Werth habe. Es waren wirklich schöne, werthvolle Pelze in der Kiste. Vorsichtig nahm er Stück vor Stück heraus, hielt jedoch plötzlich inne, denn es war ihm, als klänge es an sein Ohr wie Metall. — Die Dämmerung erlaubte ihm nicht, in der schon halb geleerten Kiste etwas zu unterscheiden. Als er aber bei weiterem Herausnehmen eines Pelzes aus der Tiefe der Kiste einen Gegenstand feurig funkeln sah, wie die Augen eines Luchses, da schrak er zusammen; denn er glaubte irgend ein unheimliches Wesen sei da versteckt, und er habe nun den bösen Feind in sein friedliches Haus gebracht.

Gleichzeitig aber fiel aus dem zuletzt herausgenommenen Pelze auch etwas auf den Boden, und wieder klang es hell, wie ein silbernes Glöcklein. Wingold langte darnach und hielt in seiner Hand einen blinkenden Goldthaler. Dem Alten wollten die Sinne vergehen vor Erstaunen. Als er sich wieder ermannt hatte, drang die Tageshelle durch den offenen Laden, und aus der Kiste blitzten nun nicht nur zwei, nein, zwanzig, dreißig feurige Augen, die in allen Farben strahlten und leuchteten.

Nun faßte Wingold Muth; beherzt langte er nochmals hinein und ergriff mit zitternder Hand ein prächtiges Geschmeide von kostbaren Edelsteinen. Mit fieberhafter Hast untersuchte er nun den Rest der Kiste, und in dem weichen Lager der Pelze waren Edelsteine, Gold- und Silbergeschmeide und ebensolche Münzen in großer Menge versteckt.

Der alte Kürschner war freudig überrascht von dem reichen Funde, aber auch erschrocken; denn daß dieser Reichthum auf rechtmäßige Weise in den Besitz des fremden Ritters gekommen sei, war nicht wohl anzunehmen.

Er schlich leise in die Schlafkammer und weckte behutsam seine Martha. Als diese den Schatz sah, wollte sie laut aufschreien vor Schrecken und Freude; aber Wingold gebot ihr

Schweigen. „Wir wollen unsere Söhne wecken,“ sagte er leise zu Martha, „und sie unter einem Vorwande irgend wohin schicken, um sodann ungestört die anderen Kisten untersuchen zu können; denn es darf vor der Hand Niemand etwas von dem Funde erfahren, bis wir selbst erst einig sind, was wir damit anfangen wollen.“

So geschah es auch. Martha weckte die noch im festen Schlafe Liegenden und Wingold gab ihnen die Weisung, die Straße gegen Morgen zu verfolgen, und wenn sie vielleicht den nächtlichen Reitertrupp lagern sähen, dem Ritter zu sagen, er solle umkehren, denn mit den Pelzen hätte es eine eigene Bewandtniß. — Träfen sie aber innerhalb zweier Stunden Niemanden, so sollten sie nur wieder heimkehren.

Als die beiden Alten allein waren, machten sie sich bei verschlossenen Thüren daran, die sämmtlichen Kisten zu öffnen, und ihr Erstaunen wuchs von Minute zu Minute; denn alle Kisten waren gleichen, werthvollen Inhaltes. Martha war ganz außer sich vor Entzücken. „Alter,“ jubelte sie, „nun hat alle Noth ein Ende, nun können wir unsere vier Buben herausstaffiren wie Grafensöhne, und auch wir können es uns noch wohl sein lassen in unseren alten Tagen.“

„Martha,“ sagte Wingold besonnen, „daß Dir der Glanz den Kopf nicht verdreht und Dein Gewissen nicht verschließt. — Zuerst wollen wir fragen: Gehört dieß Alles uns? Haben wir ein Recht daran? Daß es der Ritter auf keine ehrliche Weise erworben hat, daran ist wohl kein Zweifel. Ist es erbeutetes Gut, so wird es mir Niemand nehmen können; denn ich habe es mit Rechten erworben, ja es ist mir aufgedrungen worden; ist's aber geraubtes Gut und der rechtmäßige Eigenthümer kommt, so müssen wir es herausgeben.“

„Aber Wingold!“ — eiferte Martha, „Du wirst doch nicht so einfältig sein und die Sache an die große Glocke hängen? Der fremde Ritter ist froh, daß er die Waare vom Halse hat und

kommt nicht wieder, und außer uns Beiden weiß es ja kein Mensch."

„Alte," erwiderte kopfschüttelnd Wingold, „Dich hat ja der Fund völlig blind gemacht. Wie soll denn der Kürschner Wingold auf einmal zu diesem großen Reichthum kommen? Siehst Du denn nicht, daß sich die Sache selbst verrathen müßte?"

„Du Kurzsichtiger," entgegnete Martha, „siehst freilich nicht weiter, als bis hinüber zu dem Fichtenhain. Ist denn da die Welt abgeschlossen? Wir ziehen fort von hier — nach Welschland, oder meinetwegen zu den Sarazenen, die, wie Hunoz sagt, in dem schönsten Lande der Welt wohnen. Wer wird es Dir denn dort ansehen, daß Du Dein Leben lang ein armer Kürschner warst?"

„Martha!" sagte Wingold ernst, „vor einigen Stunden noch hast Du mir bittere Vorwürfe gemacht, weil Du glaubtest, ich hätte mich betrügen lassen, und nun willst Du selbst betrügen? Doch es hat Dich nur der Glanz geblendet und eitle Wünsche für Deine Kinder haben Dir den Sinn verwirrt. Ich bin mit mir einig, was geschehen muß. Willst Du mich ruhig anhören, so will ich Dir's sagen; ich muß Dir aber schon im Voraus bemerken, daß ich mich durch nichts von meinem Vorhaben abbringen lasse."

Martha hatte schon eingesehen, daß sie im Unrecht war, fühlte sich aber wenig erbaut von der Strafpredigt ihres Mannes. Sie sagte daher scheinbar gelassen: „Ich weiß wohl, Du bist immer gescheidter, wie andere Leute; so thu' denn, was Du für gut hältst. — Das weiß ich freilich auch im Voraus, daß Du einen Hermelin gegen einen Katzenbalg umtauschest."

„Das wird die Zeit lehren," erwiderte Wingold. „Nun will ich Dir sagen, was geschieht, und wenn Du etwas Besseres weißt, so magst Du reden. Vor allen Dingen wird jetzt Alles

wieder eingepackt und verschlossen. Niemand darf etwas davon erfahren, selbst unsere Buben nicht. Denn der Hanno möchte am Ende ein Kloster stiften mit den Schätzen und die beiden Anderen, die gerade solche Hitzköpfe und Raufbolde sind, wie der Hinnek, liefen uns mit dem besten Theil davon in alle Welt. — Also die Buben dürfen kein Wort davon erfahren, bis es an der Zeit ist. In wenig Tagen wird der Gaugraf zurück sein; er ist unser Schirmherr und ein gewaltiger Mann mit eisernem Willen und unbeugsamem Rechtssinn. Ihm werde ich die ganze Angelegenheit erzählen, und er wird uns schützen in unserem Besitze, wenn wir diesen in rechtmäßiger Weise beanspruchen können. — Dann, Alte, kannst Du mit gutem Gewissen schalten und walten mit Deinem Reichthum und brauchst nicht damit zu den Sarazenen zu flüchten."

Martha war nun beschämt und gab ihrem Manne in allen Stücken Recht. Sie gelobte feierlichst, reinen Mund zu halten, und als gegen die Mittagsstunde die drei Brüder zurückkamen mit der Meldung, daß sie Niemanden gefunden hätten, ging wieder Jedes an seine Arbeit, und es erfuhr von den beiden Alten auch keine Seele etwas von dem Reichthum, der in der kleinen Hütte versteckt war.

Einige Tage nach dieser Begebenheit verkündete Hunoz mit lautem Geschmetter des Gaugrafen Rückkehr. Die Gräfin und Marquard waren voller Erwartung Genaues über Arnold und Hinnek und mithin auch über Judiths Schicksal zu hören; denn die Berichte, welche die Boten überbrachten, waren, wenn auch beruhigend, doch nur höchst unvollkommen. Judith mußte auch an dem Gaugrafen erfahren, daß er freundlicher gegen sie war, als ehedem; denn der ernste, stolze Mann gab, selbst wenn er wohlwollend gesinnt war, seiner Stimmung selten durch Worte Ausdruck.

Am Tage nach der Ankunft Magingauds schlug Marquard seiner Base Judith einen Spazierritt vor, und während die

Beiden abwesend waren, berichtete der Gaugraf seiner Gemahlin, was er auf ihre überraschende Botschaft hin gethan habe.

Die Gräfin hatte richtig geurtheilt. Ihr Gemahl wußte es Judith nur Dank, daß sie den Bewerbungen Arnold's kein Gehör geschenkt. Daß dieß in Folge einer Herzensverirrung, wie er Judiths Liebe zu Hinnek nannte, geschehen war, bedachte er erst in zweiter Linie. Doch auch diesem Umstande schenkte er seine Aufmerksamkeit und suchte für das Wohl des Mädchens zu handeln.

Wir wollen in unserer Geschichte nun einige Monate zurückgehen und erzählen, welche Schritte der Gaugraf in dieser Angelegenheit gethan und was sich sonst noch Bemerkenswerthes während seines Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe zugetragen hat.

Nur wenige Tagereisen noch von der Hofburg entfernt, erreichte der nachgesendete Bote den Gaugrafen. — Als sich derselbe mit dem Inhalte des Schreibens bekannt gemacht hatte, wurde ihm erst das düstere Wesen klar, das auf der ganzen Reise an Arnold bemerkbar war. — Bei seiner Ankunft am Hofe suchte er sogleich die beiden Jünglinge zu trennen, indem er Hinnek vor der Hand noch für seine Person in Anspruch nahm, und benützte die erste Gelegenheit, die Kaiserin, seine Schwester, mit Allem bekannt zu machen, was Judith betraf. — Die hohe Frau war bestürzt und bedauerte herzlich ihren jungen Vetter Arnold wegen seiner unglücklichen Neigung. — Der Gaugraf gab seiner Schwester zu verstehen, daß er es über sich nehmen wolle, diese Krankheit zu kuriren, sie solle nur Sorge tragen, daß Judith, die doch eigentlich durch die Unvorsichtigkeit ihrer Beschützer in diese gewiß beklagenswerthe Lage gekommen sei, so gut als möglich aus derselben befreit werde. — Dieß sei Sache der Frauen meinte er, die hätten mehr Geschick derlei Verwicklungen auseinander zu wirren. — Auch gegen Fastrade äußerte er, es sei noch ein wahres Glück, daß Judith ihr Herz dem Hinnek zugewendet; denn ohne die-

sen Umstand hätten am Ende Arnolds Bewerbungen bei Judith doch Erfolg gehabt, was dann zu keinem guten Ende geführt haben dürfte.

Fastrade versprach alle ihre Sorge ihrem Lieblinge zuzuwenden. — „Es ist ohnedies der Augenblick gekommen,“ sagte sie, „wo Karl seine Tochter kennen lernen muß, und wenn der Feldzug beendigt und das Heer zurückgekehrt ist, bringst Du sie mir, lieber Bruder, und der Augenblick, wo der Kaiser in dem Mädchen, das ganz seine Züge trägt, seine Tochter erkennt, wird dann ein Wendepunkt ihres Lebens werden. „Dieser Hinnek,“ fuhr sie fort, „ist ein wahrhaft ritterlicher Jüngling. Schon in den früheren Feldzügen hat er die Aufmerksamkeit meines Gemahles auf sich gezogen; er wird sich auch in dem bevorstehenden wieder rühmlich hervorthun und sich den Kaiser geneigt machen, der die Tapferkeit auch an dem Kriegsknechte schätzt und belohnt. Hinnek wäre der erste nicht, der von den Händen Karls zum Ritter erhoben würde, und wenn dieß dem Kaiser gefiele, so würdest Du, lieber Bruder, in solchem Falle gewiß nicht dawider sein; denn es müßte Dich ja selbst ehren, wenn einer Deiner Mannen den höchsten Kriegerlohn erwürbe.

Magingaud gestand, daß Hinnek in jeder Beziehung ein braver Jüngling sei, — muthig und tapfer, von edlem Gemüthe und Herzen. Auch habe er im Umgange mit seinen Söhnen sich nie ein tadelnswerthes Betragen zu Schulden kommen lassen. — „Da jedoch, wie Judith sagt, es zwischen ihr und ihm zu keinem völligen Geständniß gekommen ist,“ meinte der Gaugraf, „so trägt sich Hinnek mit keinen Hoffnungen, und man darf der Sache nicht vorgreifen.“

Nachdem Magingaud diese Angelegenheit ganz in die Hand seiner Schwester gelegt hatte, kam die Reihe an Arnold. Der Vater erzählte dem Sohn Alles unverhohlen, was er wußte und was Judith in ihrer Herzensangst der Gräfin Imma gestanden hatte, und theilte ihm sodann die Herkunft Judiths und ihr

bisheriges Schicksal mit. — „Das wußtest Du freilich nicht, als Du um Judith warbst, mein Sohn,“ sprach er, „sonst hätte Dein Herz geschwiegen, oder Du müßtest nicht der Enkel des letzten Frankenherzogs sein. — Bald wird sich Dir die Laufbahn des Ruhmes öffnen, und ich bin gewiß, daß Du Dich Deiner Ahnen würdig zeigst. — Im Gewühle der Schlacht wirst Du bald eine oberflächliche Neigung vergessen, die Dich in der Einsamkeit unserer stillen Burg leicht erfassen konnte. Gegen Hinnek darfst Du keinen Groll hegen; denn er weiß nichts davon, wie Judith für ihn fühlt, und es wäre gewiß thöricht von Dir, wenn Du ihn jetzt mit Dingen zu beirren suchtest, die seine Sinne befangen und seinen Muth lähmen könnten. Ich versehe mich von Dir, mein Arnold, daß Du vor ihm geheim hältst, was ich Dir vertraute, und verlange Dein Wort, welches noch kein Rothenburger gebrochen hat, daß Du meinen Rath und meinem Willen nachkommst.“

Arnold gelobte Schweigen und Gehorsam, wodurch er seinen Vater auch zufrieden stellte. In seinem Innern jedoch entstund ein gewaltiger Aufruhr. Wäre sein Bruder Marquard der Begünstigte gewesen, wie er vermuthet hatte, so hätte er diesem den Raub seines einzigen Glückes nicht verzeihen können; nun es aber Hinnek war, zwar sein Freund, aber doch sein Diener, fühlte er sich tief zurückgesetzt, und es stieg, wenn auch nicht Haß, doch eine heftige Gereiztheit gegen den Ahnungslosen in ihm auf. — Er vermied Hinnek, wo er nur konnte, und die Vorstellungen, die er sich selbst machte: daß ja Hinnek gar nicht wisse, wie wehe er ihm gethan; daß er überhaupt keine Hoffnung habe, Judith je besitzen zu können; daß diese wiederholt versichert habe, nie eines Andern Weib zu werden; diese Vorstellungen halfen alle nichts und konnten seine Bitterkeit nicht dämpfen. Er verbarg seinen Groll, so gut er konnte; aber ihn zu überwinden, vermochte er nicht.

Doch es sollte ihm nicht lange Zeit bleiben, seinen düste=

ren Gedanken nachzuhängen. Das Waffengetöse wurde immer lauter und der Aufbruch stund nahe bevor. Der Gaugraf begleitete seinen Sohn bis zu dem nächsten Heerhaufen, dem er zugetheilt war, erinnerte ihn nochmals an sein Versprechen und hieß den sieggekrönten Sohn schon im Voraus willkommen auf der heimathlichen Burg.

Magingaud verweilte noch einige Zeit bei seiner kaiserlichen Schwester, um Nachrichten vom Kriegsschauplatze abzuwarten. — Diese kamen auch bald und verkündeten dem stolzen Grafen die erste rühmliche Waffenthat seines Sohnes. Auch Hinneks geschah dabei rühmliche Erwähnung. — Mit einer zweiten Botschaft sandte der Kaiser Siegestrophäen aus dem heidnischen Lager, dessen blutige Erstürmung hauptsächlich Arnolds und Hinneks ungestümem Muthe zugeschrieben wurde. Solche Nachrichten erfüllten das Herz des Gaugrafen mit Stolz und Freude.

Fastrade sprach noch öfters mit ihrem Bruder über Judith und Hinnek. — Sie suchte ihn für ihre Absicht zu gewinnen, im Falle Judiths Neigung wirklich eine ernste und tiefe sei, den Kaiser zu bewegen, Hinnek in den Ritterstand zu erheben. Doch sollte dies erst geschehen, wenn sie selbst Judith wiedergesehen und sich von ihrem Herzenszustande überzeugt habe.

Nach viermonatlicher Abwesenheit zog der Gaugraf wieder heimwärts und wir sahen ihn wohlbehalten auf seiner alten Ahnenburg ankommen.

Etwa am vierten Tage nach Magingaud's Ankunft kam der alte Wingold in die Burg und bat um williges Gehör bei dem Gaugrafen. Dieser ließ ihn vor sich und vernahm mit Staunen die abenteuerlichen Begebenheiten mit dem fremden Ritter und den Pelzkisten. — Wingold gab den Werth der Gold- und Silbermünzen an, zeigte einen Theil des gefundenen Geschmeides und der Edelsteine, und es ergab sich eine Summe, nach der ein Anderer, als der stolze und selbst überreiche Gaugraf hätte lüstern werden können.

Magingaud ging eine Zeit lang nachdenkend im Gemache auf und ab, blieb endlich vor dem Kürschner stehen und sagte: „Wingold, Du bist ein braver, ehrlicher Alter. Die Kisten sind jedenfalls erbeutetes Gut, und als solches darfst Du es als wohlerworbenes Eigenthum Dein nennen; und sollte es auch geraubt sein, so ist es, der Fassung des Geschmeides und dem Gepräge der Münzen nach, einer ungarischen Horde abgenommen, und die Ungarn sind unsere und des Kaisers Feinde, darum magst Du es auch in diesem Falle behalten, und ich werde Dich in Deinem Eigenthume schützen. Komme morgen zur jetzigen Stunde wieder, da werde ich Dir sagen, was ich weiter beschlossen habe."

Magingaud machte seiner Gemahlin sogleich Mittheilung von dem plötzlichen Reichthume des alten Kürschner's und als er von dieser erfahren hatte, daß in Judiths Wesen keine Veränderung vorgegangen, daß ihre Neigung für Hinnek allen Anzeichen nach nicht schwächer geworden sei, vertraute er ihr, daß er vor habe, Wingold zu seinem Hofkuchenmeister zu erheben, theils um die Redlichkeit des Alten, theils um das rühmenswerthe Verhalten seines Sohnes Hinnek zu belohnen und so auch eine etwaige Auszeichnung, welche Letzterem von dem Kaiser zu Theil werden könnte, anzubahnen. Imma war vollkommen mit dem Vorhaben ihres Gemahles einverstanden, und als Wingold anderen Tages zur bestimmten Stunde sich einfand, war dieser nicht wenig erstaunt, aus des Grafen Mund seine Erhebung zu erfahren. — War doch der Rang eines Kuchenmeisters der Ritterwürde gleich und die Verwaltung aller Besitzungen und des ganzen Familienschatzes damit verbunden.

Martha wollte ihren Ohren kaum trauen, als sie diese Erhebung erfuhr, und die beiden jüngeren Söhne, Robert und Willibald, jubelten laut auf, daß sie endlich von dem verhaßten Gewerbe loskommen sollten. Nur Hanno, der Träumer, blieb bei dem plötzlichen Reichthume und der Standeserhebung

gleichgültig. — Er bat seine Aeltern nur um so viel, daß er sich an einem Platze der südlichen Berghöhe, den er sich schon lange ausgesucht habe, eine Klause bauen, in der er, abgeschieden von der Welt, als frommer Einsiedler leben könne. Alles Abmahnen half nichts und die Aeltern mußten dem Sonderling seine Bitte gewähren. — Noch bevor Wingold und die Seinen die Burg bezogen, in der sie fortan wohnen mußten, war Hanno's Klause fertig und von ihm bezogen worden.

Nach Verlauf von wenigen Wochen waren Wingold und seine Söhne vertraut mit ihrem Amte und ihrem neuen Stande, und Graf Magingaud machte Anstalt, mit seiner Familie abzureisen. Zur Beschleunigung seiner Abreise wurde er durch eine wiederholte Botschaft seiner Schwester bestimmt, die ihn benachrichtigte, daß die Sachsen geschlagen seien, weshalb der Kaiser früher heimkehren und nur eine Heeresabtheilung zur Beobachtung des geschlagenen Feindes zurücklassen werde.

Während der Abwesenheit des Grafen war die Burg lediglich in der Obhut Wingolds und seiner Söhne, einer nahmhaften Besatzung und des alten wachsamen Burgwärtels.

Es läßt sich denken, daß Richard und Willibald, sowie sie einmal auf der Burg wohnten, auch hinaufstiegen zu Hunoz, von dem sie schon so viel gehört hatten. Diese beiden, ebenfalls lebhaften und feurigen Bursche, waren dem alten Einsiedler eine willkommene Gesellschaft. Da konnte er seine alten Sagen und Geschichten neu aufgefrischt an den Mann bringen. An Richard fand er sogar einen gelehrigen Schüler für die Laute, und es tönten bald wieder von der Warte herunter die lieblichen Klänge des Hornes, vermischt mit den harmonischen Akkorden des Saiteninstrumentes.

Als die gräfliche Familie die Burg verlassen hatte, eilten die beiden Jünglinge hinauf zu Hunoz, um dem stattlichen Zuge nachsehen zu können. Weithin auf den jenseitigen Höhen konnten sie ihn verfolgen. Hell glänzten die Harnische in der

Sonne, und die wehenden Gewänder waren anzuschauen, wie die riesigen Schwingen aufsteigender Adler.

Hunoz hatte nicht versäumt, seinen helltönenden Abschiedsgruß nachzusenden, und als der Zug verschwunden war, sagte er zu seinen zwei jungen Gefährten: „Da habt ihr sie hinziehen sehen, und wenn sie wiederkommen, wird aus ihrer Mitte eine hohe Reitergestalt hervorragen mit wehendem Helmbusche, und man wird sagen: sehet, das ist Hinnek, die Sachsengeißel! Der wird Euch dann lehren das Schwert und die Streitaxt führen, daß auch Euch das Verlangen, hinaus zu ziehen in den blutigen Kampf, mit Macht überkommen wird. — Nun aber, Richard, wollen wir eine heitere Weise anstimmen, und wenn Willibald den leeren Krug noch einmal füllen will, so erzähle ich Euch von Herkules, der auch ein Kürschner und gewaltiger Held war; denn er erlegte einen Löwen, der von keinem Geschosse verwundet werden konnte, mit einem einzigen Faustschlag und machte sich dann aus dessen Haut ein stattliches Gewand.“ Willibald beeilte sich, Wein zu holen, und die Beiden hörten sodann mit Staunen die wunderbaren Thaten an, die ihnen der Alte von ihrem berühmten griechischen Handwerksgenossen erzählte.

Die Reise des Gaugrafen ging langsam von Statten, denn der Frauen wegen konnten keine ermüdenden Tagmärsche gemacht werden. Judith schied schwer und mit Thränen von der Rothenburg. Hatte sie doch dort die Jahre verlebt, welche die glückseligsten in jedem Menschenleben sind, oder doch sein sollen. — Jede Stelle war ihr lieb geworden, denn jede weckte in ihr eine Erinnerung freundlicher oder schmerzlicher Art. Ehe sie die Burg verließ blickte sie noch einmal mit thränenvollen Augen hinab ins Thal nach der Moosbank und dem Rosenstrauche, schaute sie noch einmal nach Morgen, wo der Nordenberg sich vorschob aus der Waldbewachsenen Bergkette, und nahm Abschied von dem unter ihren Fenstern duftenden Blu-

menhage. — Unwillkürlich drängte sich ihr die Frage auf: „Werde ich wohl je wieder zurückkehren zu all den trauten Plätzchen?“ — Der alte Wolf lag zu ihren Füßen, als sie am Vorabende ihrer Abreise so träumend hinaus sah ins Freie. „Auch Dich werde ich wohl nicht wieder sehen, alter Freund,“ sagte sie, das zottige Fell des Thieres streichelnd, „komm, laß uns zum letzten Male noch einen gemeinschaftlichen Gang machen, ehe wir uns für immer trennen.“ — Und sie besuchte noch einmal an der Seite ihres vieljährigen treuen Begleiters die liebgewonnenen Orte. Sie pflückte an der Moosbank die letzte Rose, brach Blätter und Laub an den Wegen ab und legte sie als Erinnerungspfänder zu ihren werthvollsten Gegenständen. — Die Nacht brachte ihr Träume aller Art, und der Morgen rief sie noch ermüdet von ihrem Lager.

Zum ersten Male seit sie die Rothenburg als ihre zweite Heimath lieben gelernt hatte, kam Judith auf dieser Reise mit ihr gänzlich unbekannten Menschen in Berührung, sie hatte deshalb auch noch keine Gelegenheit gehabt, Vergleichungen anzustellen zwischen ihrem Aeußeren und dem Anderer; daher war es eine eigenthümliche Empfindung für sie, von den Frauen und Töchtern der Edelleute, auf deren Burgen sie Herberge nahmen, mit so großer Auszeichnung behandelt zu werden, die jedenfalls nur ihrer imposanten Erscheinung galt. Die außerordentliche Schönheit der Jungfrau und ihre wirklich königliche Gestalt brachten ihr Huldigungen ein, welche die Reise zum kaiserlichen Hoflager für sie fast zu einem Triumphzuge machten.

Dort angekommen, wurde sie von Fastraden mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit empfangen. Diese konnte sich gar nicht satt sehen an der wunderbaren Schönheit ihres Schützlings. Judith erschien aber auch an der Seite der Kaiserin, wie die eben erschlossene volle Knospe neben der aufgeblühten Rose.

Die edle Frau freute sich schon im Voraus auf die Ueber=

raschung, welche sie ihrem hohen Gemahle bereiten konnte, und war seiner Dankbarkeit gewiß.

Magingaud und Imma waren besorgt um Arnold, als sie von der Kaiserin erfuhren, daß er schwer verwundet worden sei und mit dem ersten Heerhaufen zurückkehren werde. Doch wäre den Berichten zufolge keine Gefahr mehr vorhanden, und Hinnek weiche nicht von seiner Seite. Der Kaiser selbst, ergänzte sie, würde noch früher kommen, da drohende Nachrichten aus Italien seine Anwesenheit erheischten.

Und so war es auch. Arnold hatte Wunder der Tapferkeit und Kühnheit verrichtet, und sein Leben war im Kampfgewühle mehr denn einmal in Gefahr. Gab sein hoffnungsloser innerer Zustand ihm villeicht diese Todesverachtung? Hinnek zeichnete sich nicht minder aus, und Beide wurden von dem Kaiser wohlgefällig bemerkt.

Bei einem Treffen, in welchem Arnold wie ein Rasender in die Reihen der Feinde eindrang, wurde er von einer Schaar gräulicher Heidengestalten umringt und wäre gewiß ein Opfer seines allzukühnen Muthes geworden, denn schon war sein Roß getödtet und er zu Boden geworfen, wenn nicht der wuchtige Streitkolben Hinnek's wie ein Wetterstrahl auf die Köpfe der heulenden Feinde niedergefahren und so der Todesstoß von dem entwaffnet Daliegenden abgewendet worden wäre. Andere Hülfe kam glücklicher Weise auch noch herbei und der schwerverwundete Arnold wurde in Sicherheit gebracht.

Hinnek sorgte mit zärtlicher Aufmerksamkeit für den verwundeten Freund und dieser war tief gerührt von dessen aufopfernder Liebe. Er bereuete schmerzlich, daß er den wackeren Gefährten, wenn auch nur im Stillen, mit seinem Hasse verfolgt hatte. Und als es wieder besser ging und Hinnek gerade an seinem Lager saß, ergriff er dessen Hand und sagte: „Hinnek, ich habe Dir viel abzubitten. In dem Augenblicke, als Du mich aus Feindeshänden befreitest, trug ich bitteren Groll gegen

Dich im Herzen, und wer weiß, ob ich gehandelt hätte wie Du, wärest Du in gleicher Lebensgefahr gewesen. Doch es ist nun vorüber, Hinnek, vergib mir! O, daß ich Dir sagen dürfte, was mich Dir entfremdet hat! Glaube mir, wackerer Freund, aller Groll ist von mit gewichen, und ich könnte freudig mein Leben einsetzen für das Deine. Mein gegebenes Wort verbietet mir, Dir mehr zu sagen; deßhalb laß Dir genügen, wenn ich Dich versichere, daß Du nichts gethan hast, um meinen ungerechten Haß zu verdienen."

Hätte Arnold erst gewußt, daß Hinnik ihn für den erklärten Cavalier Judith's ansah, so hätte die edle Handlungsweise des Letzteren seine vollste Bewunderung für den edelmüthigen Freund hervorgerufen.

Hinnek, der nicht begriff, was diese Worte bedeuten sollten, sah Arnold verwundert an, wollte aber, um des Kranken zu schonen, ihn nicht weiter über das eben Gehörte fragen. Er fuhr fort, ihm seine Sorge angedeihen zu lassen, und blieb auf der Heimfahrt sorgsam wachend an seiner Seite.

Die Vorhut war angekommen und am andern Tage schon konnte der Kaiser erwartet werden. Großartige Festlichkeiten wurden vorbereitet; denn der Feldzug war ein glänzender gewesen und der Sieg über die Sachsen so vollständig, daß eine gänzliche Unterwerfung zu erwarten stund.

Fastrade hatte mit dem ganzen Takte gebildeter und zartfühlender Frauen den Gemüthszustand Judith's geprüft und erkannt, daß deren Liebe zu Hinnek eine wahre und innige sei, und es war daher ihr fester Entschluß, den Kaiser zu bewegen, daß er den tapferen Knappen in den Ritterstand erhebe und ihm alsdann Judith zur Gemahlin gebe.

Judith hatte, wie früher der Gräfin, so auch vor Fastrade ihr ganzes Herz geöffnet und in deren zärtlicher Theilnahme wiederholt Beruhigung und Trost gefunden. Wußte sie doch auch, daß Arnold und Hinnek treue Kriegsgefährte geblieben

sind, und die Befürchtungen nach dieser Seite hin hatten sie hauptsächlich beunruhigt und unglücklich gemacht.

Der Tag des Einzuges erschien, und Kaiser Karl, die hohe, herrliche Heldengestalt, ritt, von einer großen Menge seiner Edlen gefolgt, in die kaiserliche Pfalz ein.

Fastrade empfing ihren Gemahl mit der Hoheit der Kaiserin und der Zärtlichkeit der Gattin. Alles war festlich geschmückt, die Hallen und die Säle, und die Angehörigen des Hofstaates waren in die reichsten, kostbarsten Gewänder gekleidet, was Karl von den Männern aber nur bei außerordentlichen Gelegenheiten duldete; denn er war ein Feind männlicher Eitelkeit und Putzsucht, während er bei Frauen immer auf eine glänzende äußere Erscheinung rechnete.

Nachts, als die weiten Gemächer glänzend erleuchtet waren und die lauten Töne der Musik durch die geschmückten Räume rauschten, wanderte der Kaiser von Gruppe zu Gruppe, grüßte die Frauen, besonders seine Schwägerin Imma, mit ritterlicher Galanterie, und unterhielt sich angelegentlichst mit den Gelehrten, die er aus allen Ländern an seinen Hof gezogen hatte. Eine Erscheinung aber wie Judith konnte dem Auge des Kaisers, der ein feiner Kenner und Verehrer weiblicher Schönheit war, nicht entgehen. Er frug deshalb seine Gemahlin nach dem Namen der fremden Dame; Fastrade behielt sich aber vor, dieselbe ihm besonders vorzustellen.

Das Fest verrauschte, das Lichtmeer erlosch und die schallende Musik wechselte mit der Stille der Nacht.

Als Karl am andern Morgen erwachte, war es seine Gemahlin Fastrade, welche ihn mit dem jungen Tag begrüßte. — Sie berichtete ihm in Kürze, was während seiner Abwesenheit Wichtiges vorgefallen war; was es in der Politik Neues gebe; was die Familie betraf; und wie es mit dem Schulwesen stehe; denn dieser Angelegenheit widmete der Kaiser seine besondere Aufmerksamkeit. — Mit bewundernswürdiger Kunst lenkte die

kluge Frau die Unterhaltung auf zwanzig Jahre zurück und erzählte ihm von einem Hoffräulein, welches damals so glücklich war, von dem Kaiser besonders ausgezeichnet zu werden; zwar nicht öffentlich vor den Augen der Welt, aber desto mehr und und inniger in der stillen Weihe einsamer Stunden. — Der Kaiser sei dann mehrere Jahre fast immer im Felde gewesen, und es möge daher ihm unbekannt geblieben oder von ihm vergessen worden sein, daß ein Töchterchen das Pfand jenes traulichen Umganges geworden. Das Fräulein sei nun vor zehn Jahren gestorben und habe auf dem Sterbebette ihr, der Kaiserin alles gebeichtet und sie um Schutz für ihr verlassenes Kind gebeten, „und ich glaube," schloß Fastrade ihre Erzählung, „mein, der Sterbenden gegebenes Versprechen treu erfüllt zu haben."

Der Kaiser hörte dieser Mittheilung ernst zu und blieb eine Zeit lang schweigend sitzen, erhob sich sodann und ging einige Male mit gemessenen Schritten in dem Gemache auf und ab. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck bekommen der Fastraden befürchten ließ, er habe diese Mittheilung als einen Vorwurf aufgenommen; sie fuhr daher in zutraulichem Tone fort: „ja, ich glaube meine Zusage gehalten und Mutterstelle an dem Kinde vertreten zu haben. Es ist zur herrlichen Jungfrau herangewachsen und körperlich und geistig vortrefflich gediehen. Sie braucht nur ihr mit allem Liebreiz übergossenes Angesicht zu zeigen und ihre himmlischen Augen aufzuschlagen, um darzuthun, daß die reine Stirne würdig wäre, mit einem Diadem geschmückt zu sein."

Der Kaiser blieb vor seiner Gemahlin stehen und frug bewegt: „Fastrade, wo ist das Mädchen?"

„Ihr saht sie gestern, Herr," erwiederte die Gefragte und erfaßte die Hand ihres Gemahles, „Ihr saht sie in den Reihen der Hofdamen. Ihr habt sie selbst herausgefunden, denn die ist es, um deren Namen allein Ihr frugt."

„Ja,“ begann der Kaiser, indem er Hand in Hand mit seiner Gemahlin auf und ab ging, „ich erinnere mich, von dem Dasein des Kindes gewußt zu haben, aber lange Abwesenheit, Sorge um Völker und Reich haben es mich vergessen lassen. Bringe mir das Mädchen, daß ich mich an ihrem Anblicke erlabe.“

„Edler Mann!“ versetzte Fastrade, „ich wußte, daß ich Dir eine Freude bereiten würde. Aber ehe Du Deine Tochter siehst, höre erst ihre ganze Lebensgeschichte.“ Fastrade zog den Kaiser zu sich auf den Ruhesitz und erzählte ihm Judith's bisherigen Lebenslauf. Sie erwähnte mit besonderer Anerkennung, daß die gelungene geistige Ausbildung hauptsächlich das Werk der Gräfin Imma sei, berichtete genau alles, was dem Mädchen bis zur Stunde widerfahren, und verhehlte ebensowenig dessen gegenwärtigen Herzenszustand und den Kummer, der ihr durch Arnold's Leidenschaft bereitet wurde. Mit gleicher Offenheit sprach sie zu ihrem Gemahl von der Anschauung ihres stolzen Bruders, der Judith's Liebe zu Hinnek für ein Glück betrachte, weil durch diese Arnolds Bewerbung erfolglos geblieben sei. „Nichts darf dem Vater verborgen bleiben,“ schloß sie, „der, wie ich gewiß bin, nur das Wohl seines Kindes will.“

„Dank Dir, meine Fastrade,“ sagte der Kaiser mit weicher Stimme, „bringe mir meine Tochter, verschweige ihr aber noch, daß ich ihr Vater bin.“

Fastrade war überglücklich bei diesem Erfolge und beeilte sich, Judith auf die Vorstellung vorzubereiten. Auch Gräfin Imma sollte zugegen sein.

Der Kaiser empfing die Nichts Ahnende huld- und liebreich. Das ihm zwar nicht mehr fremde Angesicht überraschte ihn, als er die schönen, edlen Züge näher betrachtete und dadurch schon die Gewißheit erhielt, daß er seine Tochter vor sich habe. Eine nie gefühlte Freude beschlich sein Herz, als er im Laufe des Gespräches die reichen Schätze des Geistes und des

Herzens in seinem Kinde entdeckte, und er konnte innerlich seiner Gemahlin nicht genug danken für das Glück, welches sie ihm bereitet hatte. Er drückte seine Freude auch, als Judith sich entfernt hatte, Fastraden und Imma gegenüber in herzlichen Dankesworten aus und versprach, zu vollenden an dem Kinde, was die beiden Frauen begonnen hatten. Nur bat er wiederholt, Judith um ihrer selbst willen nicht zu entdecken, daß sie seine Tochter sei.

Nun erfuhr er auch den abenteuerlichen Glückszufall des alten Kürschner's Wingold und daß Magingaud den Vater Hinneks zu seinem Hofkuchenmeister gemacht habe, welcher Umstand des Kaisers ganzen Beifall erhielt.

Zwei Tage nach dieser Begebenheit kam der Heerhaufen an, bei welchem die Verwundeten, mithin auch Arnold und Hinnek, sich befanden. Magingaud und Imma empfingen ihren Sohn mit großer Bekümmerniß; doch es zeigte sich, daß Arnold, obwohl er noch längere Zeit das Krankenlager zu hüten hätte, besonders durch Hinneks treue Pflege soweit hergestellt sei, daß jede Gefahr als beseitigt zu betrachten war. Hinnek wurde von Arnolds Aeltern auf das Freundlichste aufgenommen und mit Dankesworten überhäuft. Die Mittheilung über das unverhoffte Glück der Seinigen behielt man sich vor.

Der Kaiser berieth mit Fastraden, Magingaud und Imma über die Zukunft Judiths. Es sollte ihre Abkunft ihr vorläufig verborgen bleiben und da ihre Mutter Rosa geheißen, so wählte der Kaiser auch für sie den bezeichnenden Namen Judith von Rosenau. Daß sie eine Waise war, wußte sie ja; es konnte ihr daher nicht auffallen, ihren wahren Namen erst zu erfahren, als sie mündig würde.

Auf dem großen Platze vor der Pfalz bereitete sich ein kriegerisches Schauspiel vor. Gewappnete Ritter und Knappen hatten sich gruppenweise aufgestellt und der ganze Raum war in weitem Bogen mit Kriegsvolk besetzt. Die Säulenhalle am

Eingange des Palastes war festlich behängt und der Treppenaufgang zu dieser mit reichen Teppichen belegt.

Der Kaiser wollte Musterung über die heimgekehrten Truppen halten. Mitten auf dem Platze lag eine große Menge Waffen, Geräthe aller Art, riesige Schlachthörner und Helme von schauerlicher Form. Das waren lauter Gegenstände, welche die Krieger von den Sachsen erbeutet hatten und hier vor den Augen ihres großen Heerführers ausbreiteten. Ein Herold gab das Zeichen und ein heller Trompetenjubel verkündete das Nahen des Kaisers.

Karl erschien in prächtigem, aber einfachen Gewande, das Schwert umgürtet und einen goldenen Reif um die Stirne, umgeben von den Großen des Reiches, unter denen sich auch Magingaud und Marquard befanden. Die Kaiserin mit ihrem Gefolge trat ebenfalls in die Halle.

Der Kaiser stieg allein die Stufen hinab, durchwandelte die Reihen der Tapfern, sprach fast mit Jedem und bewährte sein gutes Gedächtniß, indem er Manchen wegen einer einzelnen Waffenthat belobte, von der man gar nicht wußte, daß sie dem Kaiser bekannt war. Er hielt mit kurzen Worten eine bedeutsame Ansprache an die Krieger, drückte sich lobend und anerkennend über die tapfer Haltung dieses Heerhaufens aus und sagte ihm, daß er stolz darauf sein dürfe, den ärgsten Feind der Christenheit, das barbarische, heidnische Sachsenvolk, helfen unterworfen zu haben. Dann trat er auf die unterste Stufe der Treppe und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Damit ihr erkennt, wie euer Kaiser die echten Kriegertugenden zu ehren und zu belohnen weiß, habe ich den Muthigsten und Tapfersten von Euch mit der höchsten Krieger-Auszeichnung bedacht. Hinnek, Knappe des edlen Gaugrafen von Rothenburg, tritt vor!"

Erschrocken und schüchtern trat der Gerufene aus der Reihe der Knappen und nahte sich dem Kaiser.

„Komm' näher," rief ihm dieser zu, und als Hinnek vor der hohen, majestätischen Gestalt des Kaisers stund, fuhr dieser mit weithin schallender Stimme fort: „Hinnek, Du hast in vierjährigem Kriegerdienst unter meinen Schaaren Dich rühmlich hervorgethan und wahren Muth und männliche Tapferkeit gezeigt. Du hast, fast noch ein Knabe, schon Dein Leben daran gesetzt, um ein anderes Menschenleben zu retten; Du hast mit staunenswerther Kühnheit den Sohn Deines edlen Gebieters einer großen Anzahl wüthender Feinde und dem sichern Tode entrissen und durch treue, sorgsame Pflege bewiesen, daß ein dankbares, christliches Herz in Deinem Busen schlägt; kniee nieder!"

Hinnek, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, und der nichts mehr um sich sah, als die hehre Gestalt des Kaisers vor ihm, that wie ihm befohlen wurde, er kniete nieder. Währenddem hatte der Kaiser sein Schwert gezogen berührte damit die Schulter des Knieenden und sprach langsam und feierlich: „Hinnek, mit diesem Streiche schlage ich Dich zum Ritter und erhebe Dich zum Edelmann!" Eine Trompetenfanfare folgte diesem letzten Worte. Der Kaiser beschrieb mit seinem Schwerte einen Kreis in der Luft, berührte damit zum zweiten Male Hinneks Schulter und sprach wie das erste Mal: „Ritter Hinnek, mit diesem Streiche ernenne ich Dich zum Grafen von Nordenberg und zum Erbkuchenmeister des Reiches! Und nun erhebe Dich und hole Dir von der Dame Deines Herzens auch den Lohn der treuen Minne! Gräfin Judith von Rosenau," rief er, sich umwendend, „schmückt Euren Ritter mit Helm und Schwert und fügt den Lohn der Schönheit zu dem der Stärke!"

Hinnek stund da wie ein Träumender und mußte sich von dem Kaiser die wenigen Stufen hinaufführen lassen, wo Judith aus den Händen des Waffenmeisters einen mit wallenden Federn geschmückten Helm empfing, welchen sie dem fast

Bewußtlosen auf das Haupt setzte, und ein mit reichem Griffe versehenes Schwert, mit dem sie ihn umgürtete. Die wenigen Worte, welche die Erröthende bei dieser Handlung zu sprechen hatte, wurden mit so leiser, bebender Stimme hervorgebracht, daß sie kaum zu vernehmen waren. Und hätte Judith so laut gerufen, wie die schmetternden Trompeten, welche jetzt die Luft erfüllten, Hinnek hätte doch nichts gehört; denn er konnte das, was eben mit ihm vorgegangen war, gar nicht fassen. Seine Sinne waren noch umnebelt, als der Kaiser, bevor er mit seinem Gefolge die Halle verließ, zu ihm sprach: „Den Grafen von Nordenberg erwarte ich diesen Abend bei mir im Kreise meiner Edlen." Da erbarmte sich Marquard seiner, führte ihn in das für ihn schon bereitete Gemach und erklärte ihm das ganze Wunder. Auch Gräfin Imma berief ihn zu sich, enthüllte ihm Alles, theilte ihm auch die unglückliche Bewerbung Arnolds mit und empfahl ihm, Judith erst am andern Tage zu besuchen; denn diese sei ebenso überrascht, als er, und bedürfe jedenfalls der Sammlung und Erholung noch mehr.

O, nun erklärte sich Hinnek so Manches, was hie und da wie ein stilles Glück über ihn kam und woran er nie glauben konnte und wollte. Die Thränen Judiths beim Abschiede, der Kuß auf seine Locken, es waren Zeugen ihrer verborgenen Liebe. O, wie Unrecht hatte er ihr gethan!

Graf von Nordenberg! Sie hatte also Alles gesagt, die edle Judith, und der Kaiser hat mit dieser Benennung jedenfalls ihrem Wunsche willfahrt. Daß Hörige zu Edelleuten erhoben wurden, war nichts so Außerordentliches; daß aber ein Neugeadelter zugleich den Grafentitel und eine so hohe Reichswürde erhielt, das war wohl unerhört. Doch das geschah ja Judiths wegen, sagte er sich, denn der Anverwandten des mächtigen Gaugrafen von Rothenburg konnte man doch nur einen Ebenbürtigen zum Gemahle geben.

Zum ersten Male hörte er den Namen Rosenau. Er

kannte doch die Magingaud befreundeten Häuser so ziemlich, doch diesen Namen hatte er noch nie nennen hören. Allein Judith war ja aus weiter Ferne auf die Rothenburg gekommen und die Verwandtschaft des Gaugrafen war eine weit verzweigte. Solche Gedanken beschäftigten Hinnek den ganzen Tag, und er hatte immer noch zu thun, an seine glückliche Umwandlung zu glauben.

Waren die Hofleute von der Schönheit Judiths bezaubert, so wurden sie nicht minder überrascht, als Hinnek Abends in der neuen, malerischen Tracht eines Ritters in den kaiserlichen Gemächern erschien.

Sein hoher, kräftiger Körperbau zeigte sich im schönsten Ebenmaße, seine Haltung war eine wahrhaft ritterliche und sein männliches, schön geformtes Haupt gemahnte den gelehrten Paul Diaconus, der bei Hinneks Eintritt gerade mit dem Kaiser sprach, an eine der Heldengestalten Homers.

Man begrüßte den Günstling des Kaisers, denn für einen solchen mußte Hinnek in Folge seiner glänzenden Erhebung gehalten werden, von allen Seiten auf das Zuvorkommendste. Der Kaiser sprach mit ihm von seiner Heimath, die er ja auch kannte, und rieth ihm, auf dem Nordenberge ein feines Schlößlein zu bauen, um den Sonnenuntergang, welcher wohl nirgends so prächtig zu schauen wäre wie dort, recht oft und mit Muse bewundern zu können.

Gräfin Imma hatte es übernommen, die auf so seltsame, überraschende Weise Verlobten sich näher zu bringen. — Es war dieß aber nicht so leicht, als man hätte denken sollen, denn Judith hielt das Versprechen, welches sie Arnold gegeben, nie eines Andern Weib zu werden, für so heilig und bindend, daß die edeln und liebevollen Absichten ihrer Beschützer fast an der Beharrlichkeit des ängstlichen Mädchens scheiterten. Erst am andern Tage, nachdem es der Gräfin mit vieler Mühe gelungen war, der Zweifelnden zu versichern, daß Arnold auf jedes von

ihr gegebene Wort verzichte, führte die selbst überglückliche Imma den neuen Grafen der zagenden Braut zu.

In Judiths Antlitz war wieder die ganze jugendliche Frische zurückgekehrt, gleichwohl gab das jungfräuliche Erröthen bei Hinneks Eintritt demselben einen noch lieblicheren, verschönenden Reiz.

„Judith,“ sprach Hinnek, „es ist seit gestern Wunderbares, ja fast Unglaubliches an mir geschehen und ich komme nun, mir aus Eurem Munde bestätigen zu lassen, was noch immer wie ein schöner Traum meine Sinne gefangen hält.“

„Es ist Wirklichkeit, Hinnek,“ entgegnete die Jungfrau in herzlichem Tone, „Gott hat es so gewollt! Er führte mich in die Mutterarme dieser edelsten der Frauen,“ und bei diesen Worten schloß sie die Gräfin in ihre Arme, „er ließ mein Leben in Gefahr kommen, daß Du es rettetest, er pflanzte die Liebe in unsre Herzen und gab uns Beiden Gelegenheit, sie zu prüfen und zu erproben.

„Und ihr habt sie redlich bestanden, diese Prüfung,“ setzte Imma hinzu. „Doch schaut jetzt nicht mehr zurück in die Vergangenheit, die Euch so viel Schmerz und Kummer verursacht hat; blickt vielmehr hinaus in die Zukunft, welche Euch so rosig aufgegangen ist, wie der junge Tag. Euch erschließt sich eine neue Welt, tretet in sie ein mit dem festen Vorsatze, alle Eure Freuden und Leiden gemeinschaftlich zu genießen und zu tragen. Lernet im Glücke Gott lieben und im Ungemache ihn loben, denn er hat Euch zusammengeführt, und die Menschen haben nur dazu gethan, was sein göttlicher Wille war. Und nun muß ich Euch verlassen und zu Arnold gehen.“

„Ach Arnold!“ sprach Judith erbleichend, „meine Betheuerung ihm gegenüber ist der einzige Wermuthstropfen in meinem Freudenkelche.“

„Sei unbesorgt, meine Tochter,“ beruhigte die Gräfin, „wäre Arnold nicht noch an sein Lager gefesselt, er würde der

Erste sein, der Euch Beiden seinen Glückwunsch brächte. Hier habt Ihr ein Zeichen seiner Theilnahme," und mit diesen Worten behändigte sie Judith ein Blatt Pergament, worauf von Arnolds Hand geschrieben stand: Seid glücklich und vergeßt, was ich Euch Uebles zugefügt habe.

Die Grafin verließ nun das liebende Paar, dem die Stunden im Austausche der Erinnerungen, in der Glückseligkeit des Augenblickes und in den glänzenden Bildern einer glücklichen Zukunft wie Minuten verschwanden.

Wenn das junge Paar in den vom Kaiser so häufig veranstalteten Kreisen erschien, so verdunkelte es Alles um sich her und besonders Fastrade und ihr kaiserlicher Gemahl betrachteten die Glücklichen mit sichtlichem Wohlgefallen.

Nun war aber der Herbst ziemlich vorgeschritten, Arnold fast ganz genesen, und Graf Magingaud trachtete, wieder in seine väterliche Burg zurückzukehren. Es wurde bestimmt, daß Judith bei der Kaiserin zurückbleiben solle, und daß bis zum nächsten Frühjahre ein wohnliches Schlößchen am Rheine eingerichtet werde zur Aufnahme der Neuvermählten auf so lange, bis auf dem Nordenberge der Stammsitz des neuen Grafengeschlechtes fertig sei. Hinnek nahm gleich Baumeister und Werkleute zu diesem Zwecke mit in die Heimath. Die Reisegesellschaft wurde dadurch so groß, daß sie dem Zuge eines wandernden Volksstammes gleich sah.

Als die Karawane sich der Rothenburg näherte und Hunoz von seiner Warte aus sie gewahrte, glaubte er, es drohe der Burg ein feindlicher Angriff und er gab mit seinem mächtigen Horne das Allarmzeichen.

Richard und Willibald eilten sogleich auf den Thurm und freuten sich schon, zum ersten Male, sowohl bei der Vertheidigung, als auch bei den Ausfällen ihren Muth und ihre Kraft erproben zu können. Doch ihre Freude wurde bald zu Wasser, als der Alte, schärfer auslugend, plötzlich rief: „Schauet hin,

seht ihr nicht die hohe Reitergestalt, die über alle hervorragt? Seht ihr den wehenden Helmbusch? Das ist Hinnek! Er kommt mit einigen Dutzenden gefangener Heiden, die er uns als Seltenheit zeigen will. Wartet, ich will euch euer Leibstückchen aufspielen!“ Und damit ergriff er sein Horn und blies mit solcher Stärke und Schnelligkeit lustige Weisen, gräßlich lautende Schlachtrufe, schmetternde Fanfaren, kurz alles so bunt durcheinander, daß man glauben mußte, der Alte hätte plötzlich den Verstand verloren.

Beim Näherkommen des Zuges konnte man die Heimkehrenden erkennen und Wingold ordnete alles an zum würdigen Empfange.

Die Freude des Wiedersehens war groß. Die glänzende Erhebung Hinneks machte schnell die Runde bei der zuerst ungläubigen Menge. Martha war ganz betäubt von dem Glücke ihres Sohnes, so weit hatten ihr eigener Stolz und ihre weitgehendsten Wünsche nicht gereicht.

Hinnek versäumte nicht, sogleich nach seiner Ankunft zu seinem alten Freunde hinaufzusteigen, um ihn zu begrüßen und ihm Alles zu berichten, was er erlebt und was mit ihm vorgegangen sei.

Als er auf der Höhe der Warte angekommen war, fand er die schwere Fallthüre verschlossen, und auf sein wiederholtes Rufen und Anklopfen erst ertönte Hunoz's Stimme von Innen in feierlicher Weise: „Sogleich, edler Graf von Nordenberg und Erbkuchenmeister des Reiches, wird Alles zum feierlichen Empfange bereit sein und werden sich Euch die Pforten zum festlichen Empfange öffnen.“ Gleich darauf wurde die Thüre aufgezogen, und als Hinnek bei der obersten Treppe ankam, sah er den Atlen vor sich stehen mit einer verrosteten Sturmhaube auf dem Kopfe, eine abgebrochene Partisane in der einen Hand und in der andern sein mächtiges Horn haltend; die Laute hatte er sich umgehängt und der Weinkrug stund gefüllt

auf dem Tische, neben den er sich postirt hatte. Sein braunes, faltiges Gesicht strahlte vor Freude und aus den grauen, buschigen Brauen blitzten ein Paar Augen, wie funkelnde Lichter durch dichtes Gezweige.

Hinnek sah den Alten lächelnd an, und indem er ihm die Hand hinreichte, sagte er: „Grüß Dich Gott, mein alter, lieber Freund! Du stehst ja da mit einer Würde und Hoheit, daß man es gar nicht wagt, Dich nur zu grüßen.“

„Verzeiht, edler Graf,“ entgegnete Hunoz in gemüthlichem Ernste und einem Tone, welcher sowohl die alte Vertraulichkeit, wie die aufrichtigste Theilnahme an Hinneks Glück kund gab, „verzeiht, daß ich Euch in ungebührlicher Weise warten ließ; ich konnte nicht eher öffnen, als bis ich im Stande war, Euch so zu empfangen, wie es Eurer hohen Stellung angemessen ist. — Ihr seht mich deshalb angethan mit allen Wappen und Zeichen meines hohen Standes, und sage ich Euch ein herzliches Willkomm!“

Nach dieser Rede erst nahm er die dargebotene Rechte Hinneks und reichte dann diesem den gefüllten Weinkrug zum Willkommtrunke.

Hinnek trank und gab den Krug zurück mit den Worten: „Dank Dir, wackerer Hunoz, für den würdigen Empfang, jetzt laß uns aber niedersetzen, damit ich Dir erzähle, wie es mit mir so gekommen ist.“

Hunoz that, wie ihm geheißen; und als sie bei einander saßen, sagte er, Hinnek mit freudestrahlendem Gesicht anblickend: „Was Ihr mir auch erzählen wollt, edler Herr, es ist nichts Neues für mich; das Alles habe ich längst vorausgesehen. Daß Ihr Euch zum Ritter emporschwingen und dann auch noch die kleine Judith, welche ich leider noch gar nicht in der Nähe gesehen habe, gewinnen werdet, das war mir längst klar; doch daß Ihr als Graf und Erbkuchenmeister des Reiches zurückkommen würdet, das ist mir neu, und doch hätte ich auch dieß errathen

können. Bei ganz heiterem Himmel zog nämlich einmal eine einzige Wolke von Abend herauf. Sie wälzte sich über unsere Höhen und blieb, in eigenthümlicher Form zusammengeballt, dorten am Steigerwalde, gerade über dem Nordenberge, hangen. Dort dehnte und reckte sich die Wolke, und ihre schwarzen Massen waren bald in Gestalt einer gewaltigen Burg mit Thürmen und Zinnen an dem blauen, reinen Himmel abgezeichnet. Aber ein nachlässiger Burgwärtel muß in ihr gewesen sein; denn nach kurzer Zeit war der ganze Palast wieder zerronnen. Daß mir doch die Deutung dieser Erscheinung nicht in den Sinn kam!"

„Nun, Hunoz, laß es gut sein," sprach Hinnek, seinen alten Freund und Lehrer auf die Schultern klopfend, „was Du für heidnische Sachsen angesehen hast, sind ehrliche, christliche Bau- und Werkmeister, die dort, zwar nicht aus einer Wolkenschichte, wohl aber aus unzerstörbaren Steinmassen eine Burg erbauen sollen, in welche ich dann meine Judith einführen werde."

„Glück Dir und Deinem Hause!" sagte Hunoz in ernstem Tone, den Hinnek noch gar nicht an dem Alten kannte. „Glück Dir und Deinem Hause! Aber unzerstörbar ist nichts in dieser Welt, junger Freund. Was ist heute mein Leib? er war rüstig wie der Deine, nun ist er eine Ruine! Wo sind die gewaltigen Städte des Morgenlandes? Verbrannt und zerstört! Wo ist die tausendjährige Irmensäule? Ihr habt sie umgestürzt und zerschlagen! Alles vergeht, und was der Mensch nicht vertilgen kann in seinem Grimme, das zernagt die Zeit, die, um Neues zu schaffen, Altes vergehen lassen muß. Wer weiß, was nach tausend Jahren an der Stelle steht, wo Du Dir jetzt einen unzerstörbaren Wohnsitz zu errichten gedenkst."

„Du weissagest mir also Unglück?" frug Hinnek.

„Nein, ich weissage Dir Glück," erwiederte der Alte, „aber ein irdisches, vergängliches! Du wirst eine Burg bauen für

Dich und die nach Dir kommen, aber sie wird einstens verfallen; Du wirst ein neues Geschlecht gründen, es wird blühen und mächtig werden, aber es wird auch wieder vergehen und verschwinden. Das Alles kann der Mensch nicht hindern; aber er kann Dinge verrichten, die seinen Namen fortpflanzen bis auf die fernsten Geschlechter, und wenn längst der Grund vermodert ist, auf welchem sich der stolzeste Bau hervorhob, so wird eine gute That, die an dem Orte haftet, immer fester wurzeln, und weder Gewalt noch Zeit können ihr Andenken vernichten."

„Ich verstehe Dich, wackerer Freund!" erwiederte Hinnek, dem Alten die Hand drückend, „wo immer mir Gelegenheit wird, das Gute zu thun, werde ich es nicht versäumen, und ich hoffe zu Gott, daß, wenn einstens der Stammsitz meines Geschlechtes, den ich mir zu errichten gedenke, wieder verschwunden, wenn mein Geschlecht mit dem Letzten meines Namens erloschen ist, es doch noch mit Ehrfurcht genannt und kein dunkler Flecken sein Andenken trüben wird!"

Diese Unterredung bestärkte Hinnek in seinem ohnehin schon gefaßten Entschlusse, seinen Stand und seinen Reichthum nur guten und edlen Zwecken dienstbar zu machen; und er und sein Geschlecht hielten diesen Grundsatz fest bis an's Ende.

Hinnek suchte auch seinen Bruder Hanno in dessen Klause auf. Dieser Sonderling kam mit keinem Menschen mehr in Berührung. Seine Stunden füllte er aus mit Gebet und dem Abschreiben heiliger Schriften, die er dann an Würdige verschenkte. Was er von dem Handwerke seines Vaters profitirt hatte, verwerthete er dadurch, daß er für Dürftige warme Gewänder anfertigte. So auch sammelte er heilsame Kräuter, deren Kenntniß er sich erworben hatte, nnd wurde oft gesegneter Hülfespender in schweren Leiden.

Der Kaiser war noch vor dem völligen Eintritte des Winters über die Alpen gegangen, um dort entstandenen Wirren entgegen zu treten, und Arnold hatte seinen Oheim dorthin begleitet. Von Fastraden und Judith kamen zeitweise willkommene Botschaften, dergleichen auch wieder an diese abgesandt wurden. Auf der Rothenburg vertrieb man sich die Zeit, so gut es eben ging. Erlaubte es das Wetter, so wurde gejagt, außerdem verbrachten die jungen Männer mit dem Brett- und Schachspiel, welches sie am kaiserlichen Hofe kennen gelernt hatten, die Stunden, oder der alte Burgkaplan las ihnen alte Historien vor, an denen sie ebenfalls durch die Berührung mit des Kaisers gelehrter Umgebung Gefallen gefunden hatten. Solchen Vorlesungen wohnte dann auch Graf Magingaud bei. Hinnek hatte außerdem noch Zeitvertreib genug. Seine Baumeister hatten die Risse zur Burg Nordenberg vollendet und die Werkleute die Steinbrüche eröffnet, um mit Eintritt der gelinderen Witterung mit dem Baue beginnen zu können,

So sehnsüchtig, wie dießmal, hatte Hinnek dem Lenze noch nicht entgegengesehen. Oft ging er auf die Warte und frug seinen alten Propheten, ob noch keine Anzeichen da wären, daß der Winter sich verabschiedete. Der alte Spötter, der nur einmal ernst geworden war, als er mit Hinnek über die Vergänglichkeit des Irdischen sprach, meinte: es müsse freilich traurig und herzzerreißend sein, denn wenn man einen ganzen langen Winter durch an eine Rosenau denken müsse, ohne sie erschauen zu können, setzte aber zum Troste Hinneks hinzu, er habe schon einige Male den bekannten Pfiff eines Vogels vernommen, und wenn dieser sich einmal hören ließe, dann spitzten die Schneeglöckchen die feinen Oehrchen und ruhten nicht eher, als bis sie herausschauen und ausrufen dürften: „Nun packe dich, du starrer Schnee, wir sind jetzt da und wollen statt deiner die Erde weiß machen und die Menschen herauslocken, daß sie sich erfreuen an dem süßen Dufte unsres Athems.“

Und Hunoz hatte richtig prophezeiht. Die Boten des Frühlings, die linden Lüfte, thauten den Schnee von den Höhen und befreiten die Flüsse von ihrer eisigen Decke. Da rüstete sich Hinnek zu seiner Reise. Graf Marquard und die beiden Brüder Hinneks ritten mit ihm, um Zeugen bei seiner Trauung zu sein. Marquard hatte vielleicht noch einen andern Grund, der Brautfahrt sich anzuschließen; denn man hatte ihn während der letzten Anwesenheit in Aachen einem Fräulein gar eifrig den Hof machen sehen.

Kaiserin Fastrade hatte melden lassen, daß ein reizendes Schlößchen am Rheine zur Aufnahme des jungen Paares schon vollkommen eingerichtet sei. Der Abschied war ein fröhlicher, obgleich er eine längere Abwesenheit Hinneks zur Folge hatte. Nur Hunoz war ernst gestimmt, als Hinnek zu ihm kam, um ihm zum letzten Male auf längere Zeit Lebewohl zu sagen.

„Ja wohl, zum letzten Mal!“ sagte der Alte mit ernster Betonung, „wir werden uns die Hände nicht mehr drücken; denn auch ich werde bald Abschied nehmen von meinem vieljährigen Posten und meine Behausung über der Erde mit einer unter derselben vertauschen.“

Hinnek suchte die trüben Ahnungen des Alten zu verscheuchen und nahm ihm das Versprechen ab, nach seiner Rückkehr bei ihm auf dem Nordenberge zu wohnen.

„Grüßt Eure Judith von mir,“ rief Hunoz dem Scheidenden nach, „und sagt ihr, sie solle für mich beten, daß es mir vergönnt werde, von einer noch höheren Warte herab, auf Euch und Euer Glück zu schauen.“

Hunoz's Ahnung ging in Erfüllung, er erlebte die Rückkehr Hinneks nicht mehr. Wohl sah er noch von seiner Lucke aus mit Lust die Mauern der Burg Nordenberg wachsen und die massiven Thürme emporsteigen in die blaue Luft. Was konnte der Einsame, den von jetzt an nur selten noch Jemand

besuchte, auch Besseres thun, als mit seinen Gedanken der Gegenwart vorauseilend, denjenigen Menschen, den er auf dieser Welt wohl am meisten geliebt, im Geiste schalten und walten zu sehen auf seinem neuen Wohnsitze und in der Mitte der Seinigen!

Eines Tages saß er, unverwandten Blickes hinschauend nach dem Nordenberge. Da war es ihm, als sähe er etwas blitzen auf der Zinne des höchsten Thurmes. „Wahrhaftig," rief er erfreut aus, „der Bau ist vollendet! Mit der Spitze schließen sie das Werk. Nun komm', mein Hinnek, und ziehe ein in Dein Haus, welches Du erbaut hast für Dich und Dein kommendes Geschlecht!

Aber was ist das? Ist das wieder eine bloße Erscheinung?" Der ganze riesige Bau hob sich, er dehnte sich in die Höhe und in die Breite und nahm die Gestalt einer grauen, wogenden Wolkenmasse an, in welcher der blitzende Knauf der Zinnen wie ein funkelnder Stern leuchtete. Immer weiter verbreitete sich die nebelartige Erscheinung über den Horizont, immer dunkler wurden, die wallenden Gebilde, bis endlich dichte Finsterniß den ganzen Himmel überzogen und die Erde mit Nacht bedeckt hatte.

Hunoz's Auge war gebrochen, und seiner Seele das irdische Licht auf immer erloschen.

Die Trauung Hinneks und Judith's wurde gleich nach seiner Ankunft vollzogen und beide bezogen ihre zeitweise liebliche Heimath am Rheinstrome. Selige Tage verlebten sie da in ungestörtem Genusse ihres Glückes, und erst nach zwei Jahren konnten die jungen Gatten mit einem lieblichen Knaben, dem ersten Sprossen des neuen Grafengeschlechtes, einziehen in die stattliche Burg Nordenberg. Der Antheil Hinneks an den Schätzen seines Vaters und die große Mitgift Judiths machten es möglich, den neuen Grafensitz in einer damals ungewöhnlichen Ausdehnung und Pracht aufzuführen. Unter dem Thore prangte

das neue Wappen der Nordenberger, in seinem Schilde, der Andeutung des Kaisers entsprechend, einen Bock mit einem gewaltigen Hörnerpaare zeigend.

Auch Marquard führte bald darauf eine Hausfrau heim, und beide Geschlechter, deren Burgen so nachbarlich bei einander lagen, blieben sich auch stets befreundet und zu gegenseitiger Hülfeleistung verbunden.

Noch zwei Söhne schenkte Judith ihrem Gemahl, und die munteren Knaben tummelten sich weidlich in den geräumigen Burghöfen und spielten mit dem alten müden Wolf, der, so oft seine Herrin sichtbar wurde, sich mühsam erhob und ihr folgte, als gelte es, wiederholt gemeinschaftliche Runde zu machen, an die Erinnerungsorte einer nicht gar fernen Vergangenheit.

Hinnek wollte später an die Stelle, wo Hanno's Klause stund, ein Kloster bauen, und dieser sollte dessen erster Prior sein; jedoch Hanno gab es nicht zu, denn er hatte gelobt, sein Leben als Einsiedler zu beschließen.

Hanno überlebte seinen Bruder Hinnek, weshalb dieser auch sein Vorhaben nicht mehr ausführen konnte. Erst einer seiner Nachkommen, Leupold von Nordenberg, errichtete an gedachter Stelle im Jahre 1258 ein dem heiligen Dominikus geweihtes Kloster.

Die beiden anderen Brüder Hinneks, Richard und Willibald, zogen auch in den Krieg, es sind aber keine weiteren Nachrichten über sie auf uns gekommen.

Arnold blieb noch lange bei seinem kaiserlichen Oheim, begleitete diesen auf vielen seiner Kriegszüge und zog sich schließlich, nachdem ihm von seinem Vater Magingaud ein Theil des Tauber-, sodann der ganze Gollach- und Murrergau zuerkannt wurde, auf sein Schloß Schwarzach zurück. Er blieb unvermählt und liegt dort in dem gleichnamigen Kloster begraben.

Das Geschlecht der Nordenberger blieb sechs Jahrhunderte hindurch ein angesehenes und berühmtes. Das Amt oder die Würde des Erbkuchenmeisters wurde ihm auch von den späteren deutschen Kaisern übertragen und verblieb bis zum Erlöschen des Stammes bei demselben. In allen Kriegen der Karolinger und der deutschen Kaiser ist der Name der Grafen von Nordenberg genannt, und zahlreiche Stiftungen bekunden den frommen und mildthätigen Sinn dieses wahrhaft edlen Geschlechtes. Doch Hunoz's Ausspruch wurde zur Wahrheit: Der Name des Geschlechtes der Nordenberger ist erloschen. Von der Burg jedoch sind noch sehenswerthe Ueberreste vorhanden. Am Fuße des Berges, auf dem sie stund, und auf einem erhöhten Plateau liegen heut zu Tage die freundlichen Orte Ober- und Unter-Nordenberg. Die Spitze des Berges selbst ist mit prächtigem Buchenschlage bewaldet und auf ihr sind das zu Tage liegende Fundament eines gewaltigen Rundthurmes, der zwanzig Fuß hohe, freistehende Rest eines Spitzbogens, und an vielen Stellen aus dem aufgeschütteten Erdreiche hervorsehende, schön erhaltene Umfassungsmauern, als Ueberreste des alten Bauwerkes zu erkennen.

Aus den vierfachen, noch deutlich erkennbaren Wällen, welche in weitem Bogen den Berggipfel umziehen, läßt sich auf die große Ausdehnung der gesammten Burggebäude schließen.

Das ehemalige Dominikanerkloster und die Franziskanerkirche zu Rothenburg zeigen noch Grabdenkmale des Geschlechtes der Nordenberger aus unterschiedlichen Zeiten.

So erstehen Geschlechter, die der Zeit, in welcher sie blühen, voranleuchten durch ihre Thaten, wie Sterne des Himmels. — Doch sie verschwinden wieder: die Wogen der Menschheit gehen über sie hinweg und begraben die Versunkenen in Vergessenheit. Gleichviel —! — das Große und Gute, das sie gethan, hat seine wohlthätigen Spuren hinterlassen und wir wollen, auch wenn alle Merkmale ihres einstigen Bestehens von

der Erde verschwunden sind, doch ihrem Andenken unsere Achtung nicht versagen.

* *
*

Die Chroniken erzählen, „daß im Jahre 1383 ein Leupold, „Kuchenmeister von Nordenberg, und Anna von Westerstetten, „seine eheliche Hausfrau, ihre Veste zu Nordenberg sammt Vorhof, „dem Bauernhof mit allem, was dazu und darein gehört nebst „vielen ihren eigenen Dörfern, Weilern, Seen, Waldungen und „anderen Besitzungen an den Rath und Bürgern zu Rothenburg „um 7000 Goldgulden verkauft haben. — Als die Herrschaft „Nordenberg an die Rothenburger gekommen, nahm der Ort im„mer mehr zu, und es wurden in den großen Höfen der Burg „jeden Dienstag und Samstag Wochenmärkte gehalten. Der Rath „der Stadt Rothenburg setzte zwei Pfleger in die schön gebaute „und wohl befestigte, mit starken Mauern umgebene Burg. — „Solche wichtige Besitzung in den Händen der Bürger mußte „von Seite der Adeligen und besonders des Burggrafen Friedrich „von Nürnberg mit scheelen Augen angesehen werden, und letzte„rer nahm Gelegenheit vom Zaune mit den Rothenburgern sich in „eine Fehde einzulassen. Er verlangte nämlich freien Aus- und „Eintritt in die Veste, und als ihm dies nicht gestattet wurde, „so belagerte er 1406 das Schloß mit seinen Helfershelfern ge„waltiglich acht Wochen lang. Er richtete aber gleichwohl nichts „aus und mußte ohne weiteres wieder abziehen. Nachdem er aber „so wenig seine Absichten auf die Stadt selbst erreichen konnte, „so wußte er es dahin zu bringen, daß Kaiser Rupprecht den „Befehl ertheilte, daß dies Schloß nebst anderen sollte nieder„gerissen werden, die Renten, Zinsen, Land und Leute aber sollten „den Rothenburgern verbleiben.“

Verzeichniß

sinnstörender Druckfehler.

Seite	20	Zeile	9	lies	Sie statt „Die".
„	46	„	26	„	Euch in seiner.
„	81	„	20	„	treffen statt „trafen".
„	95	„	7	„	angefacht statt „angefochten".
„	160	„	20	„	Standesgenossen statt „Stadtgenossen".
„	167	„	14	„	Ladendaches statt „Bodendaches".
„	216	„	19	„	Faßbinder statt „Faßbindergesellen".
„	243	„	24	„	leicht statt „nicht".
„	261	„	18	„	desselben statt „derselben".